0076

# ERZÄHLUNGEN

des

# ewigen Mütterleins.

Von

BARONIN ADELMA V. VAY,

geb. Gräfin Wurmbrand.

Motto: „Das Mannigfaltige
Lässt sich erkennen,
Das Urgewaltige
Kommt von den Sternen.“
Geibel.

Zu Gunsten der Hinterbliebenen der mobilisirten Krieger der k. u. k. österr.-ung. Occupations-Armee.

BUDAPEST, 1879.

Commission von Ferdinand Tettey et Comp.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Budapest 1878. Druck von S. Grünhut v. Brüder Otto Hutgasse 10.

G82/3602

Dem hochsinnigen und tiefen Denker, dem edlen Philosophen und Dichter

# ALEXANDER JUNG

in KÖNIGSBERG,

demjenigen, der die Fackel edler Empfindung so hoch trägt, der das menschliche Herz so treu und wahr zu schildern weiss, und der die Leuchte aller nach Vervollkommnung strebender Menschen ist, sei dies kleine Werk in tiefster Bewunderung gewidmet.

Gonobitz in Steiermark, 1878.

Adelma Vay.

# Vorwort.

Ich bin das ewige Mütterlein, daher habe ich viel erfahren, gesehen und gehört. Trotz meiner Ewigkeit bin ich nicht alt, grau, hässlich und runzlich; noch bin ich jung, schön oder heiter. Mein Gang ist taktmässig — nicht zu rasch und nicht zu langsam. Freilich schelten mich Viele faul, Andere nennen mich wieder eilig; doch mich bringt dies Alles nicht aus meinem gesetzmässigen Gange. Ich folge meinem Herrn und bin als seine Dienerin an's Gesetz gebunden, das ich nie übertreten kann, denn ich und das Gesetz — wir sind Eins.

Ich habe keinen persönlichen freien Willen, in mir liegen Ursache und Folge, Anfang und Ende. Viele loben mich und nennen mich süss und gut; Andere wieder schelten mich und nennen mich bös und grausam. Alles, was da geschieht, geschieht in mir, durch mich — lebt in mir und durch mich. Ja,

ich bin ein Etwas, das sich weder greifen, sehen, fangen, festhalten, noch treiben lässt — ich bin da und gehe im Takte des Gesetzes meines Herrn. Ich habe Alles, was da geschieht, geschah, geschehen wird: mitempfunden, gesehen und gehört. Ich bin das ewige Mütterlein: einmal froh, einmal traurig; einmal rasch, einmal langsam; einmal jung, einmal alt — wie es eben Dem oder Jenem dünkt. Da ich nun Alles weiss, so bin ich auch geschwätzig; ich blättere gern in der Vergangenheit nach und lasse Euch etwas in die Zukunft blicken, ich rede mit Euch von der Gegenwart, Alles und Alle sprechen zu mir, ich bin für Alle gleich, — ich liebe und liebe Euch nicht! Für mich hat Alles Leben; du, deine Schuhe, dein Hund, der Fisch, die Natur, der Strom, die Luft, die Blume, die Geister — Alles und Alle — sie reden zu mir. Ich weiss in Allem eine empfindende, sprechende Seele, und bin gerade heute, inmitten meiner Ewigkeit, geschwätzig aufgelegt. Kennst du mich, o Mensch? Kennst du die „Zeit," die ewig war und ewig sein wird? Sie, die Zeit, die Dienerin Gottes, die Eins ist mit seinem Naturgesetz?

# I.

## Vom Himmel zur Erde.

Sagen wir, du seist bei mir als vergeistigtes, schwebendes Wesen. Wir sind im All! — Ach Gott, du armes Kind! Wie's dir schwindelt! Wahrlich, du weisst nicht, was mit dir geschieht! Du bist wie geblendet. Lichtglanz, wie du ihn niemals sahst, Musik, wie du sie niemals hörtest, umgeben dich. Um dich: Lichtgestalten, die wie Wolken sich leicht und duftig bewegen, ein emsiges Schweben und Weben, eine Wärme und Lebensausströmung überall; du bist wie im Traume. Ich muss dir einen Punkt zeigen, an welchem dein Blick, du schwaches Geschöpf, Verständniss findet. „Komm!“ so rufe ich — und hinschwebst du unbewusst, schwach und träumerisch, von süssen Melodien begleitet, von Liebeshauch umgeben, im Arme eines jener Lichtgestalten, einem Sandkorn im All, einem Punkte im Kreise zu: Vom Himmel auf die Erde! — Armes Kind! Hätte ich ein Herz, du thätest mir leid; hätte ich eine Sprache, ich riefe dich zurück; hätte ich Arme, ich hielte

dich fest umschlungen im Lande des Lichtes; so aber folgst du selbst — so wie ich — dem Gesetze des Herrn, dem Keiner widerstreben kann — und wirst Mensch! —

## II.

## Erzählung eines Fingers.

Ich bin der Finger einer rechten Hand, ich trage ein silbernes Hütchen auf dem Kopfe, und bin schlank und weiss; ich stamme aus einer schönen, runden, weissen Hand, wo die blauen Adern wie Bächlein sich kreuzen. Ich bin der längste der fünf Geschwister, und habe das Meiste zu thun: den ganzen Tag muss ich mit meinem silbernen Hute auf dem Kopfe eine stählerne Nadel mit einem langen Faden in allerlei harte und weiche Stoffe stecken. Ich gehöre, sagte ich, zu einer schönen weissen Hand; diese weisse Hand gehört nun zu einem runden vollen Arme, der an einer schönen Schulter mündet, an die sich ein herrlicher Hals mit einem engelhaft schönen Kopfe schliesst. Aus diesem Kopfe leuchten zwei dunkle Augen, so mild, so innig, so süss! Sie sprechen besser noch als der Mund und drücken besser aus, was das Herz dieses Wesens fühlt. Es hat langes schwarzes Haar, das ihm über die Schulter herabwallt. Dieses Haar ist so dunkel, dass die

Weisse seines Antlitzes und die blauen Adern auf Stirne und Wangen noch deutlicher hervortreten. Diesem lieben schönen Wesen gehöre ich an und bin der Mittelfinger der rechten Hand, mit welcher die holde Erscheinung so emsig arbeitet und nähet. — Sie sitzt gewöhnlich am Fenster; draussen ist es Winter und Alles ist weiss und hart gefroren, eisigkalt. Sie näht den ganzen Tag fort und fort und scheint sich zu eilen, da ich den silbernen Hut fast niemals abnehme. Wir haben allerlei kleine Kinderhemdchen, Jäckchen und Häubchen genäht. Oft lächelt sie und freut sich, dann wieder seufzt und weint sie und legt mich an ihr pochendes Herz, dessen Schläge ich deutlich fühle — so wie meine vier Geschwister, die es mir sagten. Manchesmal wischte sie sich auch eine Thräne aus den dunkeln träumerischen Augen und faltete uns Alle zum Gebete.

Wenn sie einige der Kinderkleider beendet hat, ist sie froh und geht in eine andere Stube, welche mit einem lichten Dampfe, den man Tabakrauch nennt, gefüllt ist; sie nähert sich dort einem Mann und legt mich mit den Geschwistern auf seine Schulter — er sitzt am Tisch und schreibt.

Sie sieht ihn innig an und zeigt ihm die beendete Arbeit; er erwiedert liebevoll ihren Blick und drückt ihr die Hand. Ich kenne wohl den dunkeln Schatten, der auf meinem Freunde, das ist dem Mittelfinger der rechten Hand dieses Mannes, ruht, und als ich ihn frug, weshalb er so schwarz sei? sagte er: „Weisst du denn nichts von der Mühe und Pflege, die ich habe? Den ganzen Tag und oft auch

die Nächte muss ich die Feder führen; sie wird in eine schwarze Tinte getaucht, aufs Papier geführt, und da sitzt der arme Mann und schreibt, bis ich ganz schwarz geworden. Ich bin aber deshalb auch sehr gelehrt geworden und trage gern den schwarzen Fleck, der mich wie ein erhabener Orden kleidet.“

Ich schwieg — und liess meinen silbernen Hut durch den Bruder Daumen noch fester eindrücken, und sah mit Selbstbewusstsein in die Welt . . . . So schieden wir; er schrieb und ich nähte.

Eines Tages schien meine Gebieterin viel zu leiden; ich fühlte es sogar bis in die äusserste Spitze, und zog mich krampfhaft zusammen. Es kam wohl mein armer bekleckster Freund daher und hielt mich warm umfangen — doch wichen deshalb die Schmerzen nicht! Ein lautes Kindergeschrei brachte mich zum Bewusstsein; — ich musste aber selbst meiner süssen Gebieterin die Thränen aus dem Auge wischen und dem braunen, ernsten Mann die Wange streicheln, endlich — das Kindlein süss umfangen.

Ich war voller Aufregung und Angst und fürchtete, dass meine Gebieterin sterben würde; was wäre dann aus mir geworden? — Da trat ein Priester an das Schmerzenslager der blassen Frau.

Zitternd wurde ich zum Gebet gefaltet. Der Priester sprach: „Unter Schmerzen wurdest du geboren, armes schwaches Kindlein, wachse nun heran, zur Freude deiner Eltern, und empfange die heilige Taufe!“ Und er goss dem winzigen Wesen, das auch zwei Mittelfinger hatte, Wasser auf den Kopf, dass es laut aufweinte. Nun küssten sich die Eltern; der

braune Mann war bleich und ernst, er hielt mich und die Hand der zitternden Frau immer fester; ich fühlte es, wie sie stiller und ruhiger wurde. „Wird sie nicht kälter und blässer?“ frug ich mich. Mein Gott, ich weiss es selbst nicht! Es überfällt mich eine grosse Steifheit im ersten Gliede, ich kann nicht mehr weiter denken — — —

Eine feine, melodische Stimme klingt durch die Stube: „Ich, das ewige Mütterlein, kenne dich, du kleines Wesen in der Wiege! Warum verliessest du den Ort des Lichtes und kamst vom Himmel zur Erde? Dein Aufleben hier, ist das Sterben deiner Mutter: ihr Aufleben im Reiche des Lichtes! Siehe, während sie dich liebkoset, wird sie immer kälter, ihr Händedruck lässt nach — jetzt faltet man ihr die Hände. Und ich bin da und sehe es, wie der braune Mann weint und nicht helfen kann! In der Freude deines Erscheinens, o Kindlein! liegt schon der grösste Schmerz für Den, der gebeugten Hauptes da steht vor der Ruhe, vor der Unerbittlichkeit des Todes! Doch das Kind schreit, er wendet sich hin; ihm bleibt die Sorge des Lebens, ihr erwuchs die Ruhe des Todes!“ So sprach es — ich hörte es und werde steifer und steifer, kälter und kälter; ach, was wird wohl aus mir?!

## III.

### Was mir ein Schuh erzählt.

Ich bin ein feiner, schwarzer Atlas-Schuh — sehr elegant und nobel; ich stamme aus dem ersten Schuhladen. Ungeduldig und lebhaft zuckte ein Füsschen in mir; ich bekleidete damals einen niedlichen, gewölbten, zierlichen Fuss. Ich verdiene es wahrhaftig nicht, jetzt auf der Strasse unter allerlei Schmutz und Gesindel zu liegen, so vergessen, verlassen und verachtet — ich, ein feiner Damen-Atlasschuh, aus dem ersten Schuhmacherladen entsprossen! Es ist mir ein grosser Trost, Euch von meiner Vergangenheit wenigstens zu erzählen; ja, ein grosser Trost inmitten meiner Verkommenheit. Ich weiss doch, wo und was ich war, selbst in dieser Lage der Erniedrigung . . .

Es war dies ein herrlicher Tag, als ich einst in einen hellerleuchteten Ballsaal eintretend, mich bald darauf hin- und herwiegte, nach den taktmässigen Tönen des Orchesters . . . Meine Herrin, blond gelockt, graziös und schmächtig, stellte die „Kö-

nigin der Nacht“ vor. Lang und märchenhaft düster umschwebte sie ein schwarzer Schleier mit Goldsternlein besäet; kokett und herausfordernd guckte ihr blondes Köpfchen mit den hellen blauen Augen, dem trotzigen rothen Mündchen, das stets lachte und Perlenzähnchen zeigte, oder sich aufwerfend schmollte, daraus hervor. Ihre ganze Gestalt zitterte und erbebte, als sich ihr ein hoher schlanker Mann nahte. Bald trat ich wieder lustig auf, und rutschte hin und her, hüpfte und sauste dahin, von zwei schönen lackirten Schuhen, die wie ein Spiegel glänzten und sehr stolz waren, begleitet. Ach, was wussten mir nicht Alles diese Lackschuhe zu erzählen! Kein Wunder, dass ich mich bald ganz närrisch in sie verliebte.

Dieser Glanz, diese Faltenlosigkeit! Ja, es gab gar keine solchen Schuhe mehr im ganzen Saale! Auch ich schien ihnen zu gefallen; sie erzählten mir von den Teppichen, Mosaik-Böden und herrlichen Gemächern, die alle ihr Eigenthum seien, bis ich, ganz erschöpft, mich setzen musste. Ich war hingerissen und bewältiget — die flötenden Töne des Walzers dazu — ach, es war ein herrlicher Abend! Ja, man ist nun einmal ein neuer, noch nicht angezogener Schuh! . . . Ich dachte an meine einfache Wohnung zurück und wäre gar gerne gleich den Lackschuhen gefolgt. Doch da kam ich in den Wagen. Der Ball war aus, ich fuhr nach Haus, meine Herrin schlug noch mit mir den Takt des letzten Walzers.

„Ach, das war ein schöner Cotillon, liebe Mama, den ich jetzt mit dem Fürsten tanzte!“ sagte sie. Man zog mich daheim aus, warf mich hin, legte mich

in ein Papier, und Nacht war es, dunkle Nacht — ich konnte nun ruhig von den Lackschuhen träumen!

Wie lang ich da, vergessen in meiner dunkeln Kammer, lag, das weiss ich nicht; doch sehnte ich mich lebhaft nach dem Tageslicht, als mich plötzlich grobe, derbe Hände packten: — „Sollen diese schwarzen Atlasschuhe vom Maskenball auch mit, Fürstliche Gnaden?“ so frug das Mädchen. „Ja, ja, diese lieben Schuhe,“ scholl es mir freudig entgegen, „packe sie nur ein. Ach, ich war damals so glücklich auf dem Balle!“ — „Und erst ich!“ dachte ich mir. „Was ist wohl aus den Lackschuhen geworden?“ — So, nun legte man mich in den Koffer; es schien mir, als reiste ich — es dauerte ziemlich lange. Nun waren wir angekommen, ich wurde mit den übrigen Schuhen — Alles recht feine Leute — ausgepackt, und wieder verdammte man uns in totale Finsterniss.

Endlich einmal nahm man mich hervor, ich war schon etwas abgelegen. Es war ein schwüler Sommertag. Ich betrat, zu meinem Entzücken, einen herrlichen Saal mit Mosaik-Fussboden, weichen Teppichen und allen Herrlichkeiten, von denen mir die faltenlosen, vornehmen Lackschuhe erzählten. Endlich kam ich auf den knisternden Kiesweg, auf den frischen grünen Rasen des Parkes. Es lag aber etwas Gebrochenes, Sorgenvolles im Gange meiner Herrin, ihre frühere Elastizität und Munterkeit waren verschwunden, so müd und matt setzte sie den Fuss, den ich bekleidete, auf. Ich konnte mir es nicht erklären — ich glaubte, sie suchte, wie ich, die Lackschuhe, die gar nirgends sichtbar waren . . .

So führte sie mich durch die Herrlichkeiten im Schloss und Park. Nun fehlten aber immer noch die Lackschuhe, — ich fand sie nicht, nirgends glänzten sie mir faltenfrei entgegen. So kamen wir an einen See im Parke, wir setzten uns an demselben nieder; schäumend brachen sich die Wellen am Ufer. Ich guckte unter dem weissen faltigen Gewande meiner Herrin hervor und besah mir das blonde Lockenköpfchen.

Trüb und melancholisch blickte sie in die Wellen des Sees, und langsam — sachte — kamen ihr zwei grosse helle Thränen aus den tiefblauen Augen, wie die Wogen aus dem Wasser. Da auf einmal durchzuckte ein Freudenstrahl ihr Antlitz! Man bringt ihr ein Kind im langen weissen Tragkleidchen, das mit Spitzen reichbesetzt ist.

„Gib ihn her, den lieben Kleinen, den ich schon so sehnsuchtsvoll erwarte!“ rief sie aus. Und man breitete Teppiche und Kissen auf den weichen Rasen aus.

Mutter und Kind spielten da herum. Bald hörte ich ihr klangvolles Lachen, gemischt mit der unverständlichen Sprache des Kindes.

Ein anderes Mal, nach langen Tagen, ich weiss es noch genau, lief ich die Marmortreppe im raschen Flug hinab, meine liebe Herrin stürzte einer älteren Dame mit dem Rufe in die Arme: „Mama, Mama! Endlich!“ —

Abends war süsser Mondenschein, wir sassen auf der Terasse, der Mond sah so trübe drein — und ich fühlte es an einem nervösen Zucken des Füsschens, dass mein liebes Kind bitter weinte. —

„Die ärgste Vernachlässigung, monatlange Abwesenheit bringen mich um, theure Mutter!“ so schluchzte sie. — „Hat er mich denn jemals geliebt? Was ist mir all die Pracht hier, wenn ich so vergessen bin! Der Schmerz bringt mich um, ach, wäre ich lieber todt!“ — „Todt?“ dachte ich mir, „und dies Alles verlassen, ohne die treulosen Lackschuhe auch nur einmal wiederzusehen? Ach, das ist zu arg!“

Und ich empörte mich und — barst, das heisst, ich platzte vor Wuth! Dieser einzige Wuthausbruch über die Albernheit meiner Herrin ist Schuld an meinem jetzigen Elend; denn, als man mich Abends auszog, wurde ich ganz fortgelegt. Das Mädchen sah mich bedauerlich an, stopfte den Riss mit gemeinem Zwirn und — ach! Schande — zog mich an, so sehr ich mich auch dagegen wehrte und sie presste, bis ich endlich wieder, und diesmal ernstlich, barst . . . „Lieber sterben, als solch gemeine Füsse bekleiden,“ dachte ich bei mir. — Nun liege ich da am Schutthaufen, eben so vergessen wie meine theure Herrin! Auch ich möchte gerne ganz sterben und kann nicht, denn — obzwar aller Atlas vom Schuh schon hin ist, ist meine Sohle zu dauerhaft! Wie lange wird noch diese Sohle allem Schmerze, aller Zeit und Verwesung trotzen? Und was würden die undankbaren Lackschuhe sagen, sähen sie mich so hier liegen — unter Schutt und Asche! Ach, wie furchtbar ist es, wenn aller Stoff und Glanz geborsten, alt und schmutzig ist — mit unverwüstlichen Sohlen so hier im Schmutz zu liegen!

Ich wollte, ich und meine Erinnerung wären ganz todt! —

## IV.

### Ein Seidenschnürchen spricht.

Ich lag um den Nacken eines schönen Kindes, ein Kreuzchen und eine Medaille hielt ich fest. Die liebliche Jungfrau, mit der reinen Stirn, dem klaren Auge, dem frischen Mund, sie stand, erwartungsvoll und ahnungsreich, in stiller Mondnacht auf dem Erker und hörte der lautlosen Stille in der Natur zu.

Für sie war es wonnige Musik, vielsagende Sprache. Sehnsüchtig und schüchtern blickt sie zu den Sternen empor, ein leiser Schauer des ihr Unbekannten und Unbegreiflichen erfasst sie! Sie blickt zurück auf die Erde, wo jetzt Alles so still, mit geheimnissvoller Ruhe überdeckt ist; in der lautlosen stillen Mondnacht klingt der kleinste Ton so hell — und das Rauschen des murmelnden Bächleins, mit seinen von Mondesstrahlen vergoldeten Wellchen, klingt so traulich! O, du ahnungsvolles, kindlich vertrauendes, jungfräuliches Gemüth! Ich, das Schnürchen an deinem Nacken, ich fühle es, wie dein Busen wogt, wie dein Herzlein pocht, und ich weiss wohl,

welch ein märchenhaftes, ahnungsreiches Wesen du dir selbst erscheinst! — Kreuz und Medaille wurden von ihr fromm umfasst und geküsst, leise Worte des Gebetes in die Nacht zu den Sternen empor gehaucht, noch ein, halb sehnsüchtig, halb scheuer Blick auf die Schatten des Mondes geworfen, ein stiller Seufzer der sanft ruhenden, thaubedeckten Erde zugesandt, und sie geht zur Ruhe in's trauliche Bettchen, sie schläft sanft ein, das Gebet noch auf den Lippen, welches in Träumen still und rein fortlebt, wie der klare Ton der Glocken durch die Lüfte zittert. Und wenn sie am frischen Morgen wieder erwacht, schwebt ihr ein Lächeln auf den Lippen. Sie hat wohl mit Engelein gesprochen diese Nacht?

Wie heiter und fröhlich erscheint ihr der Morgen! Alles ist in Bewegung und Leben. Träumerisch und sinnend legt sie sich zur Ruhe, lebendig und frisch erwacht sie des Morgens. Das Leben solch unschuldvoller Seelen ist voll Andacht und Wehmuth, voll Frohsinn und Sehnsucht — man ist sich selbst ein Räthsel; süsse Erwartung des Unbekannten legt die Zukunft in rosige Elfenschleier! — Erwartung! O süsses Wort, wer kennt dich nicht? Du bist schön nur vor deiner Erfüllung, weil Erfüllung nie der Erwartung entspricht — meist Enttäuschung des Idealen, Versinnlichung des Geistigen ist!

Es war ein schwüler Sommertag. Ich, das schwarze Schnürchen, lag schmiegsam um ihren Hals. Sie schien mir seltsam bewegt, denn blass und zitternd hörte sie den leidenschaftlichen Worten eines jungen Mannes zu. Er sprach von Liebe, von heisser Lei-

denschaft, von Besitz und Eigenthum, und forderte Erwiederung seiner Gefühle! — Erschütternd klang diese fremde, neue Sprache an ihr Ohr! Es schien ihr, als hörte sie eine unbändig wilde Musik, als drehete sich die ganze Welt, es war ihr, als hätte sie ein grosses Unrecht begangen — und doch blieb sie, wie gefesselt, fest gebannt durch einen eigenthümlichen, süss magischen Zauber! Furcht und Entzücken — wer kann es beschreiben? — strömten hin und her in ihrem wogenden, schwer athmenden Busen! Sie wollte ihn bitten, zu schweigen, und wenn er schwieg, flehete ihr Auge, er möge doch reden! Sie fühlte höchste Seligkeit und doch tiefen Schmerz! Ihre Kindheit schien wie mit einem Zauberschlag begraben, ein neues, unbekanntes Leben stand vor ihr. Der Sprechende erschien ihr Anfangs wie ein Eindringling, ein Räuber, welcher ihr eigenes Leben ihr gestohlen. Doch — sie musste folgen dieser Zaubermacht! Allgemach gewöhnte sich das Ohr an die leidenschaftliche Sprache, das Herz zitterte nicht mehr vor seinem Blicke, und endlich wagte sie dem Räuber selbst ins Auge zu schauen. Ja, er wurde auch gleich zum Gott, zum Ideal dieses warm liebenden, reinen Mädchenherzens! Ein neues Leben erwachte in ihr. Ihr schweigsames, reines Gemüth legte sich keusch an seine starke Liebe. Mächtig und gross entfalteten sich vor dem bewundernden Manne Gefühle und Gedanken im Wesen des stillen, trauten Kindes, die, ihn beseligend, sie lieben und verehren hiessen. Nun stand sie nicht mehr einsam, träumerisch am Erker; es war nicht mehr diese mährchenhafte Erwartung,

die ihr das Innerste bewegte; es war die Liebe, eine unendlich mächtige Liebe, welche ihr das Herz und den Sinn erfüllte!

Die Reinheit, Einfalt und Unschuld liebt stärker und tiefer, aber unvorsichtiger als alle andere, selbstbewusste, erfahrene Liebe. Ein kindlich Gemüth gibt sich in Einfalt ganz hin, behält nichts mehr für sich, und kennt keinen Schatten der Selbstliebe oder des Geheimnisses.

„Mein trauter Geliebter! Es ist der Frühling in mir erwacht“, so spricht sie zu ihm, „ich fühle mich so reich, so frisch und leicht, wie die fliegende, trillernde Lerche; ich schwinge mich mit ihr zum Himmel empor!“

Sie erscheint ihm oft märchenhaft und unerklärlich, wie eine neckische, launische Elfe, wie eine herrliche Waldfee.

„Bist du wahrhaftig ein irdisches Geschöpf?“ fragt er sie ängstlich — und er schliesst sie leidenschaftlich in seine Arme.

Ein Medaillon mit brauner Haarlocke gesellt sich nun zum Kreuzchen und zur Medaille; ich halte sie fest alle drei. Ich höre sie sagen: „Die Liebe zu dir ist mir wie ein Gebet! Meine ganze Seele geht auf vor Gott, seit dem ich dich liebe! Was hast du gethan, du süsser Zauberer? Auch alle Menschen liebe ich mehr seitdem und verstehe sie besser. Und wenn ich an den Tod denke, ist's mir nicht mehr schaurig, denn auch im Jenseits bist du mein!“ So sprudelte es von ihren Rosenlippen, und er hörte ihr — sie still bewundernd — zu, sein Geist ruht aus

in ihr, er fühlt sich wie geistig gehoben, gereinigt durch ihre Reinheit!

Eines Tages nahm sie mich zitternd von ihrem Halse und hing mich mit Kreuz und Medaillon um seinen Hals; sie schluchzte und weinte, und er war auch tief bewegt und sprach kein Wort. — Sie bat ihn: „Ach, lass mich nicht allein, eine böse Ahnung macht mich beben, Gott sei mir gnädig!“ Er aber sprach, sie umarmend und ihr die Haare von der Stirne streichelnd: „Kind, sei stark, es muss sein! Bald komme ich zurück. Du wirst dann mein Weib. Gott mit dir, geliebte Braut!“ Ich zitterte heftig an seinem Halse, an seiner Brust, auch mir war bang, als er die Thüre knarrend schloss. Es klang wie das Schliessen eines Sargdeckels! In seiner Brust schlug es laut und heftig — ich glaube gar, er hat geweint! — als er im Wagen sass und rasch davon fuhr im leisen Frühjahrs-Regen!

Ich weiss nun nicht, was Alles geschah — doch muss der arme Mann arg gelitten haben, denn immer pochte sein Herz so schwer, so dumpf! Eines Tages nahm er mich, vor Schmerz zitternd, von seinem Halse ab, hüllte mich mit Kreuz und Medaillon in ein weisses Papier und schrieb darauf: „Die Menschen, die Erde, sie trennen uns, wir müssen ihrer Gewalt weichen, mein armes süsses Kind! Aber im Geiste, im Reiche der Ewigkeit, bin ich dein, ewig dein!“ — Nun reiste ich sehr lange herum, kam in allerlei Hände, auf ein Schiff, über's Meer, auf die Eisenbahn, endlich in den Postwagen und in die alte liebe Stube — zu meiner schönen jungen Freundin.

Sie las die Worte — nahm mich krampfhaft in die Hand — starrte mich an mit grossen, thränenlosen Augen — und sank zurück mit einem langen, jammervollen Schrei! — Wie lang sie da so lag, kalt, steif — ich weiss es nicht; ich glaubte, sie sei gestorben! Doch nein, denn leise fing das Herz zu pochen an, ihre Hände wurden wärmer, und sie erwachte zum Leben — aber als ganz verändertes Wesen! Sie setzte sich hin und sprach: „Also, ich lebe noch? Ja, er lebt ja auch, er leidet ja auch, so wie ich! Auch ich will leben. Der Schmerz um ihn soll mich langsam tödten! Die Zeit wird nichts heilen, sie tödtet nur; das ist Erlösung! Und doch — hier wie dort bin ich dein, Geliebter! Ewig dein!“

Ich wurde, wie ehedem, um ihren Hals getragen; doch — wo war das frische, frohe Gemüth, wo die Erwartung, die Freude des Lebens?! Alles war gebrochen, geknickt, wie die Frühlingsblüthen durch den Frost! Erwartungslos stand sie voll Jugend dem Leben gegenüber, welches ihr verödet war! Erwartungslos, dumpf und trüb ging sie in das Einerlei des Tages — für sie hatte der Mond seinen Glanz, die Blume ihren Duft, der Sonnenstrahl seinen Frieden verloren! Gleichgültig, kalt war ihr Alles, denn ihr Leben war ihr ja durch den Verlust des Liebsten genommen — nun war ihr Alles erstorben! Man hätte sie auf alle Arten martern können, ruhig wäre sie in den bittersten Tod gegangen — hatte sie doch mehr gelitten, als Alles dieses! Was konnte dann noch Aergeres kommen? Das Schicksal, die Menschen konnten ihr nichts Böseres mehr bringen — denn das

Böseste, Herbste war schon da — immer, für ihr Leben lang da! —

Doch ging sie noch herum, ihre Füsse trugen sie wie sonst, im Aeussern blieb sie dieselbe, wenngleich das innerste Leben in ihr erloschen war — und zwar mit einem einzigen, grausamen Schlag! Alles wurde mechanisch gethan, nichts folgte mehr dem frischen innern Impuls — der war erloschen! Es war schrecklich, so ohne Empfindung und Gefühl zu sein und dabei doch so tief zu leiden! Lebendig, war sie doch todt! In ihrem Innersten, da war ein grosses, tiefes Grab, darin lag Liebe, Leben, Erwartung begraben! In dies Grab zu schauen wagte sie sich nicht, niemals hob sie das Leichentuch vom geliebten, angebeteten Leichnam! — So lag ich denn ruhig, traurig um ihren Hals, bis ich ganz schwach und abgenützt war vor Gram. Da nahm sie mich herab, küsste mich innig, und sprach: „Geh zur Ruh!“ und sie verbrannte mich im Ofen ihres Stübchens. Ich bin nun Asche — Asche, die man in alle Welttheile bläst. . . Ich hoffe, dass auch sie, die so hart Getäuschte, Asche ist, die in alle Welten geht, deren Geist im Jenseits ist, wo es keine Trennung giebt!

Doch — wer weiss es?

## V.

## Der Wiederschein eines Spiegels.

Ich will Euch nun erzählen, welch' Bildniss ein grosser Spiegel wiedergab. Es war dies ein Ankleide-Spiegel, breit und gross, von feinster Art; er stand in einer geräumigen schönen Stube mit altem Schnitzwerk und bunten Teppichen. Die Fensterladen waren halb geschlossen, nur ein Fensterflügel stand offen und liess die milde Abendluft herein. Die Sonne draussen war im letzten Vergluthen; noch ein goldiger Strahl, ein Lichtpünktchen, ein letzter Abendgruss — und sie war hinter den blauen Bergen verschwunden, welche in einen rosig gelben Schleier gehüllt wurden. Im Thale lag der Thau, Nebel lagen über der Wiese, Vögel liessen ihr letztes Abendgezwitscher vernehmen, Frösche begannen zu quacken, Grillen zu zirpen; kurz, es war dies ein herrlicher, warmer, wolkenloser, friedlicher Sommerabend, wie es ihrer viele giebt und noch geben wird. Dieses Alles drang und klang, mystisch gedämpft, in das grosse, stille, halb-

dunkle Gemach. Das Leben der Aussenwelt verlor sich geheimnissvoll und ängstlich in der Lautlosigkeit des Innern dieser Stätte; es war, als sei dort Alles in ein stilles Grauen und einen himmlischen Schauer gehüllt. Seht — dort im grossen Spiegel den Widerschein eines süssen schmerzvollen Bildes! Im Innern des Gemaches sieht man Kleider, Schriften, Bücher herumliegen; sie deuten auf Leben, Bewegung und Arbeit. Auf dem Ruhelager aber, seht, liegt eine herrlich schöne, milde Gestalt. Ihr Köpfchen, von Locken umhüllt, die gerade so wie das letzte Gold der Abendsonne glühen, ruht halb auf den weichen Kissen, halb nach links herabgesenkt auf der Brust. Die Augen sind fest geschlossen, um den Mund spielt ein wehmüthiges, zufriedenes Lächeln, die etwas hinaufgezogene Oberlippe lässt eine Reihe Perlenzähne hervorblicken; das Nachtkleid, die schneeweisse, mit Spitzen besetzte Jacke, ist mit blauer Seidenschleife um den Hals gebunden und liegt faltig um die runden Schultern; müssig und schlaff hängt ihr weisser voller Arm über die Bettdecke herab. Sie liegt so ruhig da, so regungslos, so still und unbeweglich! Was bedeutet dies fixirte Lächeln um den Mund? Und die schmerzlich hinaufgezogene Oberlippe! Will sie etwas sagen? Doch nein, zu unbeweglich sind die halbgeschlossenen Augen, zu ruhig liegen die langen Wimpern auf den blassen Wangen! Und was will die zusammengebrochene, in sich versunkene Männergestalt — die an ihrem Bette kniet und ihre eine Hand fest umschlungen hält? Wird sie nichts sagen? Nein — denn seht, auch sie ist starr, stumm, steif! — Dies,

Kinder, dies ist der Tod! Viele nennen's Erlösung, Wiederfinden — hoffen wir, dass dem so ist!

Untergegangen war die irdische, goldige Sonne für hier — aber anderswo war sie frisch wieder aufgegangen. So ist's mit diesen Beiden. Untergegangen war ihr müdes Leben hier — erwacht ist es dort im Reiche ewiger Liebe!

„Du erzählst uns aber immer nur so Trauriges, du ewiges Mütterlein! Hast du denn nie in deiner Ewigkeit und Beständigkeit etwas Schnurriges erlebt?"

Liebes Kind, so lange wir uns auf Erden, wo Sünden und Tod sind, bewegen, kann ich nichts Besseres erzählen ... Der Glücklichste der Erde hat bittere Stunden des Schmerzes gekannt!

Des Menschen Glück ist ein sehr relatives Ding. Im Reiche der Unwandelbarkeit allein ist Seligkeit, Friede. Doch die Erde, und Alles auf ihr, ist wandelbar, unbeständig!

Nun eben fällt mir eine drollige Erzählung ein. Höre!

## VII.

### Eine Geschichte, die glatt abläuft.

Du siehst wieder ein Mädchen — hübsch, heiter, frisch und fröhlich. Kein Schatten auf ihrer Stirn; sie singt, trillert, tanzt herum, hat keine Ahnungen, keine Schwermuth, sie träumt nicht, und der Mond scheint ihr ein langweiliger Geselle — weiter nichts. Sie liebt das Leben und geniesst es. Die Sterne stimmen sie nicht poetisch, sie machen sie schläfrig; sie liebt den Tag zum Frohsinn, die Nacht zum Schlafen . . . .

Sie ist ein fröhliches Kind der Erde, ohne besondere Eigenschaften, ohne besondere Fehler — sie weiss sich in der grossen Welt klug zu benehmen; hat keine Feinde, aber auch keine Freunde. Es geht ihr selbst ausgezeichnet gut dabei, sie fühlt sich ganz glücklich; mit einem Wort, sie ist geschaffen, um sich selbst nie einen grössern Kummer zu bereiten, um es sich immer bequem zu machen und das Leben so recht zu geniessen . . . .

Von Reichthum, Glanz, vornehmen Eltern umgeben, seht ihr sie heute an ihrem Hochzeitstage. Die Liebe hat sie weder tiefbewegt, noch machte sie ihr den geringsten Kummer — es war Alles so lustig hergegangen. Sie fand es passend, gut, sich denjenigen ihrer Bewerber auszusuchen, dessen Stellung, Ahnen und Vermögen den ihrigen gleichen, und die Welt hatte ihre Freude daran und nannte es: von beiden Seiten eine gute, passende Partie . . .

So wandeln sie Beide sorgenfrei und fröhlich zum Traualtare. Ihr höchst eleganter, reicher Anzug, die Ankunft vieler hoher Gäste geben wohl viel zu denken und zu thun . . . Da gab es keine Zeit zur Sentimentalität, die Unruhe und Festlichkeiten waren zu gross. Jetzt ist aber auch die gefürchtete lange Rede des „guten Pfarrers“ vorüber, die Beiden sind ein Paar — bestimmt, Freud und Leid mit einander zu theilen. Nun folgt ein Dejeuner, nach der Trauung — das Brautpaar wird von allen Seiten begrüsst, umarmt — einige Theaterküsse und Thränen, so viel eben der Anstand, die Etiquette des Festes es gestattet, werden gewechselt, die Braut muss rasch den geschmackvollen Reiseanzug anlegen, Leute und Diener fliegen, wie aufgeschreckte Vögel, nach allen Seiten hin, die Braut nimmt Abschied von den Eltern, die Trennung ist ja nur kurz, also braucht man sich auch da nicht abzugrämen — denn nach der herrlichen Hochzeitsreise können sie ja ihr Kind in ihrem neuen Besitz, im prachtvollen Schloss besuchen . . . .

Also: „Adieu, Mama und chèr Papa! Adieu!“ ruft

sie, noch mit dem Spitzentuch aus dem Wagen winkend. Endlich — da sitzen sie im Reise-Coupé, die Eisenbahn führt sie rasch durch die halbe Welt. Die Braut ist mit frischen Blumen-Bouquets überschüttet, die auf der nächsten Station der Kammerjungfer übergeben werden — wegen des starken, betäubenden Geruchs. Nur das weisse Kamelienbouquet behielt sie bei sich, es gehört ja zum Ganzen — und ist auch ein Geschenk des Bräutigams. . . .

Nach einem herrlichen Aufenthalt in Paris und London, wo sie Alles in der grossen Welt mitgemacht hatten, gefeiert und bewundert wurden, auch viel einzukaufen hatten für ihr Etablissement, kommen sie über die Schweiz, welche sie aber langweilig fanden, nach Hause. Überall wurden sie herrlich empfangen, prächtig bedient, nur die Eisenbahnen wollten sich mit ihren frühen Abreise-Stunden nicht nach ihnen richten. . . . Zu Hause — ebenfalls grossartiger Empfang, mit langweiligen Reden, linkischen weissen Mädchen und stotternden Schulkinder-Versen. . . .

So lebten sie denn hin, diese Leute, in Saus und Braus, immer mit Toilette, Schloss-Einrichtungen, Parkanlagen, Reisen in Bäder, Hoffesten beschäftiget. Sie genirten sich gegenseitig nie — ein Jeder that, wie es ihm angenehm war. Sie lebten also sehr gut zusammen — sie bekamen Kinder, die von der Geburt an vortrefflichen Wärterinen, französischen und englischen Bonnen übergeben und dann durch ein auserlesenes Erziehungs-Personal, dem Range angemessen, erzogen wurden. Es geschah wohl zuweilen, dass die Eltern ihre Kinder Tage lang nicht

sahen — dafür hatte aber die schöne Mama immer Gäste und ihren Lieblings-Mops, der sie nie verlassen durfte; der Papa war auf den Jagden, in allen Ländern, wo es etwas zu schiessen gab. . . Die Welt sagte: „Es ist ein beneidenswerthes Paar, sie haben Alles, was sich der Mensch nur wünschen kann!“ —

Das ist doch „schnurrig?“

„Ich versichere Sie, lieber Graf, es ist ein wahres Glück, dass es Rehe, Hirsche, Rebhühner, Schnepfen, Auerhähne, und wie die edlen Thiere der Jagd alle heissen, giebt; denn sonst wüsste man wahrhaftig nicht, was mit den Männern anzufangen! O, das ist ein endloses Gähnen, eine Langeweile, eine üble Laune, wenn Alles abgeschossen ist! Der heitersten Frau vergehen die Sinne dabei!“ — So spricht die nicht mehr ganz junge, schon etwas verblühte Frau, in einer netten, unbestimmten, reichen Faille gehüllt, zu einem milchblonden jungen Mann, der, nachlässig im Fauteuil zurückgelehnt, seine Zigarette müssig raucht. „Aber mit einer so geistreichen Lebensgefährtin sich zu langweilen, ist Barbarei!“

„Sie finden? Und doch thut es mein Gatte — und morgen fährt er auf drei Wochen zum Fürsten auf die Bärenjagd. Sie, lieber Graf, und die andern Herren, die keine so passionirten Jäger sind — denn bei meinem Gatten gränzt das schon an eine Manie, dieses Jagen — bleiben hier, wir wollen ein gemüthliches „vie de château“ führen, wie es im Buche steht, und beim Croquet-Spielen recht disputiren; nicht wahr? . . . Die zwei langweiligen Comtessen N. . . . musste ich auch einladen, denn sie gehören in unsere

Schnepfenliste . . . . Ich versichere Sie, mein lieber Graf — und sie seufzte tief auf — eine junge Frau, deren Gemal stets nur auf Jagden geht, wie wenn er zum Jagen auf die Welt gekommen wäre, muss sich zerstreuen, denn nichts greift meine Nerven mehr an, als Einsamkeit, Ruhe. — — Mama lässt mir keine Ruhe, sie sagt, ich müsse mich zerstreuen, es sei mir gesund; und es ist auch wahr, ich brauche Leben, Menschen um mich, wenn mein guter Carl nicht zu Hause ist. Die Kinder müssen den ganzen Tag lernen, und die Kleinen sind viel lieber bei der Bonne, als bei mir. Ich versichere Sie, mein Mopsel liebt mich mehr, als diese Rabenkinder!“ Und nun wurde der Mops mit allerhand Zärtlichkeits-Namen: als Mupi, Zuki, Liebi, u. s. w. überhäuft . . . Nach einiger Zeit höre, was der Gemal spricht! Er liegt im Lehnstuhle vor dem Kamin, seine türkische Pfeife ist ausgeraucht: — „Was ist jetzt nur zu beginnen?“ Und er fährt sich mit der langen weissen Hand über die Augen, zupft sich am Bart, gähnt. „Die Jagden sind abgeschossen, der Karneval ist aus, auf dem Land ist es noch kalt und hässlich, die Fastenzeit mit ihren tödtenden Soiréen beginnt, im Theater dasselbe. Mit meiner Frau kann man in der Stadt vor lauter Visiten und Toiletten kein ruhiges Wort reden. Ich glaube, meine Tochter hat am letzten Ball gefallen?“ — Und er nimmt ein Zeitungsblatt, liest es, streckt sich im Lehnstuhl, bis er in ein Schläfchen verfällt. Und so geht es weiter — bis das Paar ganz alt ist, bis ihre Kinder verheirathet sind. . . .

Alles ging nach Wunsch — es traf sie kein

grösseres Unglück, als eben das Alter, und hie und da eine grosse Langeweile. So lebten sie — der Welt, mit der Welt, in der Welt, bis sie endlich starben und aus der Welt kamen. Der Mann starb zuerst, zwar allein, in seiner Stube, sein Kammerdiener fand ihn eines Morgens todt im Bette; also auch der Tod kam ohne Schmerz, plötzlich. Es war ein glänzendes Begräbniss, Prinzen des Königshauses waren anwesend und sandten der trauernden Witwe Beileids-Schreiben. Auch sie starb darauf, als Greisin, von der höchsten Geistlichkeit, die ihr die furchtbarste Angst vor dem Tode verscheuchen sollte, umgeben. — Es ist eben so der Gang des Lebens. –

Die Alten sterben, die Jungen erben.
Und wie die Alten sungen,
So zwitschern die Jungen.

Das war doch schnurrig? — Ist ja Alles glatt abgelaufen!

---

## VIII.

## Am Nil.

Einst sah ich, die ich Alles sehe, eine Dahabia, ein Schiff des Nil's, langsam den Strom hinunterfahren. Ihre Reisenden interessirten mich. Zwischen den braunen dunklen Gestalten des Südens sass eine düstere, hohe Frauengestalt; den Kopf gedankenvoll auf die länglich schmale Hand gestützt, starrte sie unablässig in das stille gelbe Wasser des Nil's. Langsam glitt das Schiff stromabwärts, langsam und träge gingen, oder vielmehr krochen die grossen braunen Männer auf dem Schiffsdeck herum; der Eine lehnte da, der Andere dort. Heiss brannte die Luft, eine röthlich gelbe, schwere Atmosphäre lagerte am Horizonte, eine glühende grosse Kugel schien die Sonne. An kahlen Sandufern fuhren sie vorüber, wo nur einzelne, nackte Palmen stehen, in dieser lautlosen Stille des brennenden, sengenden Südens, der mit seiner scheinbaren, todten, matten Ruhe doch so leidenschaftlich den Menschen in die Glieder fährt,

Herz und Adern durchdringt, des Herzens Schläge verdoppelt.

Ebenso lautlos und doch voll Leidenschaft, innerlich mit sich scheltend, sass das düstere Frauenbild da, auf die Hand den junonischen Kopf gestützt, stumm und doch innerlich voll Sprache, schien sie das gelbe, schmutzige Nilwasser um ihr Schiksal zu befragen. Eben naht sich ihr ein Mann — seine Rede fällt schmerzlich ihr in's Ohr: „Hast du noch keine Antwort für mich?“ fragt er mit Leidenschaft. „Ich bin müde des Wartens. In Cairo angelangt, entscheidest du dich. Diese Ungewissheit, ich ertrage sie nicht länger; dieses Kämpfen bringt uns ja Beide um! Es liegt eine bittere Grausamkeit in deiner Pflichttreue und Moralität, die mich zum Wahnsinn treibt! Von unsern üppigen, freundlichen Fluren, bis hier her in diese Alles versengende Sonne folgte ich dir; folge du mir nun endlich! Sehr schwach muss deine Liebe zu mir sein, dass eben „Er“ nur ein Hinderniss dir ist. — Lächerlich! Du hast keinen Muth, sei wahr mit dir selbst.“ So sprach er heftig, sie mit leidenschaftlicher Gluth betrachtend.

Sie antwortete bestimmt, wenn auch tief bewegt: „Ich bin wahr gegen mich und dich. Mein Pflichtgefühl überragt alles Andere und sollte ich darunter sterben! Einst versprachst du mir, du wollest mir tragen helfen — und jetzt? Jetzt trittst du herum auf meinem armen Herzen, bis“ —

Sie fährt zusammen — es fiel ein Schuss! Inmitten der Ruhe am Schiff und auf dem Wasser, in der

stillen unbewegten Luft, fiel dumpf ein Schuss, dessen Nachhall sich auf dem wüsten Sandufer verlor. Es durchzuckt wild, wahnsinnig das Weib — sie erbebt — will hinab in die Kajüte — lächelnd hält sie der frühere Redner zurück:

„Wie du doch kindisch nervös bist! Er fehlte wieder einmal ein Krokodill, der Schuss kam aus seinem Cabinenfenster; du kennst ja doch seinen Lieblingssport auf diesem langweiligen, todten Gewässer.“

Doch von banger Ahnung erfasst, eilt sie in die Cabine, — er geht ihr lächelnd nach, doch sie ist im Fluge unten: „Hülfe! Hülfe!“ in schrillendem Ton dringt ihr Schrei durch die offene Thür, durch die engen Fensterlucken weit hinaus, bis an die kahlen Ufer, wo auch des Schusses Ton sich kurz vorher verlor. — Da liegt ein Mann auf dem Rücken, um ihn herum Blut, fest in der Hand noch den Revolver, dessen Mündung gähnend, wie höhnisch lachend, den Hereintretenden angrinst. Die Kugel sitzt im Herzen drin — gut hat er diesmal gezielt. — O, wie ruhig ist es doch am Nil, wie still, lautlos und heiss! Und wie tief brennt dies Alles in das Menschenherz!

Still und düster stieg am Morgen die Gesellschaft aus der Dahabia. Die Nilfahrt, so heiter, hoffnungsreich begonnen, sie war beendet. Der todte blasse Mann, mit klaffender Wunde, wurde fortgetragen, ihm folgt die hohe, schwarze Frau, lautlos, starr, ohne Thränen, ein wanderndes Marmorbildniss.

Einem Neger mit Gepäck folgte ein junger Mann, ironisch lächelnd, Furchen der Leidenschaft, des Zornes auf den Wangen. „Eine Närrin, ein

Räthsel, diese ganze Frau," murmelt er zwischen den Zähnen; „dem Todten gibt sie Liebe, weil er für sie starb, wie sie behauptet, und mich — mich, der ihr so viel geopfert, mich sieht sie nicht mehr an. Ich war ein rechter Phantast! Ich will mir das Leben gewiss nicht mehr durch phantastische Liebe verderben lassen — ich will geniessen! Europa wird mich aufheitern! Lebe wohl, Fiebertraum," sagte er ihr zuwinkend, „nein, ich will nicht dein Opfer sein, die Wirklichkeit soll mich heilen!" — Heiter schaukelnd tragen ihn die Meereswellen gen Europa. —

Sie aber geht langsam Schritt für Schritt hinter dem Sarge, der in Aegypten's heissen Sand niedergesenkt wird — ein jeder Tritt ist ein Gedanke. „An eine Enttäuschung gebunden, gab ich mich einer andern, viel ärgern Täuschung hin. An eine Illusion gekettet, schuf ich mir selbst, malte ich mir ein zweites, ärgeres Wahngebilde. Was soll nun mein Leben sein? Wo und was ist Wahrheit? Welches von all den heterogenen Gefühlen ist denn nun das rechte? Worin liegt Trost, wo Ruhe? Ich erscheine mir selbst wie eine jener Wellen des Meeres, die mit Macht schäumend an das Ufer, an den Strand geschleudert werden, sich dort bäumen und ächzen, um dann wieder stöhnend in sich selbst zurückzusinken und im endlosen Meere verschwinden! Ja, so ist das Leben, wie die Wellen des Meeres. Man wird getrieben, gejagt, man stösst auf am Strande, um in die Unendlichkeit des eigenen Selbst zurückzusinken. Was ich an Liebe empfinden konnte, ist ausempfunden; diese Welle ist gestrandet

Zerschellt kehrt sie in's unendliche Meer zurück!“ —
Und es tragen sie die Wellen, wild und tobend gen
Europa. —

---

Mir träumt von einem blassen Mann,
Dem ich in stiller Kammer einst
Den Dolch gestossen in die Brust. —
Er wurde kalt, er wurde steif!
Mich überfiel ein Schauerreif!
Er ward so stumm, er ward so bleich!
Ich wurde selbst zur starren Leich!
Jetzt steht er auf, der blasse Mann,
Dem ich in stiller Kammer einst
Den Dolch gestossen in die Brust!
Jetzt steht er auf und weint und lacht,
Er küsst und herzt mich heiss und wild,
Die alte Lieb' in mir erwacht!
O! siehst du's nicht — dies Jammerbild? —

---

## IX.

### Das Märchen vom verlorenen Weibe.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich sehr lieb; sie küssten sich und kosten, lachten und sangen, und waren ihres Lebens froh. Das war dem Teufel, der stets nur Zank und Hader haben möchte, nicht recht. Deshalb trat er eines Tages zwischen das sich so innig liebende Paar, um Unfriede zu stiften. Da fingen die Leutchen an, sich zu quälen und zu streiten, der Mann sagte der Frau harte Dinge, diese wollte stets das letzte Wort haben, bis ihnen endlich beinahe das Herz brach. Der Mann, durch die Thränen der Frau erbost, schwang sich auf sein Ross und ritt von dannen. Die Frau stürzte hinaus in Feld und Flur und jammerte: „Er liebt mich nicht mehr!“ Und sie weinte so bitterlich, dass sich der Teufel darüber freute. Und so kam sie in den lauschigen Wald, an den Bach, wo die guten Waldfräulein und Elfen in den Sonnenstrahlen spielen, und wo der Teufel nicht mehr hinein kann. Da setzte sie sich nieder in's weiche, grüne Moos, und

sann über ihr Schicksal nach: „So ist denn Alles aus!“ sagt sie. „Wie bös war er doch! Mein Herz muss brechen! Wie bin ich so müde, ach, so müde vom Schmerz!“ Und wie ein trotziges Kind legt sie ihr blondes Köpfchen schluchzend in das Moos. Und die Sonne schien durch der Bäume Gipfel ihr auf's Haupt und umspann es mit einem Goldnetz von Lichtfäden. Da kam auf einem hin- und herhüpfenden Sonnenstrahl auch ein Elflein dahergefahren. „Was fehlt dir, du herzliebes Ding?“ so fragt es, neugierig das Weib betrachtend. — „Ach, das verstehst du nicht,“ sagte die Frau trostlos; „du bist ja eine Elfe und hast keinen Mann, weisst also nicht, was Liebe ist, denn du hast kein fühlendes Menschenherz. Du weisst nicht, wie die Liebe süss und bitter sein, selig und unselig machen kann.“ — Und das arme Weib fing abermals zu schluchzen an. Die niedliche Sonnenelfe erschrack darüber. — „Wie gut, dass ich die Liebe nicht kenne!“ sprach sie. „Sieh, ich lebe im Sonnenlicht, bin freilich nur eine Seele, die einmal ein Geist werden soll; aber — noch geschieht das lange, lange nicht! Ich bin hier so vergnügt, so heiter; ich freue mich der schönen Erde, der Blumen und Früchte, und spiele im Waldschatten!“ — „Und liebst du Niemand?“ fragte traurig das Weib. — „Ach, sprich doch das Wort nicht aus!“ flüstert die Elfe; „du leidest ja so dabei, und mich hat das gar so seltsam bewegt. Komm, singe, schwebe und tanze mit mir!“ —

Und fort war die Elfe! Sie hüpfte hin und her und sang ein leises Liedchen, das wie Aeolsharfen klang, so friedsam und geheimnissvoll; die

Waldblumen sangen und läuteten all mit, die Eichen und andern grossen Waldbäume spielten rauschend die Orgel dazu, die Veilchen hauchten ihren Weihrauchduft hinein, die Schmetterlinge flatterten und tanzten mit, und grosse Nachtfalter schlugen die Pauke und Trommel; sogar die Vöglein guckten sie lustig zwitschernd an. Alles war gar so heiter, fröhlich und ausgelassen, bis endlich diese Fröhlichkeit auch das betrübte Erdenkind ergriff und es zu hüpfen, zu tanzen und zu singen bewegte. Und so sang und tanzte die Frau fort am Bache, und pflückte einen Blumenstrauss, und vergass dabei allen Schmerz und Gram. Als aber der Abend kam, sank sie müde zwischen Farrenkräuter in's thauige Moos; die Käfer summten sie in den Schlaf, lieblich lag sie da, von süssen Träumen umgaukelt. Am andern Morgen schlug sie die Augen auf, von Elfen wachgeküsst, die baten sie, ihre Königin zu werden; sie brachten ihr, auf Veilchenblätter gebettet, eine Krone von Thautropfen, umschlangen sie mit wilden Rosen und trugen sie auf Nebelschleiern durch den Wald. Sie präsentirten ihr die süssesten und duftigsten Waldbeeren. So wurde sie Elfenkönigin, sang, tanzte und spann Mondscheinfäden, und hatte bald ihre alte Liebe, den bösen Mann zu Hause, vergessen; sie zählte die Sternlein, schminkte sich mit Blumenstaub und sog Honig ein. Kam ein Regen, so duckte sie sich unter's Farrenkraut, oder es bedeckten sie die Elfen mit ihren Flügeln.

Da kam der böse kalte Winter! Die Eiskönigin fuhr durch's Land mit ihrem Schneegespann und

ihren Eiszapfen. Es fielen die Blätter von den Bäumen, Schnee bedeckte das Moos, das Farrenkraut war erfroren, und die Elflein waren fortgezogen; sie schliefen ihren langen Winterschlaf. Doch das konnte das Erdenkind noch nicht; denn sie war ja noch ganz unerfahren über die Natur des Elfenreichs. Frierend, weinend stand sie da, allein, von Allem verlassen, beraubt, als die Eiskönigin sie zu sich rief: „Ich kann dir helfen; du musst aber dann ganz brechen mit der Erde und deiner alten Liebe, mir diesen glatten Goldreif von deinem Finger hergeben und hier diese Eiskrone dafür aufsetzen, die dir alle Erinnerungen an den Geliebten auf ewig benehmen wird. Du wirst ihn dann ganz vergessen; die letzte Liebe erstarret in dir. Aber du bist dann das wahre Kind des Frohsinns und des Genusses. Also gib ihn mir her, den Goldreif!“ — Bei diesen Worten fiel nun dem Weibe Alles, ihre ganze Vergangenheit wieder ein, und es überlief sie eisigkalt! Sie ballte ihre kleine Faust: „Nein, nein, den geb' ich nicht her,“ schrie sie, „lieber verhungere und erfriere ich!“

Und plötzlich tauchte alle Erinnerung wieder in ihr auf: sie sah sich am Arm des Bräutigams zur stillen Kirche wandeln, sie sah, wie Eltern und Geschwister sie weinend beim Abschied umarmten, ja, sie hörte wieder hell die Glocken läuten — und aller Elfenzauber war gebrochen. Wieder vernahm sie die Worte des Geistlichen, der sie auf ewig mit dem Geliebten verband, und sie sprach nochmals im kalten, eisigen, frostigen Wald ein lautes „Ja“, das weithin schallte, auf die öde Haide hinaus!

„Nun hinaus, hinaus mit dir, du Erdenweib!“ schrie und pfiff die Windsbraut; „hinaus zu deinem Geliebten, geh!“ Und sie lachten Alle höhnisch und peitschten sie durch und durch, dass ihr die Zähne klapperten. Und so ging das arme Weib mit neu belebter Erinnerung, mit brennender Sehnsucht im Busen, hinaus aus dem Walde, um ihr verlassenes Heim, ihr vergessenes Lieb aufzusuchen. Und da kam sie richtig an das Haus im stillen Garten, wo nun Alles weiss und schneebedeckt lag.

Versperrt und öde schien ihr Haus und Hof, Niemand öffnete die Pforte; da schlich sie an das Fenster, das in die Stube ging, wo sie einst so traulich mit ihrem Mann zusammen gesessen. Doch was sah sie? — Vor den glimmenden Kohlen des Kamins sass ein Greis; schneeweiss, gebeugt, alt, mit stierem Blick starrte er vor sich hin. Er sah so traurig, ach! gar so traurig aus. Und als das Weib zufällig ihr Bildniss im Spiegel der Fensterscheiben erblickte, siehe, da war auch sie grau und alt und verblüht! Runzlicht war ihre Hand, blass, kalt, zitternd stand sie da, den gebückten Greis im Zimmer noch immer starr betrachtend. Eben wollte sie weinend aufschreien, als sie sich heftig am Arm gepackt fühlte — und wie aus einem schweren, bösen Traum erwachte.

„Aber liebes, theures Weib,“ sprach es dicht an ihrem Ohr, „so erwache doch — lass die ewigen Fieberträume! Bist du mir doch endlich wiedergegeben!“ — Und zwei starke Arme hielten sie fest, und wiegten sie sanft.

Wo war sie? Sie lag im weissen Bettchen, ihr Kopf ruhte auf dem Kissen mit blauen Schleifen; auf dem Tische stand eine grosse Flasche Arznei, daneben eine Wärterin mit besorgtem Blick, und vor ihr stand der Geliebte, jung, frisch, stark und blühend, wie am Hochzeitstage. —

„Also, was ist mit mir geschehen?“ fragte sie matt. „Wo ist denn der Wald, wo sind die Elfen, die böse Schneekönigin, die mich so peitschte? Und bist du nicht alt und grau, Geliebter? Und bin ich nicht weiss vor Gram?“ —

„Nein, nein!“ sprach der Mann; „das sind Alles nur böse Fieberträume! Seit drei Tagen liegst du ja nun schon da, seit dem Tage, wo ich dich ohnmächtig im Walde fand!“ —

Und nun waren sie Beide froh, sich wieder zu haben, und dankten Gott, dass das Alles nur ein böser Traum gewesen sei. Und sie liebten sich nun um so mehr, waren so friedlich und gut zusammen, dass der Teufel gar nicht mehr in ihre Nähe gelangen konnte, denn ihre Liebe war stärker, als sein böser Neid.

Mir war's, als läg' ich todt und stumm im Grab —
Herbstblätter fallen dürr auf mich herab.
Mir war's, als wollt's nimmer Sommer werden,
Als läg' tief unten Alles in der Erden!
Mir war's, als kämen Sturm und Regen,
Als könnt' sich Nichts in mir bewegen,
Als wäre Alles todt und kalt —
Als wär' ich alt — ach, gar so alt!

# X.

## Spaziergang.

Sie ging, fest und sicher war ihr Schritt, bestimmt setzte sie die Füsse auf, bestimmt und gerade — und doch ging sie wie in einem dumpfen Traum. Der Regen strömte herab, das Wasser tropfte ihr vom Hut und Mantel, nass umringelten sie die Locken, und nass waren auch ihre bleichen Wangen. Doch sie wusste es nicht. Die Menschen gingen an ihr vorüber, riefen einen „Guten-Tag“ ihr zu. — „Guten Tag“, sagte sie trocken wieder, und wusste es kaum. Dahin schreitet sie, dumpf und traumbefangen, mechanisch folgt sie dem Weg. —

„Wie gut ist es, so zu gehen fort und fort, ohne stehen zu bleiben! Zu gehen in alle Ewigkeit hinein, ohne heut und morgen, ohne rechts und links! Dann endlich hin zu sein, erinnerungslos, ohne Empfindung.“ „O, wie schmerzt mir die Brust, wie thut das Herz mir so weh! Wenn ich so ginge fort und fort, und nichts mehr wüsste!“ — Und steil führt sie der

Weg hinauf, sie weiss es nicht — geht bergab, sie sieht es nicht — den Kopf herabgesenkt, die Augen starr — so schreitet sie gedankenvoll, schmerzensreich! Der Regen hat aufgehört, die Sonne sendet durch die Wolken noch einen Abschiedsgruss der geliebten Erde zu. Da bleibt die Wandernde plötzlich stille stehen. Träumerisch, wie aus tiefem Schlafe erwachend, blickt sie auf. Von den Tannen und Fichten tropft noch des Regens Nass, so wie von ihren Kleidern. Nur ihr eigenes Auge blieb trocken, und trostlos schaut es auf zum Himmel! „Wo bin ich nun? — Ach, so weit vom Hause? — Wie kam ich denn so rasch hier her? Wie? Die Sonne neigt sich schon — und ich bin hier? Wo soll ich hin? — Nach Hause, zurück in die düstere Stube, und in die alten Räume wieder, die so viel zu sagen haben! Kann ich nicht gehen — gehen bis ans Ende?“ —

Und die Sonne sendet noch einen glühenden Abschiedsgruss, noch einmal schwingt sich die Lerche lobsingend empor, noch einmal bewegen sich grüssend die Wipfel und Zweige der Bäume — und du? Hast du kein Dankgebet? Keinen Gruss, kein Versöhnungs- und Vergebuugs-Lied?“ —

Und sie wendet sich wieder heimwärts, eine alte Kinderweise ist ihr so eben eingefallen, die sagt sie leise vor sich her:

„Müde bin ich — geh' zur Ruh,
Schliesse meine Augen zu:
Vater, lass die Augen dein
Über meinem Bette sein!“ —

Und nun gelangt sie nach Hause, das Licht schimmert ihr schon aus dem Fenster traulich zu, sie tritt in's Haus und sagt:

„Vater, lass die Augen dein
Über meinem Bette sein!
Denn ich bin so matt und müde —
Süsser Friede, komm, ach, komm in meine Brust!“

Den nächsten Morgen sagt sie freundlich, Jemandem, der sie milde anblickt, die Hände reichend:

„Wie unglücklich wäre man oft, wenn das stets jäh sich erfüllte, was man sich in Augenblicken des Schmerzes oder der Leidenschaft laut wünscht!“

## XI.

## Blumensprache.

Nicht nur die Menschen-Geister höre ich reden, sondern auch die entflogenen Seelen der Blumen flüstern mir ihre Schicksale zu. Ich, das ewige Mütterlein, nicht alt noch jung, nicht gut noch bös, vernehme jeden Laut der Natur, jede Regung der Luft und des Daseins. Sie ziehen an mir vorüber, die Seelen der armen, todten, geknickten Blümlein; sie ziehen an mir vorüber, wehklagend, seufzend, aber oft auch frohlockend; ich höre ganz deutlich ihr Lispeln und Flüstern! —

So zog eine Schaar vorüber, weinend und jammernd: „Ach, lasst uns fliehen, eilen; fort, fort aus den Grüften, aus den Gräbern! Hui! Hui! wie kalt! Brr! wie frostig ist es da unten, wie eingeschlossen eng der Raum! Unbarmherzige, derbe Hände rissen, brachen uns ab; die kalte stählerne Scheere schnitt uns weg vom Stengel, noch thaubeträuft, frisch, jung und unerschlossen. Ach, wie wir da Alle lustig blüheten und uns im rosigen Morgenwinde neckend

herum wiegten! Wir sangen: Lasset erblühend, duftend uns wiegen, bis wir zum Himmel fliegen! — Da kamen diese unbarmherzigen Hände und trennten gewaltsam Seele vom Kelch, Blüthe vom Stengel, Blume vom Thau! Unsere bangen Seelen folgten den träumenden leeren Kelchen, in welchen wir so süss geträumt und gelebt! Fort, fort ging es durch Flur und Wald, in die Stadt, in die Häuser! Wir gelangten in eine Stube, da lag auch eine entseelte Hülle, ein Weib, marmorbleich, steif, kalt; ernst und hart war der Zug um ihren Mund. „Ach, und wo ist denn deine Seele, du regungslose Hülle? Sprich, sprich!“ fragten wir sie. Man legte uns um ihre Stirn, in die Hände, auf Brust und Wange. Da lagen wir, entseelte Rosen, deren Dornen dem gefühllosen Körper nicht mehr weh thaten; entseelte Lilien, deren Duft sie nicht mehr betäubten; so lagen wir um sie herum im Sarge, selbst Blumenleichen auf der Leiche einer düstern Frauengestalt! —

Andere Blumenseelen singen wieder klagend: Und uns legte man um ein Engelchen zart und weiss, dessen Antlitz mild noch lächelte; in die kleinen Händchen ein Rosenknösplein, auf das Herz ein Vergissmeinnicht. Ja auch wir todten Blümlein lächeln um die lächelnde Kinderleiche! Wir schmücken den Sarg des wackern Kriegers, wir prangen dort als Kränze mit langen, florseidenen Schleifen, neben anderen prunkenden Silber- und Papier-Blumen! Letztere sind freilich ohne Leben und Gefühl, sie wohnen mit dem Staub, mit den Würmern in den Grüften; sie haben keine Seele, sind nur Fratzen des Wahren, und

vermodern langsam durch Grabesluft, Schimmel und Ungeziefer. Doch unsere Blumenseelen entringen sich der Erde, den Grabesklüften, dem Moder, himmelan! Wir schmückten das Silberhaar des Greises, der Matrone, ihre faltigen Hände halten uns noch fest.“ So singen sie.

„Ach, wir armen Blumen!“ klagen sie weiter, „selbst entseelte Hüllen — schmücken wir nun die Leichen, die kalten, regungslosen Hüllen der Menschengeister! Wie kalt und frostig ist es doch im Grabe; fort, fort aus den Grüften, aus den Särgen — himmelan! Traurig sind Musik und Gesang, erschrecklich ist das Weinen und Jammern der Menschen — doch, Menschen, hört ihr es nicht, das Weheklagen unserer noch lebenden, frischen Blumen-Schwestern? Sie, die blühend und frisch im Garten bleiben, rufen sie uns nicht? Weinen sie nicht auch um uns? Dünkt ihnen das Leben, die Natur, der Garten nun nicht auch düster, öd und leer? Ach, wie einsam ist doch jene Knospe, denn man entriss ihr die geliebte Braut! Fort, fort aus den Grüften, aus den Gräbern, düster und kalt ist es dort! Verweset, Kelche, Blumen! Verweset, Menschenkörper! nur lasset den Seelen, den Geistern, freies Fortleben, Fortbewegen, freies Empor!“

So schwirrt es um das Mütterlein herum, so singt und klagt es himmelan! „Verwesung bringt Verwandlung!“

Eine Nelke sagt: „Heut noch frisch und blühend, legte mich der Jüngling an das Herz der Jungfrau. Sie steckte mich ins schöne reiche Haar, dort

prangte ich stolz. Abends war ich müde, aus war der Tag. Weggeworfen, verwelkt lag ich da auf dem Fussboden; doch wie ist es mir auf einmal? Ich erwache. Thau, heisser Thau strömt in meine müden, welken Blätter? Das Mägdelein süss u. traut, es weinte! Der Thau kommt heiss und reich aus ihrem dunklen Auge, das so wie der dunkle blaue Himmel auf mich sieht.“ — „Heut' noch vor einer Stunde,“ klagt sie, „gab er mir diese Nelke, sie war so frisch und blühend, die Blume ist nun welk und ach! ich bin so traurig!“

O Menschen, ein Augenblick ist Alles! Augenblicke sind stets von mehr oder minder Gewicht, so ist euer Leben! Alles entschwindet, Nichts hat Bestand, Alles folgt demselben Motiv, in tausenderlei Verwandlungen oder Variationen — der Grundton aber bleibt; lasst euch nur durch die Variationen nicht auf Irrwege, in Labyrinthe führen, verliert den Grundton eures Wesens nicht, und ihr bleibt dann harmonisch! —

Ich lag vor dem Mädchen, das fast untröstlich schluchzte. „Auch ich, mein Kind, habe seit heute Früh mich von Allem trennen müssen; auch ich zuckte vor Schmerz, als mich dein Jüngling so gedankenlos abbrach. . . . Sag', o sag', süsse Maid, werde ich denn die Meinen je wiedersehen — und wann und wie?“ Keine Antwort! „Welk und bleich sind wir Beide — du und ich! Sollte dich das Schicksal so schonungslos vom Geliebten getrennt haben, wie er mich von den Meinen trennte? Wer und was ist dein Schicksal, du armes, armes Kind!“ —

Eine andere Blumenleiche, eine Lilie, klagt:

„Ich liege schon seit Jahren in einem Buche, bin gelb und dürr — doch alltäglich erfrischt und belebt mich ein Kuss, feuchte Lippen und Augen rufen mich wieder zum Leben zurück. So lebe ich also noch durch Thränen. Erinnerung erweckt mich durch den Kuss, durch ein leises Wort, diese geben mir Lebenskraft. Halbtodt — vegetire ich; ohne Sonne, ohne Licht und Luft bin ich ja saft, kraft- und farblos. So lebe ich nur in meinem gelben Buch, durch die Erinnerung, den Kuss, das feuchte Auge, das leise Wort erweckt! Es ist äusserst wehmüthig und doch so gut, dieses Halbleben! Was wird mein Ende sein? Wie lange noch belebt mich alte Erinnerung? Und was dann? Unangeschaut, unbeachtet werde ich vergessen im Buche sterben!“ — So lange ein Gedanke an dir haftet, lebst du; wenn der sich ausgelebt und verwandelt hat, verwandelt sich auch dein Leben, du gelbe, farblose alte Blume!

Und drei Rosen sagen mir: „Auch wir sind in einem Buche mit weissen Blättern. Einst waren wir blühend, saftig, duftend; jetzt sind wir mumienhaft vergilbt und vertrocknet. Wie wir so da liegen in den Büchern mit weissen Blättern, erzählen wir uns die Geschichten unserer Blüthezeit, der Zeit, wo wir frisch und saftig uns in unsern Zweigen wiegten.“ —

„Ich,“ so spricht die erste Rose, „war weiss und äusserst zart, ein Hauch! Ich komme aus fernem Lande. In einem Gärtchen, auf einer Insel inmitten des Meeres, bin ich erblühet! An einer alten Mauer schlang ich mich empor. Verfallene, düstere, feuchte Gemäuer waren meine Freunde. So blühte

ich auf der verlassenen Insel, inmitten des Meeres, das die Mauer, an welcher ich wuchs, fortwährend schäumend wusch. Die Klostergänge waren einsam, alt und grämlich anzusehen; öde und schaurig war das stille, leere Gemach, in welches ich durch das Bogenfenster an der Mauer hineinsah. — Korn und Waizen lagen ausgebreitet auf den Dielen des kahlen Saales, dort war's, wo einst die Mönche Gebete murmelnd hin und her gingen. — Ich blühte im Monate Mai. Still und ruhig umgab uns die See, nur hie und da kamen kleine goldige Wellen, die am Ufer und am alten grasbewachsenen Gemäuer spielten, wo ich im Epheu verborgen blühte; sie erzählten mir von fernen Ländern, von den Seejungfern und Fischen im Grunde des Meeres, von den Schiffen und Stürmen. Ich blühte, der Tag war warm, matt und schwül, träge gingen die Stunden dahin — da, horch! was ist das? Lustige Stimmen, ein Plaudern, Lachen und Kichern: eine heitere Mädchengruppe drängt sich durch den Bogengang des Klosterhofes. —

„Wie es doch traurig ist hier!“ sagt die Eine. — „Sieh' diese Inschrift über dem alten Saal, wahrscheinlich dem Refektorium des Klosters; auf Deutsch lautet sie: „der Eingang ist den Frauen unter Strafe der Exkomunikation verboten!“ —

„Wie schauerlich!“ —

„O, das sind ja todte Worte,“ lacht ein braunes schelmisches Mädchengesicht, „sie, die sie hinterliessen, sind nicht mehr hienieden!“ —

„Willst du jetzt eintreten in den gefürchteten

Saal? Er ist zum Granarium umgewandelt; statt Mönche findest du Waizen und Korn darin! Doch zum Andenken an diesen Platz hier nehme ich mir jene weisse Schlingrose, die so scheu und neugierig aus der Epheuwand hervorblickt, mit; sie wird froh sein, wegzukommen von dem alten schaurigen Ort. — So, komme mit mir, kleine Rose.“ — Sprach's und brach mich ab. So schied ich aus meinem Geburtsort, schied traurig von der Mauer, von dem Epheu, und wurde gepresst. Es that sehr weh. Kleine rosige Finger legten mich in ein grosses Buch, welches wie ein Sargdeckel auf mich zugeklappt wurde — und ich war fest eingepresst, konnte nicht mehr athmen! Es wundert mich, dass mir nicht alle Erinnerungen ausgepresst wurden. Es lastete gar schwer und erdrückend auf mir; ohne Licht und Luft war ich da eingesperrt! Nun bin ich in einem Buche mit weissen Blättern aufgeklebt, unter mir stehen die Worte: „Erinnerung an die Insel St. Helena bei Venedig.“ So stehe ich da und werde angeschaut, währenddem meine Schwestern alle schon in ihrer sonnigen Freiheit sich entblätterten!“ —

Die zweite Rose sprach: „Ich bin eine sogenannte einfache, schlichte Monatsrose. Ich blühte mit den Schwestern auf einem Grabe; auf dem Marmorkreuz vor mir standen Inschrift und Name. Es kamen die Leute und lasen es laut ab, so dass ich es auswendig wusste; sie blickten uns Rosen an und bewunderten uns. Ich war eben eine Knospe und schaute vom Grabe zum Himmel, auf das Marmorkreuz und auf die Menschen. Da traten einst wieder

Leute zu meinem Grab, ein Kind brach mich ab: „Zum Andenken!“ sprach es! — „Thue das nicht,“ sagte ihr eine Andere; „lass diese Rose den Todten, du gehörst ja den Lebenden, brauchst keine Kirchhofrose! Nimm lieber eine frisch blühende aus dem Garten.“ —

„Ich behalte sie“ — sagte das Kind, „bringe dann den Todten aus meinem Garten eine Rose dafür, damit sie mir nicht böse werden ob dem Raube!“ — Sie küsste mich, und ich ging gerne zu ihm, dem freundlichen Kinde, das eine Knospe war, wie ich. Es war mein Grab, denn ich starb, indem es mich brach! Doch ich starb gern und blieb dabei heiter und unverdrossen. Zu Haus stellte mich die Kleine gleich in ein Wasserglas, „damit ich aufblühe“ — sagte sie. Den andern Morgen stand ich träumend da im Wasserglase, neben ihrem Bettchen, nicht wissend, ob ich lebenbig oder todt sei.

„Bist du schon mehr aufgeblühet, kleine liebe Knospe? Komme,“ sprach sie, „komme, du sollst unsterblich sein — ich will dich pressen. Du bleibst mir dann eine Erinnerung an gestern, bis ich gross bin! So lebst du fort für mich, du liebes Röslein! Doch du musst leiden, arme Rosenknospe, um unsterblich zu sein! Ich muss dich in dem grossen Buche dort pressen. — Siehst du, deine Schwestern am Friedhof draussen blühen, verblühen, entblättern sich; sie schwinden dahin unbemerkt, vergessen, ohne unsterbliche Erinnerung; du aber sollst bleiben, sprechen und leben in meinem Album!“ — Ich wurde nun, so wie du liebe Schwester, gepresst, um un-

sterblich zu werden — unsterblich, so lange nämlich die Erinnerung meines Kindes lebt. —

Die dritte Rose spricht kurz und dumpf: „Meine Erinnerung ist todt. Ich war hochroth, gross, herrlich, wurde abgebrochen von Frauenhand, einem Mann' in's Knopfloch des Rockes gesteckt, von ihm gepresst, angesehen und vergessen. Ich liege schon seit Jahren da — im Buche. Niemand weiss von mir. Niemand weiss es, von wem und warum ich gepresst wurde. Ich langweile mich, und möchte ganz hin sein." — —

Und weiter plaudern noch andere Blumenseelen: „Wir sind froh und muthwillig durch Kinderhände gepflückt und zerrissen worden." — „Diese Rosen", sagten die kleinen Kobolde, „sind Aepfel, die Lilien Zucker, die Nelken Fleisch, die Veilchen Rosinen; kommt und kauft ein!" — Oh! die Schande, der Spott! Diese Kinder, wie sie grausam mit uns umgehen! „Kommt," so sagte ein kleines Mädchen, „kommt, lasst die armen Blumen jetzt, sie sind schon so müde und welk vom Spielen. Wir wollen sie alle in den Bach werfen, da werden sie wieder gesund und lebendig!" — Und so schwimmen wir hinunter im hellen Bache, hinaus bis ins Meer — vergessen, krank, todt, in der Unendlichkeit verloren!" —

Andere, Glockenblumen summen: „Wir kommen aus stiller Kapelle. Dort beim Gnadenbild Maria, der reinen Jungfrau, lagen wir und hauchten unsere jungen Seelen aus Fromme barmherzige Schwestern kamen und pflückten uns im stillen blühenden Klos-

tergarten! Ein Opfer sind wir, Gott dargebracht — heisse Gebete, aus reiner Brust kommend, umwehten uns in unserer letzten Blüthe und Lebensstunde! Stille Klagen, alte Wunden, Herzensangst und Noth, geheime Kreuze, fromme Anbetung strömen hier aus Herz und Mund, und umschwirren uns um das Madonnenbild. Siehst du den Glanz ihrer Augen, die köstlichen Thränen, die erleichterte, aufathmende Brust? Sie loben Gott, sind Gott geweiht, wie wir — auch wir hauchten freudig vor dir, Maria, unsere letzte Lebenskraft, letzte Lebensfreude aus!“ —

Einfache Feldblumen sagen: „Wir erfreuten ein armes, krankes Kind. In die schlechte Krankenzimmerluft brachte man uns hinein, legte uns auf's Bett des fiebernden Knaben, der sanft lächelnd uns streichelte, uns küsste, und an die matten Augen drückte.“ „Wie frisch, wie schön!“ sagte er. Der Abend kam; trüb, das Köpfchen gesenkt, lagen wir auf dem Bette, ermattet durch die Liebkosungen des armen, kranken Kindes, mit den heissen Händchen und den Fieberlippen; trüb auch sank sein blondes Lockenköpfchen auf das Kissen. Ein Sonnenstrahl noch stiehlt sich bis auf sein Bettchen, beleuchtet ihn, und er lächelt und sagt: „Seht ihr die Engelchen? oh! sie haben noch schönere Blumen als diese. Gebt mir aber auch diese guten Blumen mit!“ — Und seine Händchen suchen auf der Decke herum. Der letzte Sonnenstrahl ist hinweg — und hinweg mit ihm ist auch des Kindes Geist, mit den Blumenseelen, mit den Engelchen, denn schnell fliegt der Tod!

Und so klingt es fort und fort, in Luft, Äther

und Wolken. Doch lassen wir sie schweben, schwirren, singen, alle diese Blumen-Seelen. — Es drängt mich wieder zu den Menschen, ihr Lieben und Leben ist mir ein so unerklärliches Räthsel! Blicken wir weiter hinein. —

## XII.

## Liebchen, du bist todt!

Was sehe ich? Einen Mann, in sich versunken, vertieft in geistigem Selbstgespräch. Ich höre es, horch! „Was ist wohl härter, schauderhafter, schmerzlicher — der regungslose kalte, starre Tod, oder der warme, lebendige Tod eines geliebten Wesens? — Ja Liebchen, du bist todt, lebendig todt für mich! Ich habe dich begraben müssen, und doch lebst du noch! Ja, du lebst, bewegst dich unter Menschen, sinnest, strebst, sprichst, bist mit mir auf dieser Erde, doch nicht für mich; bist Nichts für mich — denn wir sind gestorben, mehr todt als alle Todten für einander! Der kalte liebe Tod, das Grab, es wäre Erlösung — mein, geistig mein wärst du dann! Doch — er kommt nicht, Liebchen! Denn wir leben, wir Beide sollen, müssen ja leben! Wie frisch und lebensvoll erschien mir doch einst die Erde, wie herrlich der Frühling mit seinen Blüthen, wie hell der Thau, wie lieb die Grille, wie blau der

Himmel, wie träumerisch die Wolken, wie leicht mein Herz, wie überströmend meine Lippen von süsser Sprache; ach und wie wonnig bewegt war mein Herz, mein ganzes Wesen voll Thatkraft und Lebensfreude! Aus dem Frühling meines Seins heraus fand ich Alles so herrlich, göttlich, wahr! Ach, ich liebte sie und fand sie schön, diese Erde; denn süss ist es, beim Liebchen zu sein ohne Trennung, ohne Trauer, ohne Sorge! Diese Augenblicke der Seligkeit erscheinen uns als eine märchenhafte Wirklichkeit, als wahr gewordene, entzückende Träume! Zukunft, was bist du mir? Nichts — denn zum vertrauungsvollen Kinde fühlte ich mich umgewandelt, das nur den holden Augenblicken der Gegenwart lebt! Menschen, wo waret ihr alle für mich? Was triebet ihr? —

Liebchen, dass du noch auf Erden wandelst, weisst du es denn? — Jetzt, da du der warme, lebendige, unsichtbare, sprachlose, tonlose Tod mir bist? Ein Augenblick, der sich zu Ewigkeiten aufthürmt, hat uns getrennt, zermalmt, getödtet; und gestorben sind wir jetzt, Liebchen! gestorben inmitten eines Scheinlebens, das nur noch maschinenhaft abgehaspelt wird. Wir gehen und ziehen das Jahr hinab, getrieben, gepeitscht, gleichgültig dumpf dem Stromzuge der Stunden folgend. — —

Nichts thut uns weh, denn wir haben das Aergste, den bösesten Schmerz empfunden, — was kann noch kommen, was uns entsetzen? Uns, Liebchen, die wir lebendig umgebracht wurden, uns, die wir lebendig todt sind? — Ich spreche dieses in den

Raum, Liebchen! hörst du mich? Ich sage dieses der Schwalbe, dem Baume, Liebchen! vernimmst du es? Du sprichst noch in der Menschensprache. Ich höre es nicht; du wandelst herum, mit träumerischem Schritt. Ich sehe es nicht; Andere hören, sehen dich. Doch kann dich mir Niemand rauben. Dein eigenstes Ich — ich habe es, ich halte es fest mit der magischen Kraft der unerloschenen Liebe, ewig sich erneuernden Seelen-Schmerzes! — Liebchen, höre mich! Man legt dich einst wahrhaftig ins Grab, ich komme dann und bin dabei! Sehnsuchterfüllt fordere ich dann deine Seele zurück! Er wird versenkt, dein holder Körper, den ich so heiss geliebt; das glanzvolle Auge, das mich so oft strahlend begrüsst, ist gläsern; kalt der sonst so warme Mund; steif die liebe Hand, die so sanft und lieb zu streichein wusste! Todt bist du dann wahrhaftig, todt für diese Trauernde Erde. Und doch jauchze ich und juble ich laut! Erde, nimm immer hin, was dein gehört! Ich, freier Geist, nehme jetzt das Meine! Ich komme, mein Liebchen, vor die Pforte des Todes. Ich rufe dich, deine geliebte Seele! Hörst du mich denn nicht? Hier bin ich! hast du vergessen dein Wort?

Kind, nun habe ich dich! Zwar nur, mühsam entwindet sich deine müde Seele, wie der Schmetterling seiner Puppenhülle, allem Erdengewirr, allem Erdenschmerz; aber wie ein glänzender Falter flatterst du mir liebend zuerst entgegen. „Geliebter!“ haucht dein erstes und einziges Wort! Doch — „oh, mein Gott!“ seufzt plötzlich der arme, in sich ver-

sunkene Mann, wie aus einem irren Traum erwachend, um sich schauend: „Wo bin ich nur?“ —

Langsam erhebt er sich — langsam und tief seufzt er auf, und schleicht müde nach Haus, um das Leben der Trennung fortzusetzen bis zu seinem letzten Gedanken! —

## XIII.

## Treu bis zum Tod.

Ich kannte einst ein liebreizendes Burgfräulein in mittelalterlicher Ritterzeit. Schmuck und stolz, schmiegsam und treu, liebend und kindlich ward sie das Weib des edlen Ritters Wolfgang. —

Süss träumerisch vergingen die ersten Jahre ihrer Ehe. Von kindlicher Frische und Zartheit wuchs das jugendliche Wesen immer voller und herrlicher zur reiferen Entfaltung des Weibes heran. Kindlichkeit und Einfalt blieben ihr Eigen.

Zum Knappendienst kam Junker Kuno auf Ritters Wolfgang's Burg; aber feurig und hart war sein Sinn, leidenschaftlich und stolz sein Herz. Er entbrannte in wilder, sinnlicher Liebe zu ihr. Als Liebchen wollte er zu eigen haben, nachdem er es gesehen, das treue, kindliche und doch so stolze Weib des wackeren Ritters Wolfgang, seines Herrn. Die arglose Taube war sich der Gefahr nicht bewusst, ebenso wenig Wolfgang, der, dem stolzen edlen Adler

gleich, der räuberischen Lüste seines Handfalken nicht achtete. —

Was that nun Kuno? Golden, blau, grün, roth, wie eines Paradiesvogels Gefieder, entrollte er, durch seine Reden von Geistesgrösse, Edelmuth und Tugend, verführerische Bilder vor der Seele des sinnenden und oft einsamen Weibes. Vertrauungsvoll und sicher begegnete sie ihm; er lässt sie dabei, die Gefahr selbst sehr gut kennend, mit den Waffen seiner Liebesworte spielen; sie verletzt sich und weiss es selbst nicht, wann und wie? Was folgt? Ungeduldig, von Leidenschaft zerrissen, will Kuno sie endlich mit Gewalt besiegen; das arme Weib, durch Liebe getheilt, hält sich fest an den Traum ihrer Jugend, an die alte, treue Mädchenliebe für Ritter Wolfgang, währenddem Kuno's Sprache die leidenschaftliche bewusste Liebe des Weibes in ihr entzündet. — Kampf und Schmerz, Reue und Entzücken, Trauer und Seligkeit peinigen und zerreissen ihr Herz, und zerpflücken, Blatt um Blatt, die Blüthen und Gedanken ihrer keuschen Seele. Doch den Knappen langweilte und verdross dieses Leben und lange Harren in Ungewissheit.

„Den Knappendienst lege ich nieder," sprach er. „Ich gehe; ich will besitzen und nicht dienen!" Er ging und nahm den Dolch, den spitzen. Wolfgang schlief. Der Knappe stach ihn meuchlerisch nieder. —

„Liebchen" sprach er zu ihr zurückkehrend, „komm, den Knappendienst legte ich nieder; komm, tanz mit mir den Rittertanz!" — „Was bedeutet diese Rede?" sprach die schöne Rittersfrau leichenblass; „Kuno, Knappe! wo ist Wolfgang, dein Herr,

mein Gatte?“ „Ich weiss es nicht, was kümmert's mich? Täubchen, komm! tanz mit mir den Rittertanz! denn den Knappendienst legte ich nieder.“ — Und er ergrief sie und schliesst sie wild und glühend an sein Herz im wirbelnden Reigen.

„Ach, Kuno, Kuno! was ist an deinem Wams? Wie nass. wie roth ist's doch! Kuno, lass mich los, — deine Hände, sie beben und sind feucht. Kuno, wie schauerlich siehst du aus! Ach! lass mich los! du entsetzest mich!“ — „Das thut Alles nichts, feines Liebchen,“ sagt er wild, „du musst tanzen, tanzen den Rittertanz!“ — Und wieder hält er sie fester noch an sich; sie starrt ihn an, festumschlossen, Thränenströme stürzen ihr aus den Augen.

„Lass ab, lass ab vom bösen Spiel — Knappe Kuno, sprich! dein Herr — Wolfgang, wo ist er?“ und gewaltsam stösst sie ihn von sich; ahnungsvoll, angstbewegt durchzieht sie ein grosses Weh. Alles in ihr ruft: „Wolfgang, treuer Gatte! Freund meiner reinen Jugend, wo bist du?“ — Stark steht sie vor Kuno, gross und unbeugsam. „Ich frage nochmals, Knappe! wo ist dein Herr?“ —

„Da — seht, seht! dort kommt er, der Ritter Wolfgang!“ — und es ward still um sie her — irr und bleich starrt ihn Kuno an — starrt in die klaffende, blutende Wunde.

Ja, dort kömmt Ritter Wolfgang aus stiller Kammer, dort kömmt er und winkt dem Liebchen stumm entgegen. — Sie eilt auf ihn zu, und stürzt auf ihre Kniee: „Wolfgang, hier nimm dein reines Weib!“ ruft sie aus, und hält ihn fest umschlungen.

Blut bedeckt sie nun Beide, — es rinnt um sie her, es wird so viel, so endlos — es ist ein blutrother Bach — und Kuno schaut hin, doch der blutrothe Bach, die klaffende, gähnende Wunde, sie schrecken ihn zurück, sie lassen ihn nicht hinzu. „Schatten sind es!“ ruft er heftig fluchend aus, „ein böser Wahn, ein böses Teufels-Spiel, denn Todte stehen ja nicht mehr auf! Liebchen, hör' mich an!“ — so schreit und ruft er.

Da zertheilt sich das Blut, und beide engumschlungene Gestalten trennen sich. Ritter Wolfgang liegt wieder ruhig, todt, erstochen in stiller Kammer. Fein Liebchen regungslos, marmorblass am Rasen. —

Zwei Leichen hasst du nun, schöner Knappe! zwei Leichen stumm und schmerzdurchzuckt! Was willst du noch vom Liebchen? Sprich!

## XIV.

## Am Erker.

Aber Mütterchen, das war recht schaurig! Deine Geschichten verderben mir den Schlaf. So erzähle uns doch etwas von Glück und Zufriedenheit!

„Von Glück und Zufriedenheit — auf Erden? Wenn ich es könnte, so würde ich jetzt gar seltsam lächeln. — Nun, Kind! blicke mit mir auf jenen Erker vom alten Schloss; sie sitzen Beide dort — Beide, die Neuvermählten. Aus den gothischen Fenstern und aus der Thür des alten Gemaches scheint der Lampenschimmer hinaus in die Nacht und beleuchtet das Paar am Erker. Der Himmel ist sternhell, die Erde dunkel. Der Strom am Fusse des Schlosses blitzt silbern heraus und braust sein Lied. Jupiter leuchtet in voller Pracht; sie sehen ihn Beide an, engumschlungen, und seltsam bewegt von dem Bewustsein, dass sie sich angehören, dass Nichts sie trennen kann. Die Nachtigall flötet ihr Lied dazwischen, und das Rad der Floss-Mühle treibt rauschende Musik. Wie ist dies Alles so harmonisch! Das liebende Paar, die dunkle Nacht mit ihren Sternen, das

Rauschen des Wassers, das Klappern der Mühle, der Gesang der Nachtigall, der milde Lampenschimmer aus dem Gemach heraus! „Ich möchte ewig hier so sitzen bleiben mit dir, mein Schatz — ewig so!“ Und sie tauschen Liebesworte und Küsse; dies ist ein glücklicher Abend! —

Warum aber dieselbe Gestalt einige Zeit darauf erregt am Erker lehnt, und mit wilder Sehnsucht den Fluss unten anstarrt, als dünkte er ihr ein ersehntes Grab; ja, warum sie dann wieder selig lächelnd im frischen Morgenwind am Erker ihre Blumen kost; warum sie bald vom Glück zum Schmerz, von der Seligkeit zur Verzweiflung springt, und w o h e r dieses Sinken und Steigen der Gefühle — o, so frage doch nur das leidenschaftlich warme, tieffühlende Frauenherz, das in seiner Empfindsamkeit, dem Meere gleich, einmal spiegelglatt lächelt, dann wieder abgrundähnlich gähnt. Dem Einen ist ein Schmerz, was dem Andern nur Spielerei ist — und je liebeserfüllter, je reicher an Gefühl du bist, desto mehr leidest und lebst du, mein Kind; du lebst dann doppelt, dreifach. Deine Gedanken und Empfindungen sind mannigfaltiger, reicher, als die der langsamen, kalten, armen Naturen, die, egoistisch und beschränkt, weniger leiden, aber auch weniger leben und lieben, seichter denken. Was dem Einen grosse Seligkeit ist, ist dem Andern einfach eine kleine Freude, und was dem Einen ein tiefer Gram dünkt, ist dem Andern nur eine Widerwärtigkeit! Suche dein Glück im Lieben, im Geliebtsein — und den Kummer, den dir die Liebe bringt, oh, halte ihn heilig!!

## XV.

## Des Stromes Gesänge.

Ich habe viele Gesänge im Rauschen des Stromes vernommen. Oft wilde Melodien, dann wieder kosende Töne, leises Schluchzen und lautes Lachen und Singen. — Sieh'! wie er dahin braust, rastlos Welle auf Welle treibend und vor Thätigkeit schäumend. Nur einen Augenblick bleibe stehen, Freund! sprich, diese Welle, woher kommt sie, was treibt sie, was bringt sie mit sich? Doch nein — er eilt fort, keine Rast in seiner Hast, er braust dahin, rauschend, schäumend, singend, und so habe ich ihm seine Geschichten und Gesänge abgelauscht! Er rauschte sie traulich und mild in die stille Mond-Nacht, er donnerte sie, bewegt vor Leidenschaft, der Mittagssonne entgegen, er stöhnte und seufzte sie aus, unter der drückenden schweren Eisdecke. So kenne ich das Lied der Freude, den Gesang der Leidenschaft und die Hymne des Todes. Das Lied der Freude, wann belauschte ich es? — Am hellen Morgen, zwischen Thautropfen, unter Schalmeien-

Klang und frőhlichem Kinderjubel! Im Frühling, wann all die Gräschen und Blümlein sich an seinem Busen zu beleben und zu färben beginnen! Lasst ihn singen, den alten Strom, er spricht ja immer fort! Alles ist Sprache in ihm. Lasst uns hören seinen ernsten Gesang in dunkler Nacht. —

---

## Erster Gesang.

Eines Abends strömte ich, vom letzten Sonnenglanz umflossen, durch die Heide; Licht in den Wellen wiederspiegelnd, floss ich daher im gewohnten rastlosen Lauf. Der Tag war heiss gewesen! Ach, auch ich hätte meinen trauten Wellen gern Ruhe gegönnt, hätte sie nun lieber etwas langsamer, leiser dahin strömen lassen. Doch nein — rastlos, rastlos ist mein Weg und so treiben sie sich, die Wellchen, ohne Halt und Ruh', im selben steten raschen Lauf, jetzt in der stillen Nacht, so wie am schwülen Tag. Die Nacht ruht nicht, sie wacht. Der Mensch, der Thor, nennt sie Ruhe! Und doch ist sie ebenso lebenserfüllt und rastlos wie der Tag! Die Nacht arbeitet fort und fort, ihre Stunden treibend, so wie ich meine Wellen.

„Ist die Nacht Ruhe, Erholung?“ so ruft ein Mann, der düster seines Weges in der Heide dahergehet. „Die Nacht ist mir eine Pein, eine Qual! Sie bringt mir Schlaflosigkeit, schauriges Wachen, ge-

spensterhafte Gedanken, böse Erinnerungen! Der blasse Mondschein ist mir verhasst; er brennt ärger als die Sonnenstrahlen, wo sich im Menschengetümmel und Getreibe im Tag so Manches vergessen lässt! Ich suche Vergessenheit, die schäumenden Wogen des Stromes bringen sie mir; wie gut ist das kühle Wasser, der lautlose Grund des Stromes für mein rastlos denkendes Hirn, für mein erinnerndes, blutendes Herz! Löschen wir aus, vernichten wir Gedanken und Gefühle!“ — Er nähert sich mir, und bleibt noch am Ufer stehen; er blickt weit in die Ferne; ich aber sprach und murmelte: „Du glaubst Ruhe, Vergessenheit bei mir zu finden? Ich bin ja rastlos! Siehst du nicht, wie ich sie daher treibe, die eilenden Wellen? Und, sagte ich, wild schäumend, Leichname dulde ich nicht in meinem goldigen Mondstrahlen-Bett!“ — Ich sprach es, und schob eine Gestalt an das Ufer, knapp vor den Füssen des tollen Schwärmers! Da lag sie, eine Frau mit nassem Haar, das ihr an Brust und Hals haftete, ein Leichnam mit furchtbar verzerrtem Munde, krampfhaft geballten Fäusten, aufgedunsen, formlos, faul, in Verwesung! Eine Frau, jetzt unkennbar, einmal vielleicht schön, oder vor Kurzem noch bewundert. Und jetzt? Ein Schreckensbild, ein Bild des Grauens! Entsetzt erblickt es der junge Mann. „Dies wäre mein Schicksal,“ sagt er — „ausgesetzt aus dem erzwungenen Grabe auf dürrer Heide, die Speise der Raben und Geier!“ — Trüb und von Schauer erfüllt, kehrt er heim; doch das Leben dünkt ihm nun leichter. — „Keine Ruhe im Stromesbette, kein Vergessen, kein Ver-

schwinden in dem Grabe“ — sagt er sich. „Besser ist's, Nacht für Nacht zu wachen, besser ist's, das Grab frei zu erwarten, als sich eine ironische Ruhe, die voller Unruhe ist, zu erzwingen. — Vieles hast du mich heute gelehrt, Vater Strom! Dank sei dir dafür — Dank! —“

---

## Zweiter Gesang.

Traulich und süss klang jetzt die Weise: „Und glaubst du, dass wir uns ewig so lieben werden? Wenn der Körper alt, das Haar ergraut ist, bleibt uns auch dann dies Gefühl der innigen trauten Liebe? Und sag,' mein Theurer, wenn wir sterben, was dann? O, wie mir bangt! Können sich die Geister lieben, so innig, so warm, so gut, wie wir uns jetzt lieben? Lieben sich die Engel? Warum sagt uns Gott, Eins zu sein in der Liebe? Können wir es bleiben, auch wenn der Körper verweset? Oh, wie furchtbar, dass dieser Körper, den ich so heiss liebe, verwesen soll, und von Würmern zerfressen wird! Und sag! was ist in den Sternen, welches Leben durchweht sie — liebt man sich auch dort? Ach, wenn ich wüsste, dass du ewig bei mir bleibst, und mich wahrhaft ewig liebtest, dann wäre Alles gut! Um alles Andere kümmerte ich mich nicht, wenn ich nur dies Eine wüsste!“ — So sprach sie, ein herrlich liebes Erdenweib, sich sanft an den Geliebten schmiegend.

Was antwortet er ihr, und was weiss er von diesen Dingen, er, der gelehrte und ernste Mann? Er, der die Natur, den Lauf der Sterne erforscht, dem die materielle Welt ein offenes Buch erscheint? Die Fragen des Kindes verblüffen, und eängstigen ihn zugleich; das Unerforschte und Unbewiesene, es ist ihm unheimlich, unangenehm. Sie meint, er müsste doch Alles wissen! Ihr feuchtes Auge sieht ihn ängstlich fragend an: — Kann er ihr Nichts sagen vom Reiche der Geister? Und werden sie denn nicht gewiss zwei unzertrennbare geistige Wesen werden? —

„Kind," sagt er, „du hast ja deine Biebel. Jetzt geniesse die Gegenwart. Wir gehören uns jetzt an — frage nicht weiter; grüble nicht!" — Diese Antwort scheint ihr nicht zu genügen, denn sie sieht die Wellen des Stromes mit nassen Augen und pochendem Herzen an. — Sie gehen in's Haus, das dort am Ufer des Stromes steht; sie schliesst Fenster und Läden mit einem kleinen Seufzer, und blickt vorher besorgt den Mond und die Sterne an, bis ein leises Gebet ihr beängstigtes Herz beruhigt.

„Warum sind aber auch die Menschen solch' täppische Dinger?" sagt die kleine Wassernixe, die dort im Schilfe wacht: „Vater Strom, du guter Alter, nicht wahr, wir kennen und lieben uns schon länger, als dieses unwissende Menschenpaar, und ich frage nicht viel: Wie lang? Was dann?" — Schweigsam und liebevoll legt sie ihre durchsichtigen Wangen auf meine goldigen Wellen. Ich küsste sie recht innig! Wie froh und lieblich klang doch ihr Gelächter, wie das Schallen eines Silberglöckchens! Schade, dass es

die Menschen nicht hören! Und da begann es, das Spiel, das Leben und Schweben im Mondenschein! Am Uferrand, auf den murmelnden Wellen, im Schilf, überall flüstern und tanzen Nixen und Elfen. — Ach, das war ein Kichern und ein geheimnissvolles Plaudern und ein Rauschen der Nebelgewänder! Herrlich war's, dieses magische Fest der Sommernacht. Schade, dass es die Menschen nicht sehen können! Fest zu waren Läden und Fenster im Hause am Strome, alle Lichter ausgelöscht; die Mondesstrahlen prallten ab an den kahlen, weissen Mauern, an der Verschlossenheit des Gebäudes. — „Diese blöden Menschen", sagten unsere Nixen, „jetzt schlafen sie! „Wart!" ruft die Eine schelmisch, „warte! kleines Erdenkind, ich will dir einen Traum eingeben und dir auch, du verstockter Erdenmann; du sollst es schon fernerhin glauben, dass es Geister gibt, dass ihr selber Geister seid, und ewig leben und lieben könnt. Da, die Ritze des Ladens lässt mich mit dem Mondenschein hinein!" — Husch — drin ist sie, die schelmische Nixe; da steht und lispelt sie etwas am Ohre des schlummernden Erdenweibes, das nun lächelt, froh erleichtert; dann geht sie hin zum Manne, raunt ihm in die Ohren, ja, sie strampft mit den Füssen, und zornig blickt sie ihn an. Angstschweiss bedeckt des Mannes Stirn, mit einem Angstschrei erwacht er, und greift nach der Hand der neben ihm schlummernden Frau. — Husch, die Nixe lacht, kichert, und ist fort! —

Was ist dir, Geliebter?" fragt besorgt die Frau. „Nichts, der Thee Abends thut mir nicht gut, dann

lag ich auf dem Rücken, das Blut schoss mir in's Gehirn. Nichts, als ein böser Traum!“ —

„Und mir träumte so süss, Geliebter! Ich weiss es nun, wir sind unsterblich, auch unsere Liebe kann es sein. Ein Engel stand bei mir im Traume, und hat es mir gesagt. Ich konnte fliegen, schweben, du warst bei mir; wir waren Geister, unsere Menschenkörper waren abgestreift, und wir liebten uns!“

„Sogar im Schlafe noch setzest du deine gestrigen Gedanken fort,“ sagte er, „so sehr eingeprägt haben sie dir alle Gefühle in's weiche, empfindsame Gehirn des Weibes! Nun, auch dir schadet der Thee Abends; von nun an ist er abgeschafft! — Siehst du, mir träumte im Gegentheil, dass ich dich sterben sah, geliebtes Weib! und du warst Nichts, gar Nichts; ich sah das — es blieben mir nur Würmer! Oh, das war furchtbar! Ich selbst fühlte mich zu Nichts vernichtet, aufgelöst; es war ein grässliches Gefühl! Die Folge von aufregenden Gesprächen am Abend, vom Thee und vom Liegen auf dem Rücken!“

---

## Dritter Gesang.

Die Hitze und die Last des Tages haben ihn mürrisch gemacht, den guten Strom. „Was ergiesst denn die Sonne so heiss und so stolz ihre sengenden Strahlen über mein Bett — ja, diese Sonne, diese Herrscherin und Königin des Tages? Rascher möchte ich

strömen — doch ich vermag es nicht; denn ich bin gebunden an das Gesetz der immer gleichen Bewegung, welches meine Leidenschaft hemmt. Ja, das Gesetz — das Gesetz — ihm muss ich folgen! Der Tag ist mir eine schwere Bürde! Seht, alle die Flösse und Schiffe, die Mühlen, Halme und Gräser, die ich treibe! Alles trage, Alles befördere ich! Es ist schwere Tagesarbeit! Immer schwüler brennt der Tag. Seht! Badende nähern sich den Stromeswellen.“

„Was ist mir der Reiz dieser Erdenfrauen? Was die Anmuth des schönsten Mägdleins?“ brummt der mürrische Strom, „gegen meine lieben Nixen und Elflein? Die armen Dinger! Jetzt leiden sie an der Sonne Brand! Ich versteckte sie in den Falten meiner Wellen im Schilfe. Dort schlummern sie. Die leidenschaftlich herauf spritzenden Wellen, der Schaum des Wassers labt die lachenden Nixen. Seht nur, wie sie sich ducken im feuchten Schilf! — Fort, ihr badenden Erdentöchter, fort, stört mir meine Kinder nicht! Ich grolle Euch ob des heissen Tages, dessen ihr Euch freut!“

„Mir ist's heute gar so unheimlich!“ spricht eine der reizenden Schwimmerinen. —

„Kindische Angst!“ lacht eine Andere. „Seht, Mutter, Schwestern! wie ich mich hinabstürze in den wilden Strom; er ist mein Freund, ich weiss es; ich schwimme wie Keine von Euch! Seht! Eins, zwei, drei!“ — Sprach's — und schäumend bedecken sie des Stromes zürnende Wogen!

„Die behalte ich mir, behalte ich mir,“ braust der Strom. „Packt, haltet sie fest, ihr Gräser! Hal-

tet sie fest, ihr tiefen Wurzeln meines Bettes! Lasset sie nicht los, diese kühne Erdentochter — ich will sie behalten!“ —

Harrend stehen Mutter und Schwestern am Stromesufer, spähend nach dem Auftauchen der verwegenen, so gewandten Schwimmerin.

Sie rufen umsonst — fest gebannt ist sie am Wassergrund, gespensterhaft halten sie die Wurzeln und Gräser fest, und weiter grollt und wüthet der Strom! Verzweiflung erfasst die am Ufer Stehenden, sie beten und jammern, sie weinen und schreien — umsonst! Der Strom behält seine Beute! Manch' entschlossener Taucher, manch' kühner Fischer suchte nach ihr, umsonst!

„Dies Erdenkind ist mein — mein!“ tönte es vom Grunde herauf. —

Nachts beim Mondenschein versammelten sich die Nixen, sie holen das kalte, todte Menschenkind herauf aus ihrem kühlen Grabe, staunen es an und hauchen ihm Elfenleben ein; sie liebkosen es, umhüllen es mit Nebelschleier, sie erwärmen es mit Mondesstrahlen! Sie singen und tanzen so lange, bis endlich die kalte Erdentochter erwacht und lieblich traurig lächelt. Doch — da erhebt sich der erste Hauch des Morgenrothes am Himmel. Husch, fort! — verschwunden ist alles Nixen-Leben und Elfentreiben — und fort tragen die behenden Nixen, auf Schilfblättern gebettet, das todte Menschenkind in sein brausendes Brautgemach zurück! Dort schlummert es an Gräser gekettet, und mit scheuen, neugierigen

Augen stieren es die Fische an; nicht mitleidsvoll, nur neugierig. —

Einmal, als die starre, todte Braut von den Nixen wieder erwärmt und elfenartig geweckt worden war, sprach die Nixen-Königin, die ausnahmsweise ein fast menschenfreundlich gutes Herz hatte: „Du seltsames Erdenkind, sag' mir schnell deinen grössten Wunsch, sprich rasch, bevor das Morgenroth graut. Ich habe Macht, dir einen Wunsch in der Elfennacht zu erfüllen, sprich, schnell, sprich!“ Und leise hauchte der Leichnam aus sich heraus: „Mutter und Schwestern sehen. Begraben werden in der Erde.“ — „Mutter? Was ist das?“ dachte verblüfft die Nixen-Königin. „Schwestern? du meinst andere Menschenkinder, deines Gleichen — das verstehe ich wohl! Oh! ich weiss! Sie will zu den Menschen auf die Erde zurück, der Vater Strom behagt ihr nicht. Nun wohlan, es sei! Sie hat mein Elfenwort, und das ist treu! Trotz des Peitschens des Stromes, trotz seines Zornes, will ich es thun. Schwestern, Nixen, Elfen! herbei, rasch, rasch, denn ich fühl' es schon — das Grauen des Morgens naht. Bald zerrinnt unsere Form, und mit ihr unsere Kraft; rasch, nun traget die erstarrte, kalte Erdentochter hin an jenes grüne Rasenplätzchen, bei der Bucht dorthin, wo sie jüngst den Menschenaugen entschwand, wo allabendlich schmerzerfüllte Frauen weinend in den Strom blicken; traget sie schnell dahin und leget sie sachte auf's thaubetropfte grüne Gras!“ Sieh! da schweben sie, die Nixen und Elfen, das todte Erdenkind auf ihren Schwingen tragend; sieh! wie die Nebelschleier wal-

len, sieh! wie die Käfer leuchten, und wie sie es küssen mit duftigem Hauche. Sie tragen es hin an das grasbewachsene Plätzchen, thaudurchnässt; da erscheint der erste Morgenschimmer — in Nichts verschwinden Nixen und Elfen — erloschen ist das traute, liebe Bild! Doch die Erdentochter, die kalte Braut, ruht sanft gebettet an des murmelnden, ungestümmen Stromes Ufer! —

„Wo ist sie — die Braut? Gebt mir mein starres Erdenkind zurück!“ — So ruft, tobt und stürmt der Strom den ganzen Tag. Doch die Sonne, der Tag hält sie fest, die grünen Gräser schützen sie. Gewitter-Wolken thürmen sich am Horizonte auf, der Donner grollt, Blitze durchzucken des Himmels Raum, und zwischendurch wehklagen, weinen die armen gepeitschten Nixen und Elfen; denn immer wilder tobt der Strom, er schleudert seine Wellen über das Ufer hin — zu sich, zu sich will er die Geraubte schwemmen. Inmitten des Ungewitters, was gewahrt er jetzt? — Drei Frauengestalten knieen um die Marmorbraut, weinend und laut betend.

„Der tobende Strom, die grässlichen Wellen haben uns das Kind heraus geschwemmt, aus grundloser furchtbarer Tiefe,“ so sagen sie. „Habe Dank, oh Vater! Dank, guter Strom! Nun haben wir sie wieder gesehen, wieder geküsst!“ — „Nicht er gab sie Euch,“ braust es im Wasser. „Wir, wir waren es!“ wimmern die Nixen und Elfen. „Wir, die wir jetzt dafür büssen!“

Ein friedliches Marmorkreuz steht nun dort an der Bucht auf dem grünen Rasenplatz. Ein Kreuz mit

Namen und Inschrift. Die Wellen des Stromes küssen oft leidenschaftlich wild dessen Staffeln. Doch sie erreichen nicht die todte Braut. Ruhig bescheint der Mond das Marmorkreuz. Es ist Elfennacht. Scheu und ängstlich umschweben es die Nixen. „Erdentochter, bist du nun zufrieden?“ fragt milde die Königin. „Ja, o ja, ihr süssen Nixen und Elfen! Dank, o Dank!“ flüstert's melodisch wieder durch das Wehen der Nacht.

---

## Vierter Gesang.

Der Friedensgesang des Stromes gilt einem Morgen. Da zog die Fähre langsam über den Strom. Was trägt sie? Ein Wagen steht darauf, mit vier Rossen bespannt, und auf dem Wagen, schwarz behangen, düster, ein Sarg! Friedlich ist der Morgen. Die Vögel ziehen lautlos über den Strom. Vom Ufer her tönt Leben. Das Morgengezirp der Grillen, das Trillern der Lerchen und Meisen. Eine Schaar Kraniche zieht langsamen, gedehnten Fluges über das Wasser, mit melancholisch kreischendem Laut, und schnatternd, stürmisch aufschwirrend, scheu erschreckt, entfahren Enten dem Schilfe! Die Sonne ist eine rothe Kugel, die Atmosphäre schwer und dick, einen heissen Tag verkündend. Sonnengebräunte, stramme Männer, Athleten gleich, lenken das Floss; leise plätschert das Wasser, und blassrosa schimmert es vom Horizonte

her. Traurig hängen die Pferde ihre Köpfe, und trüb in sich versunken steht auch ein Mann an des Sarges Fuss.

„Das letzte Geleite gebe ich dir, theurer Bruder!“ so seufzt er in sich. „Deine entseelte Hülle bringen diese deine Rosse zur letzten Ruhe, und an die Gruft folge ich dir mit aller Liebe. Sieht mich dein theurer Geist? Begrüsst er mich? Umschwebt er uns Zurückgebliebenen? Sieh, deine abgestreifte Hülle verlässt dein Haus und deinen Hof und zieht in die letzte Wohnung ein! Ich folge dir treu!“ —

Die stille, und doch so belebte Natur will antworten. Da stosst die Fähre hart auf am Ufer, die Rosse ziehen an, und der hohe Mann folgt tiefseufzend dem Sarge und dem Wagen. —

„So muss ich Alles befördern und tragen,“ sagt der Strom, „bis ich schäumend und froh in's Meer mich stürze und dort Freiheit geniesse.“ — —

## XV.

## Alte Frauen.

Ich frage dich, Grossmutter, warst du wirklich einmal jung? Hast du wirklich einmal geliebt, so wie wir? Konntest du fröhlich singen, unbedacht plaudern, hell-laut lachen? Du bist ja noch nicht gar so alt, bist rüstig und gesund, gerade ist dein Gang, braun noch dein Haar, und doch, mich dünkt, du wärest nie ein fröhlich Kind, eine liebliche süsse Braut gewesen. — Warum bist du so bitter, und warum erscheint mir dein gutes, rüstiges Aussehen wie eine Satyre zu deinem eigenen Selbst, das mich uralt und auf Krücken zu gehen dünkt? Warum erscheinen dir alle Menschen bös und falsch? Alles auf Erden Ekel und Sünde, Enttäuschung? Kannst du noch küssen und Enkelkinder liebkosen? Oder ist dein Kuss nur kalte Lippenbewegung? Hat dein Herz alle Liebesregungen verloren? Ist das Leben in dir eingerostet? Grossmutter, du bist so starr und unbeugsam, so absprechend streng gegen die Jugend und gegen Fehlende! Ich glaube, du hast in

deiner Starrheit nie gefehlt aber auch nie so recht geliebt! O! deine rauhe, kalte, urtheilende, richtende Tugend, sie erdrückt und entsetzt, sie erstarrt alles Leben und Lieben in uns!“ — —

„Warst du wahrhaftig einst sechzehn Jahre alt? Ein erwartungsvolles Mädchen, ein hingebendes Weib, eine junge, zärtliche, fröhliche Mutter? Eine Frau, die lieben, leiden und auch fehlen konnte? Ich glaub' es nicht. Mir scheint, du bist so dem Grab zur Erde entstiegen, und kehrst unverändert in deine steinerne, graue Wohnung zurück!“ —

„Urgrossmutter, sag', warum bist du alt? Warum dies Silberhaar, diese runzlichte kleine Hand? Du bist ja noch voll Leben und Jugend und nicht alt. Spielt dir nicht stets der Sonnenschein um das liebe Haupt? Umleuchten dich nicht immer kleine fröhliche Engel? Warum wäre denn sonst dein Auge so klar und freundlich, dein zahnloses Mündchen so gütig lächelnd, deine gebrochene Stimme so erheiternd, tröstend? — Urgrossmutter, mir scheint, du bist blos sechszehn Jahre alt. Wirf ab die alte Maske, du treibst ein böses Spiel mit uns! Warum gehst du gekrümmt und mit dem Stocke? Wirf ihn weg, denn du bist voll des Lebens, voll Kraft, Hoffnung und Erwartung! Du bist ja eigentlich gar keine alte Urgrossmutter, denn du bist jung mit uns, du liebst und begreifst die Jugend, freust dich des Glücklichen, hilfst dem Fallenden. Urgrossmutter, du bist so mitleidsvoll, verstehst die Seelenkämpfe, die Herzensängsten, du gibst so richtigen Trost! Urgrossmutter, du hast auch einmal gefehlt, hast geliebt

und gelitten? Ja, du warst ein Kind, du warst unbedacht, leidenschaftlich, recht vertrauungs- und erwartungsvoll und, ja, ich wiederhole — du hast auch viel gelitten! — Urgrossmutter, die Jugend begleitet dich bis ins Grab — in deine Heimath, den sonnigen blauen Himmel zurück! Lieblich, friedlich noch bist du auf der Bahre, ein süsses Lächeln schliesst dir den Mund, ein lieberfüllter Blick das Augenpaar. —

## XVI.

## Eine Seele sucht die andere.

Ich sehe und weiss Alles und erscheine bald fröhlich, frisch und jung, bald wieder uralt, gekrümmt und mürrisch! Ich sehe sie dann alle, die Menschenseelen, wie sie vom Geisterreich in das Reich des Fleisches hinüber wandern, um Menschen zu werden. Manche in geistiger Liebe vermälte Seelen verlieren einander durch die Menschwerdung; sie suchen sich dann auf Erden und finden sich oft nicht. — O, ich sehe ihre Schmerzen und Peinen, wenn so die geistig angetrauten Seelen auf Erden sich nicht finden können und weinen!

„Da ist Sie! Ja sie ist es!“ spricht Er.

„Nun habe ich Ihn gefunden!“ jubelt Sie.

„Ach, das ist die Braut meines Geistes!“ ruft er nochmals aus.

Ach nein! Ihr habt euch nicht gefunden es ist Täuschung! Euer Ideal, Eures Geistes, innerste Sehnsucht bleibt unerfüllt, oder es trennen Euch unbarmherzige, unerbittliche Formen, Gesetze,

Auffassungen der Menschen, welche alles Leben und und alle Liebe versengen, auslöschen. Der Gott in Euch wird zum verzerrten Dämon, das heiligste Urgefühl Eurer Seele zur entartenden Sünde. Es ist, als ob eine derbe, grobe Affenhand über ein herrliches, göttlich schönes Bild dahin führe, Alles verwischend! So bleiben die Menschenleben unausgefüllt, dürr und verstümmelt, entstellt! Sie gehen trocknen Gemüthes, ohne Aufschwung, mit Schaudern dem Tod entgegen. Dann erst — nach beendigtem Erdenschlaf, erwachen sie, diese Seelen, suchen und finden!

So sah ich einen solch' suchenden Jüngling, feurigen, begeisterten Gemüthes, nur in der Dicht- und Tonkunst lebend. Dem Niedrigen, Irdischen dieser Erde sich entwindend, lebte er allerdings nur im Ideal! Aber er wollte das Geisterreich, das Reich der Elfen, der Musik, der Kunst, in Ton, Sprache und Bild vor sich sehen, er wollte es gleichsam greifbar um sich haben, so wie er es in sich trug und empfand! Er selbst ist eine seltsame Melodie, oft weich und sanft, sanft wie eine Jungfrau, rein wie eine Blume, dann wieder wild und leidenschaftlich, eine tobende, aufbrausende See! Nur ungern und mit harter Ueberwindung tritt er aus dem Himmel seiner Ideale in die Hölle des Alltagslebens herab. Ja, ungern verlässt er das märchenhafte Reich seiner Fantasie, den elfenhaften Pallast seiner Schöpfung, um seufzend wieder an die schweren Berufsgeschäfte der Erde zu gehen. Doch oft fühlt es der Jüngling kaum in der vollen Kraft seines reichen Geistes. Dann aber drückt

sie ihn wieder schwer, diese Erdenlast, und alle Töne der Musik, alle Gesänge der Elfen, aller beruhigender Mondenschein reicht nicht hin, ihn zu trösten aufzurichten! Dieser Jüngling besitzt Alles, was die Erde bieten kann; nur Eines fehlt ihm! Eine gleiche, mit ihm empfindende, mit ihm träumende, nach Reinheit, Wahrheit, Harmonie trachtende, treue Seele. Unverstanden, unbegriffen, wendet er sich oft düster, jammernd, von den Freunden ab! Einer dieser gewährte ihm den Genuss der Tonkunst, wieder Andere den der Darstellung in Wort und Farbe; so umgibt ihn die Kunst, die Märchenwelt, durch Wort und Ton, durch Bild und Form.

Sie sprachen, sie sangen, sie wehklagten, sie trösteten durch Kunstmittel und blieben dennoch Stümper — materielle, derbe Menschen! Darum wendet er sich verzweifelt von ihnen ab, Ideale nur im Idealen, nie in der Wirklichkeit gerechtfertiget findend! Alles schien ihm Traum, eine blosse Schaudarstellung! Alles waren leere, abstrakte Begriffe, nicht Wirklichkeit; er fand kein Wesen seines Wesens, kein Ich seines Ich's, kein Leben seines Lebens in der Wirklichkeit dieser Erde! Weibliche, irdische Liebe, sie wurde ihm dargeboten, er wollte sie erfassen, das Ideal in ihr suchend; doch im Augenblicke des Erfassens bebte er zurück. Die geträumte Elfe hat sich als ein sinnliches Wesen entpuppt. Er wendet sich enttäuscht von dieser Entheiligung seiner Seelenträume, seines Geisterreiches ab! Eine hochwüchsige, herrliche Pflanze ist er, aus der reichen, reinen Geisterwelt in die sumpfige arme Erde versetzt! Ein mäch-

tiger Elfenkönig ist er, dessen Stimme Musik, dessen Sprache Dichtung, dessen Empfindung reine Geistesliebe, dessen Wille Weisheit, dessen Wesen Harmonie ist! Er lebt als Gegensatz zur Erde, deren Musik nur Dissonanz, deren Sprache Falschheit, deren Liebe Sinnlichkeit, deren ganzes Wesen Disharmonie ist. Er wird von den Menschen nicht verstanden, nicht begriffen, und lebt einsam in der Menge, die ihn als Narren und exzentrischen Schwärmer bemitleidet. —

Ebenso sah ich eine Jungfrau. Alles in ihr erscheint mir eine höhere Harmonie, Alles um sie ist engelhaft. Die Musik in ihrer Sprache ist tiefgefühlt, und tiefgefühlt ist ihr Wort — ihr Gedanke! Herrscherin über die Töne der Musik, singt sie sich ihr Lied im Wald, am Baches-Ufer; da scheint es, als erwache die alte Elfennatur in ihr! Alles um sie her belebt sich, die Wolken nehmen entsprechende Formen an und schweben in mannigfachen Bildern an ihrem träumerischen Auge vorüber. Der Bach hat eine Sprache; hier lauschen niedliche Nixen, liebliche Elfen aus dem Erlenbruche, aus dem Teiche hervor — dort straucheln kleine bucklige Berggnomen tölpelhaft herbei; ihre Stimme weckte sie aus dem Mittagsschlafe! Zwerge und Wichtelmännchen, Alraune und Waldesgötter, Könige der Lüfte, klagende Melusinen, süss neckische Undinen: sie kennt Euch Alle, sie spricht mit Euch, sie findet Euch bei Tag und bei Nacht, im Freien, wie in der Stube, überall umgibt sie Euer Märchenleben, Euer Seelenreich, denn eine Königin ist sie ja selbst im Geisterreich.

Sie weiss mehr als Andere, weil sie mehr empfindet, tiefer liebt. Sie sitzt am blumigen Bachesrande und träumt; da strecken sich die Blümlein aus dem Grase hervor, melancholisch flüstert das treue Vergissmeinnicht: „Ich bin noch dasselbe!“ Das Veilchen haucht ihr seinen Duft entgegen, die Rose schmückt ihr das Haar, ja selbst Kröten und Fische stieren sie bewundernd an, und die Vöglein droben in den Zweigen drehen ihre Köpfchen um, wenn sie vorüber schreitet. Ihr Gang sagt gar Vieles! Er ist so ruhig und harmonisch, so elastisch und ausdrucksvoll. Es liegt eine Art von Duldsamkeit darin, als wollte sie sagen: „Seht, ich könnte schweben, wie meine Schwestern, die Elfen; doch nun muss ich gehen, denn mein Elfenkönig ist hier, auf Erden zu Fleisch und Bein geworden, und ich suche ihn!“ — Im Winter, wenn die armen Elfen eingefroren sind, und wenn alle Gnomen und Wichtelmännchen in ihren Grotten sich verschanzt haben, im Winter, wenn die Natur schweigt, da spricht sie, eingeschlossen im engen Raum, mit den Flammen des Feuers. Dort sieht sie Feuer-Geister, Feuer-Leben, ein feenhaftes Entstehen und Zergehen in der glühenden Kohle und Asche! Reich im Innern, arm in der Welt steht sie da, und sucht ahnungsvoll den Geliebten. Gewaltige Melodien, herrliche Gedanken, göttlich reine Bilder steigen in ihr auf! Für Wen? Für Ihn! Sie sucht ihn — wird sie ihn finden? Sie lieben sich Beide unbewusst, ohne sich irdisch zu begegnen; sie gehören einander an, sind geistig getraut, keine irdische Ehe könnte sie fester verbinden; sie reden zu einander im Traum,

im Gedanken; doch dieser Gefühlsaustausch bleibt nur ein geistiger, geahnter, ohne erfüllende Menschensprache, ohne ergänzenden Blick!

So leben sie dahin, zwei Geister in einem Geiste, auf einer grossen weiten Erde, ohne sich zu begegnen; sie leben und werden alt. Begreift Ihr jedoch, dass ein Punkt in ihnen unberührt, unangetastet, jungfräulich bleibt vor der Welt und den Menschen? Begreift ihr, dass Beide dieses eine Etwas sich bewahren, rein und keusch, und es mit sich zu Grabe tragen? Sie bewahren sich ihre geistige Vermälung! Einer für den Andern, ohne es selbst zu wissen; sie tragen sie in sich herum, sie sterben, Erde deckt ihre müden Körper. Fleisch und Bein sind abgefallen, ihre Seelen haben sich gefunden, und wie weit auch ihre Gräber von einander liegen — ihre Seelen sind vereint inmitten grosser Herrlichkeit.

„Du warst so lange fort!“ sagt die innig an ihn sich schmiegende Jungfrauen-Seele.

„Nun aber sind wir auf ewig Eins!“ spricht der Jüngling, sie zärtlich umschlingend. —

## XVII.

### Wald-Romanze.

Ihr müsst nicht glauben, dass die Frösche, weil sie so nasskalt sind, nicht auch ein Herz und ein Gemüth haben. Bewahre! So ein Frosch empfindet nach seiner Art, und es liegt sogar viel Menschenähnliches in eines Frosches Herz ... Er lebt zwischen Blumen und Gräsern, und wäscht sich im Thau, ja, er entlockt dem Himmel Thränen durch sein Gequak; es liegt etwas Verzaubertes im Frosche! — Ich weiss einen, der verliebte sich in eine schlanke Waldlilie. Sie stand im Erlenwald, in hohem üppigen Grase, wo allerhand andere Blumen wuchsen; da prangte die falsche Belladonna, dort hing Gentian mit seinem blauen Köpfchen, hier stand bescheiden die schlichte Glockenblume des Waldes, und dort dufteten Maiglöckchen und Veilchen; inmitten all dieser Blumen aber stand aufrecht in ihrer Reinheit die Waldeslilie! Sie hatte einen Hüter, dem sie nach Waldesart angetraut war; dies ist der herrliche Erlenbaum, am feuchten Bruche wachsend, der liebevoll seine Aeste

bis zu ihr hinab senkte. So standen sie im Walde in Reinheit und Liebe. Da kam eines gewissen Tages ein Knirps daher; war es ein Mensch, ein Frosch, oder ein Skorpion — ich weiss es nicht. Ich betrachtete es mir nur neugierig als ein ganz seltsames Wesen an. Dieses Wesen nun hatte sich schon alle Blumen zueigen gemacht; — es hatte, durch die Belladonna angelockt, dieselbe gebrochen und weggeworfen; des Veilchens Duft hatte es ausgerochen, und es dann verwelken lassen; die Waldesglocke betrachtete es, zuletzt verachtete es sie; aber eine Lilie hatte jenes Wesen noch nie besessen. Es verlangte ihn nun nach der Reinheit dieser stolzen Waldeskönigin, das räthselhafte Sein dieser Blume entzückte den Sonderling. Er fing nun an ihr Allerhand vorzuquaken und zu predigen. Er erzählte ihr von den Menschen und ihrem Lieben, von Leidenschaft und Lust — Dingen, welche die Lilie weder verstand, noch begriff! Staunend, fragend blickte die Lilie auf zu ihrem Hüter, dem weisen Erlenbaum. Doch den hatte das Gequak des Gewürmes unten nicht erreicht, und, väterlich besänftigend, umkoste er mit seinen Aesten die Lilie. Das Wesen, der Frosch, setzte seine Rede zu ihr fort; er bat so süss, und sprach gar so schmeichelhaft und gelehrt! Immer näher umhüpfte er das arme Ding, die unerfahrene Waldesblume! Ich sah es, wie heisse Gluth durchströmte sie sein stechender Blick, ein innerer Schreck und eine ungewisse Angst durchrieselte sie in allen Fasern. Wehmüthig bittend, sah sie das geckenhaft schimmernde Wesen an, angstvoll Hilfe flehend den schlichten

treuen Erlenbaum. — „Brechen will ich sie," sagte der Unhold, der nasskalte Frosch; „weinend soll sie vor mir liegen. Herab von deiner zuversichtlich stolzen Reinheit, herab zur Stufe aller Blumen! Ich will sie beugen; gebe ich ihr doch auch eine Art Liebe dafür. . . ." Die arme einsame Waldeslilie mochte sich aus ihren Wurzeln reissen, so unglücklich fühlte sie sich, und klagte allen Lüften ihr Leid, in solche Seelenbedrängniss gerathen zu sein, solche Worte vernommen zu haben. Der gute alte Eichbaum blickte ernst und drohend herüber; Grasmücken, Käfer und Elfen hören es; der Frosch aber sieht ihrem Seelenkampf mit innerer teuflischer Lust zu, und lächelt schmunzelnd: „Bald sind wir am Ziel!" —

Die Sonnenstrahlen hören den halberstickten Angstruf und das Schluchzen der geliebten Lilie; sie vereinen sich und ballen des Himmels Gewölk zusammen, aus dem sich ein furchtbares Gewitter entladet. Es erschüttert den ganzen Wald mit seinen Blitzen, Donnern und Regengüssen bis in seine tiefsten Wurzeln. Der feige Frosch hatte sich bei des Sturmes Losbrechen in ritterlicher Angst verkrochen, und die Lilie sich selbst überlassen. Nur der Erlenbaum stand da, als ihr treuer schützender Hüter. Liebevoll umschloss er sie mit seinen Aesten und Zweigen, sie sorgsam vor Blitz und Regen schützend; da erschloss sie ihm vertrauensvoll ihr blutendes Blumenherz, und aus allen Fasern erflehte sie von ihm weitere Hilfe und Licht! —

Das Gewitter ist aus, hell und golden scheint durch die triefenden Bäume die Sonne; Erle und

Lilie sind innig vereint, in lispelndem Zwiegespräch versunken. Die Vögel singen, die Grillen zirpen, die Käfer schütteln sich, — Alles tropft und blitzt in den neu hervorbrechenden Sonnenstrahlen. Vergnügt, gestärkt, innerlich erquickt, steht auch die schlanke Waldlilie da, das Haupt wieder stolz gen Himmel gekehrt, den Stengel sanft an den Erlenbaum gelehnt! Wo ist der Frosch? Aufgebläht, mit zornig rollenden Augen sitzt er wieder da, Erle und Lilie unheimlich neidisch anglotzend. „Du Marmorherz, du gefühlloser Hochmuths-Engel!“ platzt er endlich hervor.

„Was? herzlos, weil sie dir nicht folgte? Gefühllos, weil sie sich nicht zu Boden knicken liess?“ sagt der Erlenbaum. „Wisse, hier im reinen Wald sind die Sünden der Gedanken eben so arg, wie bei deinen Menschen die Sünden der That! Ihr waren schon deine Gedanken und Sprache so viel als That. Geh', trolle dich aus dem Wald, Versucher, Verblender! Fort mit dir zurück in deinen Sumpf!“ —

Und die Erlen und Winde haben ihn augenblicklich hinaus gepeitscht und fortgescheucht aus dem Walde, den hässlich quakenden Frosch. Ja sie haben ihn ausgewiesen aus dem reinen Tempel seelischer Liebe und Empfindung, den Alles überhüpfenden, versuchenden, glotzenden, nasskalten Frosch. Nun seht ihr, dies ist die Geschichte des Frosches, der nur noch in den Sümpfen, in Schmutz und Schlamm quackt, die Geschichte des Wesens der Versuchung, der Sinnlichkeit, das sich allenthalben hinschleicht, um die Reinheit zu besudeln, zu beflecken, zu begeifern, und mit seinem kalten Froschlaiche zu überziehen. —

## XVIII.

## Erzählungen der Lüfte.

Der Strom hat seine Sprache und Erlebnisse, die Blumen, die Vögel, der Mond, die Sonne haben sie; doch Niemand ist so allgegenwärtig wie die Luft, denn Alles geschieht, entwickelt, spricht, lebt in ihr. Sie kann schmeicheln, kosen, loben und auch stürmen, brausen, toben. Durch die Luft weiss ich so Manches. Sie ist es besonders, die der Menschen Gedanken liest, ihre Gefühle mitempfindet; ja, sie ist es, der die Menschen fast Alles anvertrauen. Sie weiss alle Geheimnisse. Sie empfängt den frohen Laut, das helle Lachen, den Schmerzenschrei, den tiefen Seufzer. Ihr trägt der Mensch dumpf und bitter seinen Gram entgegen, ihr theilt er, froh und leicht, seine Seligkeit mit. Oh! die guten alten Lüfte, wie viel wissen sie doch! Wie viel haben sie hin und her zu tragen, wie viel neu zu spenden! — In der Luft verschmelzen sich die Töne, vereinen sich die Laute, trennen sich die Reden. Die Gedanken der Menschen sind der Lüfte Freunde! —

„So sah ich einst ein Frauenantlitz," spricht ein Lüftchen, „mild und bleich stand sie da, in kühler Abendluft. Auf einmal verwandelte sie sich zu einem Medusenhaupt! Sie ballte die Fäuste, schlug sich die Brust, raufte sich das hängende Haar, sie drohte in die Luft unsichtbaren Gestalten! Der Engel brach in Verzweiflung und Verwünschung aus, das schwache blasse Weib war ein Titan an Kraft, ein Rachegott an Ausdruck, an Schmerz und Leidenschaft geworden." „Ja, mir hauchte sie ihn aus, ihren Liebeskummer, — ich kenne ihn! Ja, die Menschenliebe, die sonst so mild, beseligend und friedlich stimmt, kann das Antlitz auch in Verzweiflung und Gram verzerren. Das Schwerste ist mir, der reinen Luft, das Aushauchen eines stummen, dumpfen Schmerzes, der sich als schwerer Seufzer aus dem Innern hebt; er glimmt und brennt im Innersten der Menschenbrust, wo er langsam alles Leben verheert! Es kann ein Gram so hart über ein Menschenherz kommen, dass es sich frägt: „Fühle ich noch Etwas? Oder ist Alles abgestorben in mir?" Der Schmerzgetroffene fühlt sich an und frägt." „Lebe ich noch? Ja, das ist ja warmes Fleisch!" Und er lacht bitter. Er sieht die Menschen, er spricht mit ihnen, und doch trägt er einen brandigen, stummen, theuren Leichnam in sich herum, den er sich nie anzusehen wagt; doch dieser blutet fort und fort, langsam, tropfenweise! —

Ich habe noch ein Weib gesehen. Ihr Leben steht klar vor mir durch die vielen Gedanken, die sie in mich ergoss! Diesem Weibe widerfuhr einst ein grosses Weh.

Grausam und frech stahl man ihr das Liebste aus der Brust, die Reinheit! Man setzte ihr unreine Liebe in die Seele. Dieses Weib war Anfangs trunken vor Seligkeit, ein herrlich scheinendes Leben entfaltete sich vor ihm. Es griff und haschte nach diesem, nach jenem Gut, sog die süss verführerischen Balsamdüfte tief in ihre Brust. Und so sank sie von Stufe zu Stufe. Doch da auf einmal, inmitten des träumerisch süssen Lebens, kamen die Schatten der Vorzeit zu ihr, die reinen Friedensengel ihres frühern unbefleckten Wesens! Sie glitten voll und mild an den sinnlich hässlichen Dämonen der bösen Liebe vorüber. Das Weib erwacht wie aus einem schweren Traume! Was konnte sie nun thun? Lassen sich Dämone verscheuchen? oder gar umbringen? kann das einmal Empfundene vernichtet werden, als wäre es niemals dagewesen? Nein, es ist doch da — immer da — die Erinnerung der Empfindung bleibt; die bösen Geister hatten sie umgarnt, und dieser Gedanke wollte sie umbringen.— Friedvoll und mild kamen die Engel ihrer Reinheit zurück zu ihr; friedvoll und mild umfassten sie das arme Weib, welches nicht mehr aufleben, nicht mehr aufjauchzen konnte in ihren Armen. Weinend, weherfüllt, ergriffen sie ihre Engel — doch nur als eine dahin schwindende Sterbende; denn die Geister des betäubenden, wilden Traumes brachten sie um. — „Denn einst hatten sie mich — ja ich war bei ihnen!“ hauchte sie mir, der Abend-, Morgen- und Mittags-Luft, entgegen. „Haltet ein! zurück! zurück! Geister der Erinnerung! Nun bin ich an heiliger, alter Stätte! zurück!“



Bayerische
Staatsbibliothek
München

So trug dies arme Weib die Falschheit ihres frühern, trunkenen Glückes, das Gift des Traumes mit sich bis in ihre letzte Lebensstunde. Und das Weib starb langsam, stückweise, bald lächelnd, bald weinend, bald jauchzend, gebrochenen Gemüthes, an der Erinnerung! Mild und liebevoll hielten sie die reinen Liebes-Engel umfangen, mild und liebevoll inmitten der Schmähungen der bösen, harten Welt. Als ein aus Erden-Sünden und Schlingen befreiter, erlöster Geist, blickt sie nun dankbar ihre Engel an, dort ihr reines Ich wiederfindend! —

---

Hier vernehm' ich Tanzmusik, Jubellieder; die Menschen finden, dass sie ein Recht dazu haben; dort seufzen und hauchen sie mir den Todeslaut entgegen! Es giebt oft Menschenlaute, die mich tief erschüttern.

So hörte ich einst einen Namen rufen. Er schallte űber Berge und Thäler, durch Wiesen und Länder, weithin über's Meer. Ein einsamer Mann rief ihn aus, sehnsuchtsvoll — lang und bitter! Der Laut drang durch alle meine Winkel und Falten; und noch ein dumpfer, dröhnender Ton wie aus ehernem Munde folgte unmittelbar demselben. Beide, der Laut des Menschen und der furchtbare Ton der Waffe, sie drangen, gelangten zum Bestimmungsort.

Arbeitend sass sie am Fenster, und blickte auf die kahlen Bäume, auf die Blätter des Herbstes. Ihre Gedanken sprachen, indem sie in der Arbeit plötzlich innehält: „mir ist's, als riefe er mich!“ Bleiern,

starr fällt sie vom Sessel; die Mutter eilt herbei; der Arzt erscheint: „Ein Herzschlag; sie ist todt!“ Auch Er ist bleich und starr zurückgefallen; auf kalter Felsenwand. Ein kleines Blei im Herzen, liegt ein Mann in seinen letzten Zügen, still verblutend. — So sympathisch wirkt oft ein letzter Namensruf, ein Schuss durch die Lüfte! —

O, und was soll ich Euch erst sagen über das Angstgeschrei der Mutter, die ihren einzigen Sohn auf der Bahre sieht! Verwundet, blutig, zerschlagen hat man ihn vom Felde heimgebracht. Ja, was soll ich sagen vom Stöhnen und Ächzen der Sterbenden nach der Schlacht, wenn Tausende von Leichname die Erde bedecken! Ach! All dies aufzufangen, es an seinen Bestimmungsort zu bringen, ist ein schweres und trauriges Amt! Dieser letzte Seufzer des Sterbenden soll zur Geliebten, dieser zum Kinde, jener zur Mutter, dieser zum Weibe, der da zum Freunde! — Ganz überladen fühle ich mich von lauter Menschenseufzern und Thränen nach der Schlacht, und sende lindernde Himmelsthränen auf sie herab! — Zu gleicher Zeit fange ich in andern Ländern Waffengeklirr, Gesang, Jubel, Viktoria-Geschrei, Geschütz-Donner, Tanzmusik auf. Dies Jauchzen und das Schluchzen vereinen sich in meinen Sphären.

Der arme Kranke, wie erquickt saugt er mich ein! Der Gesunde achtet meiner nicht. Glaubet mir, schwer ist's, „Luft“ zu sein! Oft sage ich den groben, bösen Menschen: „Viele meiner Geister sehen Eure Gedanken, viele hören Euch! Wisset Ihr es denn nicht, dass Ihr einst selbst Geister, Bewohner des Raumes

der Lüfte werdet? Eure bösen Thaten vergiften die Lüfte, machen uns krank und faul, uns reine Lüfte.“ Doch das Gebet ist unsere Nahrung und Kraft, das Gebet und die reinen Gedanken! Oft fegen und stürmen wir: „Fort mit Euch, Ihr Vagabunden! Ihr Nichtsthuer, Ihr Schänder! Fort — fort durch den kalten Nordwind!“ — Hu, Hu, wie er bläst, durch alle Kamine aus den Fugen heulend!

„Hör auf, du hässlicher Wind!“ sagt das Mädchen, das frierend aus der Schule kommt.“ — „Sei froh, du Närrchen!“ raunt der Nordwind, „ich treibe Krankheit und Sünde hinweg!“

Heute wird allen Leuten wohl. Die Luft ist rein und friedlich, weil vom Gebet erfüllt! —

„O! wie labend mild ist diese ruhige Luft, diese Windstille,“ sagt die Greisin, vor ihrer Thür sich sonnend.

„Ich habe viele Gebete in mir!“ säuselt die Luft, „das fühlt Ihr! O! es ist schwer, Luft zu sein. Bedenket es, belastet mich nicht mit Sünde und böser Rede!“ —

---

Weiter erzählt noch die Luft: „Eingeschlossen in einem Raume, bin ich von Veilchendüften, Reseda und andern wohlriechenden Düften geschwängert. Die Luft des Gemaches ist durch weiche, dicke Teppiche, schwere Vorhänge, tiefe Fenster, gepolsterte Möbeln und tausend andern Kleinigkeiten gedämpft und gedrückt. Es hängen Kunstgemälde, Spiegel an den dunkeln Seidenwänden. Alles kommt und geht geräusch-

los in diesem Gemach; du würdest dich nicht trauen, laut und lärmend zu reden! So geräuschlos und still liegt eine Frau zurückgesunken in den weichen Kissen des weichen Ruhebettes. Der Ausdruck des Todeskampfes verzerrt ihr Antlitz — krampfhaft noch scheinen die Mundwinkel zu zucken — blass und gläsern starren ihre Augen. Alles um sie her ist reich, vollendet, schön. Seltene Pflanzen blühen im Gemach, der Paradiesvogel wiegt sich im Käfig, heimlich prasselt's im Kamin, überall ein lieblicher Duft, der Comfort eines vollendet guten Lebens herrscht um sie. Faltig und reich wallt ihr Sammetkleid vom Ruhebett herab, faltig und reich umgeben sie die Spitzen, blitzend und glitzernd liegt das antike Kreuz mit Edelsteinen an schwerer Goldkette ihr auf der Brust. Fest hält noch die eine Hand ein welkes, grosses Kamelien-Bouquet, Blumen, die einst weiss und frisch waren, jetzt aber gelb und welk sind. Vor ihr auf dem Tische steht ein Glas, halb geleert. Dieses Alles empfängt der Hereintreende als Totaleindruck. Inmitten des Wohllebens und der Pracht der Welt, eine blasse starre Frau, gläsern, glotzend, krampfhaft verzerrt! — Die Luft im Zimmer wird schwül, man öffnet die Fenster, man trägt sie fort. Mit der schweren Zimmerluft, mit den modernen Parfüms und Pflanzendüften flog auch ihre gepeinigte, leere Seele hinaus — weit hinweg von der Pracht der Erde, über alle Schornsteine der Stadt hinaus, in leichtere Luft! —

Jetzt wehe ich auf freiem Felde, auf grüner Wiese, am Rande des mächtigen Eichenwaldes; ich vernehme zwei Stimmen, die eine klingt mädchenhaft schüchtern, die andere männlich leidenschaftlich. Sieh, ein junges Paar! Die Jungfrau tief ernsten, innigen Blickes, der Jüngling feurigen, unstäten Auges. Er gibt ihr Betheuerungen seiner Liebe und Treue. Ein Kuss besiegelt ihre Geständnisse — ein heiliger, reiner Kuss der Jungfrau! Viel, viel hat sie dir gegeben, Jüngling, mit diesem einen Kuss! Ich hatte ihn auch gleich als ein reines, treues Gebet in mich aufgenommen, den Nachhall dieses Kusses, und trug ihn meiner Lieblingswolke zu. Der junge Mann, er schied, er versprach wieder zu kommen, zur Verwirklichung des Gelöbnisses, zur Heimführung der Braut. Sie vertraut und wartet. Und so vergehen Wochen, Monate, Jahre! Alle Menschen um sie her schmähen auf den Mann, der sein Wort gebrochen, sie tadeln und verachten ihn; sie jedoch — vertraut und wartet! Zur selben Zeit, als sie, so verlassen, treu vertrauend, harrt, und jedem Tage mit gespannter Erwartung und immer neuer Hoffnung entgegen sieht — zur selben Zeit, als sie, wohl oft von stillem Gram gebeugt, gebrochenen Geistes, ihre prangende Wiese, die voll Erinnerungen ist, betritt, — zur selben Zeit drang ein Strom meiner Lüfte in ein fernes Menschengewühl; es war ein Drängen, ein Hin- und Herwogen, ein Stossen und Rufen, rauschende Musik dazwischen. Wir befinden uns auf einem Maskenball, in stockender Luft, von Menschen und Gasflammen und schmetternden Klängen erfüllt. Da sass der junge

Mann an einem Tisch mit einer Schönen, mit einem Weibe ohne Scham und Herz. — Da gab's der Küsse viele! Doch ich nahm sie nicht auf, ich warf sie den Dämonen hin, damit sie sich an dem ecklen Frasse labten. — Er hatte längst Wort, Ehre und Treue vergessen; die Liebe war nur noch eine todte Mähr in dieses Mannes schaaler Brust. Er kam wohl heim, aber nicht allein — krampfhaft gefesselt an das Weib des Narren-Abends! —

Die holde Jungfrau — was ist nun ihr Leben? Sie hat nur einmal geliebt, nur einmal geküsst, und wird auch nur einmal sterben. Ihr Geist schwebt empor auf den Schwingen der Gebete, es begrüssen sie reine, treue Himmelsengel! —

Nicht nur der Menschen Leben, sondern auch das Unsichtbare ist mir Ereigniss. — Ihr werdet es kaum glauben, Mütterlein! Doch selbst das Reinste und Geistigste entgeht dem versuchenden Dämon nicht. Glaubt Ihr's? Er wagt sich selbst an die lauteren Englein mit verführerischen Schmeichelworten. Ja wohl, er thut es — die frechen Kobolde sprechen am liebsten die lieblichsten Englein an. Fiel denn nicht auch der mächtigste Engel und wurde zum Luzifer? Und Ihr schwachen Menschen schmäht herzlos diejenigen unter Euch, welche fallen? Ihr werfet Steine, und seid doch selbst des heutigen Tages niemals sicher? Doch still — was bedeutet das Flüstern und seltsame Rauschen in den Lüften? Geister sind's. Nichts geht in mir verloren; ich selbst, unsichtbar in meiner Wesenheit, trage die Lebensluft, die Würze, den Keim, den Geist alles Lebens unsichtbar in mir.

## XIX.

## Sie.

Sie geht zur Kirche. Sie kniet nieder und betet; sie ist ganz in Gott versunken. Sie liebt Eltern, Geschwister, Freunde — doch Gott über Alles! Heiss und innig spricht sie mit ihrem Herrn — sie ist entzückt, Englein umschwirren ihr Haupt! Es wird immer so bleiben, sie braucht keine andere Liebe, denn sie hat ja die höchste, beste Liebe, die Liebe Gottes. Seht, Menschen, dies ist das Schönste, was es auf Erden gibt, solch' ein rein und liebend Gemüth. Wenn sie in den Tempel wandelt, begegnet Euch ihr gesammelter, andachtsvoller Blick; er stimmt Euch selbst zum Beten, Ihr glaubt einem sprechenden Engel zu begegnen. Sie kniet demüthig an des Altars Stufe nieder, und empfängt des Herrn Leib, das Brod des Lebens! O! welch' wonniges Entzücken erfüllt sie doch, und sie spricht: „Lass mich so sterben, o, Herr, zergehen vor dir in süsser Liebe und Hingebung!“ — So fleht sie, es ist seliger, ruhiger Friede in ihr; denn sie hat ja ihren Seelenbräutigam,

ihr Alles! Ach, wenn es nur so bleiben könnte! — Doch die Jungfrau wächst heran, ihr Herz erwacht durch das Leben um sie herum; es kommt ein böser Mann und schlägt an die Saite der unbewusst in ihr schlummernden Weibes-Liebe — und der Sturm, der Kampf ist fertig. Wieder wandelt sie zur Kirche — sie betet; aber der böse Mann und ihre Liebe zu ihm treten zwischen Gott und sie; sie will den Bräutigam ihrer Seele anrufen, doch des bösen Mannes Bild blickt ihr an seiner Statt leidenschaftlich entgegen.

„Ich schmälere meinen Gott — ich kann nicht mehr beten!“ — ruft sie verzweiflungsvoll aus. „O! wo ist das reine warme Entzücken meiner ersten Gottesliebe?“

„Mein Fräulein, ist Ihnen unwohl?“ fragt es in mild ernstem Tone, dicht hinter ihr.

„O nein!“ stammelt sie — und wieder reisst der böse Mann sie aus ihrer Andacht.

Dies sind die Kämpfe rein jungfräulicher Seelen, bis sie es lernen, Gottesliebe mit Weibesliebe zu versöhnen, Erdenliebe zu vergeistigen! Seht, auch solche Kämpfe gibt es auf Erden, Kämpfe der Liebe zwischen Gott und dem Geschöpf. Und du Mann, der du dir ein Mägdlein hold und keusch zum Weibe nahmst, ahnst du nicht den heiligen Kampf ihrer Seele? — Nein, denn da werden Blumen in den Schmutz getreten, Reinheit und Glaube verlacht, Fratzen daraus gemacht, dass die armen Englein darüber schluchzen und weinen!

## XX.

## Er.

Was soll ich von ihm sagen? Geht er zur Kirche? Nein. Betet er keusch und rein? Nein, nein! — Hat er sich Gott zur Liebe erwählt? Zehnmal nein! Kämpft er, wenn er ein Geschöpf zu lieben beginnt? Abermals nein! — Es ist wenig über ihn zu sagen. Er hat einen grossen Begriff von der Wichtigkeit, der Stärke des Mannes, von seiner Überlegenheit über das Weib, von der Untergeordnetheit ihrer Stellung. Ja, er ist der Herr der Schöpfung, also lebt er wie er will; er liebt so oft, und wann und Wen er will; denn er ist ein Mann! Dieses rechtfertiget Alles — allen Genuss des Lebens. Er wagt sich an ein jedes Weib; denn er muss die Welt kennen lernen; er wühlt hochmüthig herum und schätzt sie, die Blumen, die er sieht; endlich müde des Schätzens, bricht er eine Blume, wo möglich die schönste und reinste ab. —

Sie ist nun sein Eigenthum, ein Eigenthum, über das er die Macht hat, despotisch zu herrschen;

denn sie muss ihm folgen, es ist so befohlen, sie gehört ihm, ist sein Besitz: so steht es im Gesetz. . . . Gefällt ihm dieser Besitz nicht mehr, nun er ist ja ein Mann, es ist ihm als Herrn der Schöpfung gestattet, sich Zerstreuung zu suchen; das Weib soll seine Kinder ruhig zu Haus erziehen, Strümpfe flicken! — Ja, es herrscht eine grosse Ungleichheit zwischen dem Sie und Er. Sie sagt: „Er mag geliebt haben, wenn er nur jetzt mich liebt.“ — Er sagt: „Sie darf nie geliebt haben; die Frau, die mein Weib wird, soll mich allein lieben!“ Er verbietet ihr die Ausdehnung der Gefühle, die er nie zu achten wusste. — Es ist genug über ihn.

Die Engel aber schaudern oft, wenn sie ihn mit Geschöpfen der Verirrung sich unterhalten sehen, und er des Abends dann den unschuldigen reinen Kuss des gesetzlichen Weibes empfängt.

„Wo warst du so lang?“ — „Im Club“. — Diese Fragen sind lästig, sie werden nur schüchtern gestellt; denn der gute Humor des Gebieters muss erhalten werden. —

## XXI.

## Goldkäfer.

Einst vernahm ich folgende Geschichte im Gesumme eines Goldkäfers: „Morgens, beim Erscheinen der Sonne, sass ich im Kelch der aufgeblüheten Rose, die, noch feucht und frisch vom Thau, mir ein duftiges, kühles Bett für die Hitze des Tages sein sollte. Es schienen die heissen Sonnenstrahlen. Menschen kamen und gingen an uns vorüber, auch ein singendes Mädchen mit weisser Schürze. „Eine rothe Rose," sagte sie, „keine weisse, und dazu noch eine aufgeblühte! Sie hat solche Kaprizen, die gnädige Frau! Sieh! da ist ja eine!" — Rips, raps, schnitt sie meine Rose und noch andere mehr, „zur Auswahl" — sagte sie — ab! Ich hatte mich gerade in den Rosenblättern schön zugedeckt, zu meinem Mittagsschläfchen zurecht gesetzt; schläfrig, wie ich war, hielt ich das Alles für einen Traum und erwachte erst, als man mich und die Rosen in ein Wasserglas, auf einen Marmortisch gestellt hatte. Da stand auch ein grosser Spiegel, worin ich mich selber in meiner Rose sah. Ich war

so erschrocken, die Zimmerluft schien mir beklommen, dass ich nicht den Muth hatte, mich aus der Rose heraus zu begeben. So blieb ich denn still sitzen, rosig eingehüllt, wartend, was nun kommen würde. Ein trauriges Frauengesicht spiegelte sich ab im grossen Spiegel; sie sass vor demselben und kämmte sich ihr langes, rabenschwarzes Haar. Da nahm sie gerade meine Rose aus dem Glase. „So!“ sagte sie, seufzte dabei tief und langsam auf, und steckte mich inmitten der schweren, schwarzen Zöpfe hinein. Die Rose war bluthroth, da glühte sie noch einmal so purpurn auf ihrem dunklen Grunde. Die blasse Frau stand auf, gross und schön gewachsen; sie schaute zum Fenster hinaus, zum Himmel empor — ihren Blick dabei werde ich nie vergessen: eine Welt von Gedanken und Gefühlen lag in dem einen Blick zum Himmel!

„Eine weisse Rose“, sagte sie, „hiesse Vereinigung, eine rothe bedeute Trennung. Ich nahm die rothe, denn getrennt muss es sein, für diese Erde auf Nimmerwiedersehen! Ich selbst musste es vollbringen; — es kommt mir vor wie ein Mord. Es ist auch der plötzliche, gewaltsame Mord eines schönen Traumes, der Mord eines ganzen Lebens! — „O, mein Gott!“ Und sie presste sich die kleinen Fäuste an die heisse Stirn, und schluchzte tief auf; sie zitterte dabei so heftig, dass meine Rose beinahe herausgeschüttelt wurde.

Nun ging sie langsamen Schrittes in den Saal; es waren viele Leute dort, Herren und Damen. Einer blickte sie an, fragend, forschend; sein blondes

Haupt, dessen Lockenfülle zurückgeworfen war, wandte sich um zu ihr, um sie anzureden. Da fiel sein Blick auf mich, oder auf die blutrothe Rose — sein Gesicht wurde blass, sein Auge starr, und ein dunkles Roth ergoss sich auf des Weibes Antlitz, welches er so forschend angeblickt. Niemand bemerkte das Alles, nur wir, die gebrochene Rose und ich, der gefangene Käfer! — Alle sprachen, lachten und setzten sich endlich zu Tisch, wo man ass und trank. Ich war ganz betäubt von dieser Wirthschaft, die Luft wurde immer gedrückter, heisser, und es lag so schwer auf mir! Betäubt hielt ich mich dennoch fest im Kelche der Rose, die auch schon zu welken begann. Plötzlich weckte mich ein sonderbarer Schein aus diesem Halbschlummer. Es war nicht der Mond, nein, denn dieser schien durch die weit geöffnete Flügelthür vom Altan herein. Ich sah den jungen blassen Mann, mit blonder Lockenfülle; die hohe schwarze Frau und ich, wir standen vor ihm: „Also roth — Trennung — blutroth und grausam ist deine stille Sprache?“ so fragte er.

„So ist es,“ antwortete sie, „denn nur so ist's recht gehandelt. Es gibt Gefühle, eine Liebe, die zu hoch, zu theuer ist, als dass man sie mit Erdenfehlern und Schwächen besudeln möchte. Deshalb für diese Erde, für dieses menschliche Dasein — lebe wohl!“ —

Sie sprach's, und vor Schmerz gebeugt, sank ihr Haupt auf seine Schulter. Da fiel die Rose aus den Flechten heraus, gerade auf den daneben ste-

henden Tisch; krampfhaft hielt ich mich in den welken Rosenblättern fest, zitternd auf die Beiden blickend.

„Mein Geliebter!“ sprach sie, „ich weiss, ich tödte mit diesem Entschlusse mich, dich und alle Poesie, alles höhere Interesse dieses Lebens; doch es muss so sein; das Leben soll wieder sein, was es früher war — alltägliche Gewohnheit! Inmitten grosser, unendlicher Gefühle, was ist die Trennung der Erdenjahre! Willst du sie für die Ewigkeit eintauschen?“

„Nein, du reiner Engel!“ erwiederte er, „wenn ich wählen soll zwischen der Ewigkeit und einem kurzen irdischen Scheiden. Es ist nur schwer, sehr schwer! Werthvoll ist es aber doch, für's Leben den Eindruck deiner Reinheit zu behalten und zu wissen, dass sie mein ist!“

Sie verschwand geräuschlos, wie der Mondenstrahl. Sein Blick fiel auf die Rose; er nahm sie, hielt sie fest in der Hand, schloss die Finger krampfhaft und eiskalt, ich fühlte mich fast erdrückt, dann hörte ich ein langes Gestöhne. Endlich liessen die kalten Finger nach, die Hand öffnete sich, und ich lag, betäubt, mit der Rose wieder auf dem Tische neben einer Waffe. Er schob diese verächtlich hinweg: — „Ich, ein Mann, sollte dem schwachen Weibe nicht nachkommen an Seelenkraft, das Leben zu ertragen? Ich sollte ihr nicht gleichkommen an Muth? Fürchte ich mich vor moralischem Weh? Kommt, ihr Erdenjahre, beginnet euer schauerliches, langsames Werk!“

Er langte wieder nach der Rose; da nahm ich

all meine Kraft zusammen und flog heraus. Ein Schwindel jedoch erfasste mich, und ich schwirrte zischend gegen die heisse Lampe, dass sie mir fast die Flügel versengte.

„Armes Thier," sprach der Mann, „auch du leidest; n u n so lebe!" — Er fasste mich um den Leib und legte mich an das offne Fenster, in die kühlenden Mondenstrahlen!

Ach, wie wohl that mir das! Bald summte ich wieder fort in die stille Nacht hinaus, das Leid der armen Menschen den Sternen erzählend. Des Morgens sass ich unter einem Fenster, in einer schönen reinen Lilie, da mir die Rosen, besonders die dunklen, blutrothen, nun für immer unheimlich sind. Die ersten Sonnenstrahlen blickten blass herauf. Was sah ich am Fenster? Die Frau mit hängenden schwarzen Flechten, zwei grosse Thränen auf den Wimpern.

Seht, dort auf der Strasse fährt ein Wagen, mit Koffern bepakt. Lustig bläst der Postillon sein „Trallala!" dem Tag entgegen.

—

Ich sang dir noch das e i n e Lied,
Du sass'st dabei so still und trüb!
Der Ton von mir —
Er klang zu dir —
Als ich dir sang das e i n e Lied!
Ich sang dir noch das e i n e Lied!
Und wusst', es sei zum letzten Mal,
Drum, theures Lieb,
War ich so trüb,
Als ich dir sang das e i n e Lied!

## XXII.

## Das Geheimniss.

Ich dachte, du wärest von mir gewichen, alte Pein, altes Leid; ich dachte, mein Herz wäre geheilt von dir, alte Erinnerung, Bewusstsein des Gewesenen, du Geheimniss meines Lebens! Froh war ich wieder, und nun bist du abermals erschienen als ein Gespenst inmitten meines Frohseins, als knöcherner Mahner inmitten des Lebens, als greller, schriller Ton inmitten beginnender Harmonie! Und wirst du mich niemals verlassen, alte, böse Stunde; Zeugin meines Leidens? Ist das einst Empfundene nicht mit einem Male wieder zu einer personifizirten Unvergänglichkeit geworden? Ja, der Todte lebt auf, er wird warm, er ersteht lebendig aus seiner Erkaltung, und singt alte, wohlbekannte Melodien, spricht längst verklungene, tiefempfundene Worte!

Menschen, wie Ihr da umherwandelt mit blechernen, lachenden Gesichtern, ein Jeder von Euch trägt ein Gerippe, ein lebendig begrabenes Wort, ein Gefühl oder eine That, ein leises Geheimniss in sich. Ich weiss es, ich, das ewige Müt-

terlein, und bedauere Euch, Ihr armen, armen Menschen! — Da spottet Ihr, und seid heiter und lachet; allein im Kämmerlein — sag', was will die Thräne, was will der Seufzer, was das blitzende böse Auge?

Ich weiss ein tief Geheimniss! Er liebte sie gar warm und treu, und sie ihn auch. Sie wurden getrennt. Da schwur ihm das Weib: „Ich will dir erscheinen bei Nacht als Schatten an weisser Wand, so oft du es begehrst. Geistig sei die Hochzeitsnacht — geistig und lauschig still unser Gespräch. Hier hast du das Sprüchlein, diese Haarlocke, dein Wort, deine Liebe als Macht, und ich komme und folge dir, so du mich treu liebst immerdar! — Doch höre! So du die Liebe mir brichst, weicht mein Schatten von dir, und nie siehst du ihn mehr!“

Sie schieden. Allnächtlich erscheint ihm an kahler weisser Wand des Schlafgemaches, wo schlaflos und schmerzerfüllt er, sie erwartend, liegt — ein Schatten! Hört ihr's? — ein Rauschen. Ha, da ist sie! Das Schattenbild ihrer herrlichen Gestalt, mit lang herunter wallendem Haar, es winkt ihm zu, deutet auf Herz und Lippe; ja, sie blieb ihm treu, denn mackel- und fleckenlos rein ist ja ihr Schatten. Er beugt sich zu ihm hin, leis umflüstert es sein Ohr, ihr Athem umfliegt sein Haupt und Haar, selig berauscht, streckt er die begehrenden Arme nach ihr aus, sanft betäubt schläft er ein. —

So geht es Nacht um Nacht, ein Jahr, zwei Jahre. Da fängt der Schatten an zu bleichen; denn leer findet er das Gemach, das liebe, leer die La-

gerstätte. Der Schatten ist allnächtlich da; er seufzt, er klagt, erbleicht und schwindet. — Wo ist er? Seht ihr es dort, das traute Braut-Gemach? Hört Ihr es nicht, das Orgelgetön, den Lobgesang? Seht Ihr sie nicht, die holde Braut, die schüchtern und leise das Jawort sagt? Und seht Ihr ihn nicht, den Mann, der keck und verwegen das „Ja“ laut tönend erwiedert? —

Nacht ist's, schon ist das Bräutchen im Bett; düster und doch so heimlich umgeben die Seiden-Gardinen die Lagerstätte. Alles wartet den angetrauten Geliebten. Es ist Nacht — Nacht, die Stunde der Schatten naht; da seht, seht, auf den rothseidenen Wänden einen dunklen, dunklen Schatten; er wird gross und grösser und wächst zu einem Riesen heran. Er naht sich der süssen Lagerstätte, und eine Frauengestalt, schwarz und finster, öffnet leise die schweren Gardinen. Ihr Auge blitzt heiss und bang, ihr Athem ist — er fühlt es — über ihm, und er kann nicht rufen, nicht schreien! Die Gestalt droht und zeigt auf Herz und Lippen, sie beugt sich über ihn, lispelt ihm etwas ins Ohr, und geht schleppend und langsam ihrer Wege. —

Keuchend will er ihr nach. Doch umsonst, er fühlt nur noch das letzte Wort im Ohr und Herzen — es zernagt und peinigt ihn, quält ihn zu Tode!

Geistige Schwüre brennen, versengen das Leben; geistige Trauung vernichtet, verbietet andere Liebe. Du schwurst ja dem Schatten ewige Treue! Trage nun dein Geheimniss, du toller Menschensohn, bis in dein Grab hinein! —

# XXIII.

## Elfenkind.

Ich kannt' ein Elfelein,
Das ward zum Menschenkind,
Sein Haar war blond und fein —
Wie Seide weich und lind;
Die Aeuglein dunkel tief,
Draus Waldeszauber quoll,
Die Wänglein, wenn es schlief,
So rosig und so voll!
Die Lippen purpurfrisch,
Mit Zähnchen perlengleich,
Der Adern blau Gemisch
Auf Aermchen sammetweich.
So war die Elfe klein,
Ein zartes Mägdelein,
Das an der Mutter Brust
Sich trank des Lebens Lust;
Sich wiegt auf Vaters Schoss,
Bis es geworden gross,
An Geist und Herz und Sinn,
Zur schönsten Zauberin!

Von diesem Elfelein lasst uns nun erzählen. Es ward, wie gesagt, ein Menschenkind, und hatte Herz,

Lunge, Menschen-Art und Sinne. Es konnte sprechen, singen, lieben. Ein Mal wurde es krank, sehr krank. Da lag es schmachtend im Bett, das Mensch gewordene arme Elflein! Still ächzend liegt es da, und seufzt vor sich hin: „Ach, die ganze Welt liegt auf mir, ich brauche Regen, Sturm und Ungewitter!“ Das hörten seine Vettern und Basen, die Berggeister und Gnomen, die Nixen und Elfen; ja, auch seine Onkel hörten's, die Kobolde und Wichtelmännchen! „Das arme Kind!“ sagten sie; „schnell treibt ein ordentliches Gewitter zusammen; sauset, ihr Erlkönige, weinet Ströme von Thränen, ihr Wolken- und Regenelfen, donnert, ihr Berggeister, und blitzet ihr Nixen! Rasch herbei, Alle, Alle! Blaset, pfeifet, singt den Gewitter-Reigen! Unser menschgewordenes Elflein versteht Euch. Ja; sie will Labung, Musik, Trost; denn krank, krank, fiebernd liegt sie darnieder!“ —

„Hu, das grausige Gewitter!“ sagen die Menschen.“ Ach, der Blitz!“ spricht die alte Pflegerin und schlägt das Kreuz. „O, der Dönner; es zittern ja die Fensterscheiben! Ich fürchte mich, Mutter!“ weint das wahre, ächte Menschenkind. —

„Ach, wie erfrischend, wie herrlich!“ sagt das kranke Mägdelein, das stille, heimliche Elfenkind. „Wie leicht wird's mir! Wie labt mich der Regen, wie närrisch lustig klingt der liebe alte Donner, und wie freudig blitzt es doch! Der Sturm erzählt mir so liebe alte Feen-Geschichten, die ich alle schon einmal wo gehört zu haben glaube. Ach, ich möchte wieder dorthin, heim, heim, durch Sturm nnd Regen!“ —

Inzwischen ist die Natur wieder ruhiger gewor-

den; sie hat ausgetobt, sich aus vollster Brust ausgesungen; es ist ein heller, frischer, nasser Sommer-Morgen. Munter zwitschern die Vöglein, zirpen die Grillen, schütteln sich Aeste und Blüthen die sonnig blitzenden Regentropfen ab. — Ruhig ist auch das Mägdlein; sanft lächelnd, ruht es im Bettchen, als wollte es noch sagen: „O, wie schön, wie süss ist es, heim zu gehen! —

Seht, und Nachts darauf tanzt im Mondenlicht ein frisches, liebliches Elfelein den Reigen mit ihren Vettern und Basen; es ist ein grosses Elfenfest, alle Berg-, Thal,- Wald- und Blumengeister sind dabei, denn dass so lang entflohene Kind ist wieder heimgekehrt. Sie hat nun weder ein menschlich Herz, noch Lunge mehr, und kann weder jungfräulich lieben noch menschlich sprechen, und krank wird eine solche heimgekehrte Elfe niemals wieder. Aber sinnend kann sie am Waldbach oft stundenlang sitzen, und Vergissmeinnichte hineinwerfen, welche die Wellen an dem Hause vorüber tragen, wo sie lebte, liebte und litt.

## XXIV.

## Im Wagen.

Im Rollen eines Wagens habe ich einst gehört die Geschichte der Tollheit eines Weibes, das surrende Lied eines gebrochenen Lebens! Seht, er rollt dahin, der Wagen, von zwei muthigen Rossen gezogen; darin, in die weichen Kissen zurückgelehnt, sitzt ein sinnend, schönes Weib. Vorne sitzt ein Mann, der finstern Blickes die scheuen Pferde mit eiserner Faust lenkt. Ich lese in Beider Gedanken! Sie fahren in stiller heller Mondnacht nach Hause von einem Ball. Die Unterhaltung war ein ländliches Fest; bei Tag tanzte man im Freien, Alles war heiter und vergnügt.

Da, in jener duftigen Rosenlaube, sehe ich das Weib und den finstern Mann; sie reden zusammen, lasst uns hören, der Wagen rollt Alles heraus in seiner unumwundenen Sprache: „Ein Unsinn ist's von dir, Geliebter, mir nur die geringste Gefallsucht vorzuwerfen; eine Liebe, wie die meine zu dir, verdient nicht den Schatten eines Vorwurfs!“ — Und sie reicht ihm das Rosenmündchen hin zum

Kusse. Doch er wendet sich ab: „Lass das leere Gerede! Ich fordere jetzt von dir eine sofortige Abfahrt von hier als Zeichen deiner Liebe!“

Jung und schön ist sie — feurig und leidenschaftlich! Empörend scheint ihr ein Befehl, dem Ungerechtigkeit zum Grunde liegt.

„Der Graf,“ heisst es jetzt flüsternd in der Gesellschaft, „mit seiner schönen jungen Frau will schon fort.“ — Da kommen sie und bitten ihn Alle, noch zu bleiben; jedoch vergebens.

Inzwischen ertönt so süss ein verlockender Walzer. „Noch eine Tour machen — noch einmal herumschweben will ich,“ ruft es in ihr, und in einer Art Verzweiflung thut sie es, und erreicht, vor Aufregung keuchend, den Wagen. Finster hebt sie ihr Gatte hinein. Er fährt; sie spricht zu ihm, sie bittet ihn: „Sei mir nicht bös — ich liebe nur dich allein, guter Mann, sieh' mich an! Ich liebe nur so unschuldig den Tanz, die Bewegung, ich bin ja erst 17 Jahr!“

„Ja, und 14 Tage verheirathet,“ antwortet er, „was wirst du erst in 10 Jahren treiben!“ — O, du blöder Mann, peinige doch das junge, leidenschaftliche Herz nicht so sehr! Sie weint und schluchzt so laut; er hält an. Sag ihr doch nur ein gutes Wort, gib ihr einen Kuss, und froh ist wieder ihre Jugend, ihr kindliches Herz. —

„Nein“ sagt er sich, „man muss consequent und stark sein.“ — „Madame“ sagt er, „seien Sie still, ich will nicht, dass der Kutscher Zeuge sei unseres Disputes.“ —

„Und hast du kein gutes Wort für mich?“ fragt sie, ihn tief anblickend.

Stumm, ohne Antwort, schwingt er sich auf den Bock, und lenkt selbst die Rosse, die sich unter seiner Führung bäumen.

Was war das für ein sonderbares Leuchten in ihren Augen, als sie diese letzte Frage an ihn richtete? Dieses eigenthümliche Leuchten, es beängstigte ihn ganz sonderbar!

„Und so soll ich fort leben,“ denkt sie bei sich; „mein ganzes Leben so mit ungerechten Vorwürfen, mit Lieblosigkeit überhäuft? O, mein armes, armes, junges Leben! Hätte ich doch meine Puppen nicht verlassen! Er liebt mich nicht! So etwas nur von mir zu vermuthen, von mir, die ich ihn doch so heiss liebe! Ja, ich mache ihn unglücklich. O, soll das so fortgehen? Nein, ich bin ganz verzweifelt!“ —

Indess, sie wagt noch einen Versuch: „Mein Engelsmann!“ ruft sie laut, „schau' mich an!“

„Ich bitte dich, ruhig zu sein!“ erwiedert er streng. — Dies ist genug, ihre Verzweiflung zu verdoppeln. „Er liebt mich nicht, er liebt mich nicht! Soll ich so fortleben?“ —

Sie nimmt aus dem Täschchen eine kleine Flasche mit brauner Tinktur; dies gab ihr der Arzt gegen Herzkrämpfe. Opium! Rasch ist es ausgetrunken, das Fläschchen aus dem Wagen geworfen, auf die weisse, vom Mondschein hell erleuchtete Strasse — dort liegt's und glitzert es. Sie ist nun ruhig, ganz still, und lehnt wie schlafend im Wagen — der rollt und rollt! —

„Sie ist eingeschlafen, das eigensinnige, liebe Kind," denkt er bei sich. Der Wagen rollt noch eine Weile, dann bleibt er stehen im Garten, wo Alles blüht und duftet, wo in jeden Blumenkelch der Mondenschein blickt; er steht vor einem hübschen Wohnhaus, aus welchem die Diener herbeistürzen. Die Zofe eilt zum Wagen, ihrer Herrin entgegen. — Die lehnt noch immer in den Kissen; bleich beleuchtet der Mond ihr Gesicht, die fest geschlossenen Augen. —

„Die gnädige Frau schläft," sagt die Kammerzofe. — „Mein liebes Kind!" sagt der Mann, „wache auf, wir sind zu Haus!" — Doch sie rührt sich nicht. „Sollte sie gar so eigensinnig sein?" denkt er sich — „aber sie sieht so verzerrt, so entstellt aus. Ha! was ist das? — „Sie ist todt!" schreit er auf. — „Todt!" ruft es entsetzt um ihn herum. Alles rennt, schreit, weint, lärmt; man fährt nach dem Arzte; sie aber liegt im trauten Schlafgemach, ruhig und blass auf ihrem Bette. — „Warum hast du mir das gethan, Weib, geliebtes Weib, armes unwissendes Kind!" so ruft er verzweifelnd aus. —

Nun höre ich einen zweiten Wagen, aus der Ferne denselben Weg heranrollen; zwei junge Herren sitzen darauf. Der eine fahrt ruhig, gelassen rauchend, die Zügel. „Schön ist sie, das ist wahr! so naiv, so natürlich, kindlich! Ein reizendes Geschöpf!" — „Er ist aber auch eifersüchtig, man kann es kaum mehr sein; es ist zu lächerlich!" — Was ist das? Der Wagen rollt über einen harten Gegenstand, das knistert und knirscht so unter dem Drucke des Rades.

„Anton, steig ab; sieh zu, was das ist!“ — „Ein kleines Fläschchen ist zerfahren worden,“ sagt der Kutscher gleichgültig. „Da liegen die Glasscherben glitzernd am Wege.“ –

„Das Knirschen klang so unheimlich“ — äussert der eine Herr. Und auch sie kamen nach Hause, und fuhren den andern Tag hinüber zum Nachbar und zu dessen schöner heitern, jungen Frau, die aber zu ihrem Entsetzen ruhig und still dalag in ihrer Jugendblüthe — eine weisse Rose auf schwarzer Bahre! — Feines Gift hatte ihre Seele und ihr Herz durchdrungen und zerstört — das schreckliche Seelengift — die Eifersucht und das Gefühl, nicht wahrhaft geliebt zu sein! —

## XXV.

## Der Abend.

Der Abend spricht: Es nicken und winken sich die Bäume zu; sie reden in ihrer Sprache, und verstehen sich! Ja, sie schneiden Gesichter, sie lachen und sie weinen, sie zanken und liebkosen sich in ihren Zweigen. Die Nacht umweht ihre süss und heimlich flüsternden Wipfel; ach, es ist ihnen so wohl, so kühl zu Muthe! Es ist Mai-Nacht, und sie erzählen sich vom strengen, bösen Winter; vom schweren Schnee, den sie in ihren Zweigen trugen; vom ungestümen, eisigen Nordwind, der sie gepeitscht hat! Gar mancher Ast war da gebrochen. Ja, der Winter war eine harte Zeit, die immer wieder durchgemacht werden muss. Kann man es sich vorstellen, heut, in der stillen warmen Mainacht, dass es einen Winter gibt, einen bösen, kalten, unbarmherzigen Winter, mit Schnee und Eisgehängen, sonnenlos und stürmisch?

Jetzt ist Alles ausgeruht. Überall spriesst das Leben! Der Mond, die Sterne beleuchten es; alle

Fasern und Adern der Natur, sie vibriren und pulsiren in stiller Mainacht. Die Bäume lispeln und nicken sich zu, es klingt so süss, so schaurig! —

Alles blüht in, über und unter den Gräsern und Halmen. Auch der Sommer ist da, in dem die lieben Grillen nun auch erwachten und gemüthlich zirpen. Ja, die Grillen, die wissen Euch viel zu sagen. Sie zirpen und schwatzen unermüdlich von allerlei wunderlichen Dingen und tiefen Geheimnissen, die weit unten in der Erde liegen, dort wo kein Menschenauge hindringt. Ja, jetzt im Sommer kommen sie hervor, die Neugierigen; denn neugierig und so ächte, rechte Klätscherinnen sind sie, diese Grillen; sie kommen heraus aus ihrer Winterwohnung und gucken listig aus dem Grase hervor; sie sehen sich die Menschen an, die sie so ungemein bewundern und lieb haben. Es fragen sie die Bäume: „Was ist denn nur an den Menschen? Wir finden Nichts an ihnen, sie sind ja taub und blind für alles Andere, nur für ihre derbe Sprache nicht! Sie sind grausam, o! so grausam! Wir wissen das. Sie zerstören, schlagen, sägen uns zu Brettern, hacken uns zu Brennholz — ja sie tödten sogar grosse und kleine Thiere, um sie zu essen! Die Menschen sind böse Zerstörer! Sie verstehen nicht die erhabene Sprache der Sterne, noch die Musik der Sonnenstrahlen, wie wir. Alles ist ihnen Nutzen, Geld, Genuss! Nein, wir lieben sie nicht, die Menschen!“ — So säuseln die Bäume, ihre ernsten Wipfel bedenklich hin und her wiegend.

„Und doch lieben wir sie, sie!“ zirpen eifrig die Grillen. „Es gibt ja Ausnahmen! Aber im

Allgemeinen sind sie, sie, sie so geheimnissvolle, eigene Geschöpfe. Wir sehen und wissen, was sie, sie, sie sind, die Menschen; wir sehen ihre Unsterblichkeit, ihre Geister, sie, sie, sie selber! Ihr habt doch wohl schon von Berggeistern, von Sirenen gehört, von Elfen und Gnomen? Nun, das sind lauter noch nicht geborene Menschen-Geister. Ja, Geister in allen Formen! Ach, das ist so wundersam zu sehen, wie der Tod die Menschenkinder in allerlei geistigen Formen entwickelt. Ja, die Unsterblichkeit lebt in den Gestalten fort! — So auch leben die Geister der Menschen. Vor ihrer Geburt schon sind sie oft kleine, braune, bucklige Kobolde, nicht bös, nur schelmisch und neckisch; dort sind sie bockbeinige, beschwänzte, arge, schwarze Wesen, wahre Teufelchen, die spuken und toben, welche sich wie Feuerfunken in Gewitter-Wolken mengen und Alchemie treiben; sie sind im Donner und Blitz; Schwefel ist ihr Parfüm. Brrr! es graut uns vor ihnen! Hier seht ihr sie als Erz, funkelnde Edelsteine und Gold scharrende Gnomen, oder als harte, starre Granit- und Basalt-Geister der Berge, des Eises und Schnees, mit langen Bart und Nebelkappen. Dort seht ihr eine Schaar quellenblitzender Nixen der Erde entweichen, sie haben kein Herz — nur eine eidechsenartige, selbstgefällige Koketterie. Sie vergehen und entstehen, verpuppen und entpuppen sich, in's Menschenleben, wo sie lieben und leiden lernen. -- Nur immer tanzen im Mondschein, Nebelschleier weben, Menschen necken und locken, ist die stete Arbeit der falschen, verführerischen Sirenen — ja, bis endlich

auch ihr Herzen habet, liebet und leidet! Wir lieben die Menschen! Auch ihre Seelen finden wir unsterblich, bildungsfähig. Seht ihr dort jene mächtigen Wesen des Lichtes? Sie sind am Ziele! Hehr, und von Lichtglanz umflossen schweben sie dahin, als Sonnen im All, als Wächter und Schutzengel der Kinder da unten. Ihr Flug ist Beglückung, Segen ihr Hauch, Anmuth eine jede ihrer Bewegungen, Liebe ihr Wirken! O, wie schön sind sie, sie, sie!“ —

Die Bäume, Pflanzen und Blumen des Gartens haben diesem Gespräche der Grillen gelauscht, und beugen, sanft rauschend und flüsternd, ihre Wipfel und Köpfchen, wie von Andacht durchschauert. —

„Quak, Quak!“ schreit die Unke aus dem nahen Teiche, „hört doch nicht auf dies alberne Gegrille! Wir kennen Euere Phantasien, ihr dummen Grillen; darum fort mit euch aus dem Grase! Platz da für mich! Ihr seid und bleibt nur einfältige Schwärmerinnen. Wir Unken, und unsere gelehrten Vettern, die Kröten, wissen mehr von eueren berühmten Menschen. Sie sind ein Stück Fleisch und Bein wie wir, weiter Nichts. Sie selbst sagen es ja. Wenn sie sterben, begräbt man sie in die sumpfige Erde, und da verwesen sie. Ich selbst stecke in lauter einstigem Menschenfleisch und Bein; in dem Sumpfe beim Kirchhof, da wo ich geboren bin, stecken lauter Menschengerippe. Sie fühlen Nichts, sie denken Nichts, sie sprechen Nichts mehr in ihrer sumpfigen Tiefe!“ —

„Unk! unk! lauter Verwesung!“ rufen die andern Unken bestätigend daraus hervor. —

„Fraget nur den Regenwurm," so quakt der aufgeblasene Frosch gelehrt weiter, „der weiss es erst recht gut! Ja, und auch die Ohrenwürmer und all das schmarotzerische Ungeziefer, welches die todten Menschenkörper dann verspeist; sie wissen es genau, was aus den Menschen wird. Nichts als Staub, Koth und Unrath, Schlamm und Sumpf, der in der Sonne austrocknet!" — „Quak, quak! Unk, unk!" lachen die dickbäuchigen Frösche und die glotzenden Unken. —

„Das sind unausstehliche Geschöpfe, diese Frösche und Unken," sagen die Bäume und Blumen vertraulich zu einander. „Wir glauben lieber den poetischen Grillen." —

„Ihr habt Recht," spricht der Engel der Nacht, der heute schwebend Wache hält über der Erde; „glaubet den klugen Grillen! — Und nun ihr Geister der Menschen, ihr Seelen der Quellen, Blumen, Bäume und aller Geschöpfe der Natur, stimmt gemeinsam das Loblied der Nacht, die Dankes-Hymne Euerm Schöpfer an!" —

Und siehe, da beginnt leise und süss die herrliche Harmonie der Nacht! Wie feierlicher Orgelklang tönt die Melodie der ewigen Sphären vom sternblitzenden Nachthimmel in's lauschende Ohr des andachtsvollen Sterblichen. Und der Ewige, der überall ist, hört es! Als Echo ertönt es im Traume den schlummernden Menschenseelen wieder, bis die Sonne in rosagelbem Schleier über der Erde erscheint, und mit ihr der Engel des Tages naht, welcher Wache über der vom Schlaf sich erhebenden Erde hält.

Die Nachtigall und jenes blasse Kind dort am Fenster, die haben dies Alles verstanden, mitempfunden, mitgesungen; ihr Lied übertäubte das Gequak der Frösche aus dem Sumpfe. Die Nachtigall fliegt in ihr Nestchen, das blasse Kind schüttelt sich die vom Nachtthau feuchten Haare aus der Stirn, und geht seufzend wieder der Lagerstätte zu, geduldig erwartend, ob der Engel des Tages ihm Linderung bringen werde!

Was die Nachtigall flötend bei Nacht gesungen, das haben die andern Vögelchen und Gräser Alles in Traume gehört; sie erzählen es sich nun gleich bei Sonnenaufgang recht munter und geschwätzig wieder. — „Mir träumte d i e s, mir träumte j e n e s!“ sagen und zwitschern sie, und wetzen dabei ihre Schnäbelchen. — Die unstäte, hastige Fledermaus hat sich vor den ersten Sonnenstrahlen wieder versteckt, das Käuzchen ist erblindet.

Beim Frühstück sitzen die Menschen. „Was träumte dir, du blasses, armes Kind?“ Erzählst du es nicht auch leise zwitschernd, wie die Vögel dem Morgenroth, so der Mutter oder Tante beim Morgenkaffee?

Die Bäume wiegen sich anders bei Nacht, als bei Tag. Sie verstummen vor Hitze, dann sinnen und denken sie nach. „Was sind wohl die Menschen? Sind sie wirklich verkörperte Geister? Ist jenes Kind dort eine Elfe? Oder sind sie Irrlichter aus Sumpf und Moder? Und was sind wir selbst? Jetzt sind sie ja auf einmal stumm geworden die sonst grosssprecherischen und vorlauten Frösche; warum?“ —

Doch die Grillen zirpen unermüdlich: „Sie, sie, sie sind Geister — und sie, sie, sie die Elfen leiden, leiden lange und tief, ehe sie, sie, sie zu lieben verstehen, wenn sie, sie, sie ein Herz bekommen! sie, sie, sie!“ — —

## XXVI.

## Der Tag.

Wenn der Engel des Tages naht, so beginnt er seine Wacht über der Erde, in den Wolken, in der Hitze, im Gewitter, im Sturm des Tages. Alles und überall ist dann Bewegung und Leben. Doch ist die Nachtigall in der Mittagshitze stumm; es schweigt auch das Rauschen der Gräser und Halme, und die Zweige der Bäume schlummern träge! — Die Frösche und Unken sonnen sich und glotzen mit ihren Augen aus dem Moor in die hellen Lichtstrahlen; sie besehen sich aufgeblasen das Treiben der gross und kleinen Welt! Sie spielen sich auf als Wetterprofeten und verheissen Regen, wenn er nicht kommen soll und sind stumm, wenn er von Nöthen wäre. Das thun sie nur, um Dummgläubige irre zu führen und zu necken!

Zu Mittag schweigt die ganze Natur; die Sonne saugt förmlich alle Sprache in sich; sie scheint und scheint, und Alle sind von ihren sengenden Strahlen so erfüllt, dass sie stille wurden; auch die armen Menschen in jenem niederen Stübchen dort. Ja, auch

du, mein liebes, herzliebes Kind, das du sehnsuchtsvoll die kühlende Nacht erwartest mit einem erquickenden Traum. Siehst du, bald ist's Abend, dann Nacht, dann wird wieder Morgen und Mittag, und so geht es fort und fort in alle Ewigkeit, bis du einmal ein zahnloses, altes, gebücktes Mütterlein geworden bist, das in den Sumpf soll, wenn du den Fröschen glaubst — nein doch! das eine schöne, reine Sonnenelfe wird, verjüngt und lieblich, so die Grillen recht haben!

Diejenigen, die am meisten vom Tag zu erzählen wissen, sind wohl die Stubenfliegen. Ach, was hat nicht so eine dicke summende Fliege schon Alles erfahren! Unverschämt und keck setzt sie sich auf die weisse Schulter, in die blonden Locken deiner Liebsten; du willst sie jagen; ha, da kitzelt sie dir die Nase — umsonst ist dein Zorn, dein Haschen, ruhig summt sie weiter; solche Fliegen kümmern sich blos um den Tag; sie sind keine Freundinnen der Natur, sie quälen nur Menschen und Thiere. —

Was plaudern und zwitschern aber am Tage, wenn Blumen, Bäume und Grillen schweigen, unermüdlich weiter die Sperlinge unter'm Dach, in den Rinnen? Nun ja, das ist eine alte Sache!

Und die Menschen? Dort quaken Einige wie die Frösche, hier zirpt Eine so klug wie die Grille; Andere wiegen sich hin und her, wie die Zweige der Bäume, oder kreischen, Todesvögeln ähnlich, huschen Fledermausartig scheu, erschreckt herum; nur wenige singen so herrlich und rein, wie die süsse Nachtigall, dann aber träumen auch die

andern Menschen davon, und denken und empfinden es nach.

Der Tages-Engel wird endlich müd; er senkt seine Flügel, die Augen fallen ihm zu, und so legt er sich in rosig gelbem Gewölk in sein Aether-Bett, und lächelt noch einmal matt und schläfrig dem Engel der Nacht zu, der frisch einher weht in seinem Sternengewand!

An jenem Hause, dort öffnet sich ein Fenster: „O, endlich ist dieser Tag vorüber — sein Hochzeitstag!“ sagt das arme, blasse Kind, und erwartet zitternd und betend die Nacht. Aus der Ferne noch klingen Bassgeige und Trompete — man hört ein Stimmengebrumm und Hochrufen. Es geht dort lustig zu. Im wirbelnden Tanze drehen sich die Paare herum, die Lampen und Lüster im Saal trotzen den Sternen am dunklen Himmel, und ihr ist so elend, so elend zu Muthe! „Noch eine Nacht und noch ein Tag!“ sagt sie, „und wie viele noch?“ —

## XXVII.

### Gebrochener Zauber.

Ich kannte einen Mann, der einst eine Nixe liebte. Die Geschichte ist gar curios, ich habe sie halb im murmelnden Bach, an Wiese und Wald, halb am heimlichen Herdesfeuer des Hauses, an der Strasse dort, gehört. Dieser Mann sann viel nach über Geister und Magie. Er vertiefte sich einst in Gedanken, und kam gerade in den stillen Buchenwald zwischen Felsen und Klüfte, dort, wo die heimlichen Nixen wohnen, wo der Bach schäumend und brausend sich durch Stein und Ast den Weg bricht. Da nun sass er und dachte nach, und wollte sie sehen von Angesicht zu Angesicht, die Geister; er wollte sie erzwingen, die Geheimnisse, die eifersüchtig und neidisch sich dem Menschenaug und Sinn verhüllen.

Wie er so tief in sich versunken da sitzt, blickt er plötzlich auf, vor sich hin. Ha, da ist sie! ja, die kleine neckische Fee mit den Entenfüsschen; da ist sie! Sie macht ihm einen Knix, hüpft in Nebelschatten

murmelnd dahin, und wie ein Bächlein kichert und lacht sie. Da springt er auf, ruft sie an, gebietet ihr, stehen zu bleiben und ihm zu antworten. Doch knixend und kichernd tanzt und hüpft sie weiter — und fort ist sie!

Von diesem Tag an wandelte der Mann allabendlich zu dieser Stelle, und allabendlich begrüsste ihn neckend, wild und unzähmbar die Nixe, stets ihr altes Versteckenspiel mit ihm treibend. Er ist müd und matt, griesgrämig und wortkarg zu Hause mit der guten alten Mutter. „Der Junge hat immer so seine eigenen Wege," sagt sie zur Nachbarin; „ich wollte, er ginge nicht so viel zum Waldbach in's Feuchte; es ist so schaurig im einsamen, dunklen Busche drüben!"

„O, wüsste ich doch nur ein Mittel, ein einziges Mittel," denkt der so eben wieder dem Busche zu eilende Sohn bei sich, „diese wildneckische Nixe zu fangen, fest zu halten, nur ein Wort von ihr zu erlangen!" Aber Befehle, Beschwörungen, barsche Redensarten helfen ihm Nichts. Er versuchte es dann mit guten, schmeichlerischen Worten. — Gleiches Knixen, gleiches Lachen! —

Da schlief er eines Tages, müde von Sehnsucht, am moosigen Baches-Rande ein. Als die Nixe ihn so ruhig schlummernd liegen sah, nahte sie sich ihm scheu und neugierig, um ihn endlich einmal genau zu sehen, ihn, das sonderbare Wesen. Leise tritt sie, ganz zu ihm heran, und er empfindet es im Halbschlaf wonnetrunken. Ihr Nebelschleier wallt wie süsser Veilchenduft um ihn her; ihr Blick, ihr Hauch machen ihn endlich vollends wach; in seinem Entzücken

springt er auf und will sie erhaschen — doch fort ist sie wieder!

Aber nun hat er das rechte Zaubermittel. Alle Tag wandert er mit hohlen Wangen, aber leuchtenden Auges in den tiefen Wald, um dort zu schlummern — und täglich naht sich ihm, kosend und ihn umspielend, die neckische Elfe, ja sie wird dabei immer dreister, kecker. Als eines Abends der erste Mondenstrahl auf den schlafenden Jüngling fiel, legte sie sogar ihr Nebelmündchen ihm an's Ohr, und flüsterte die leise Frage: „Wer bist du denn? — Abermals durchschauerte es ihn wild, — er will, er muss sie an sich ziehen; doch, als er nach ihr greift, ist sie rasch entschwunden. Allein steht er wieder im feuchten dunklen Wald, um traurig und missmuthig heim zu gehen. So geht es fort, von einer warmen Juni-Nacht zur andern — und der Jüngling ist bald ein Schatten.

Doch einmal trieb sie es gar zu arg mit ihrem Spiel. Ruhig lag er wieder da, die Augen halb geschlossen, und mit vollster, wachster Seele sah er ihren Bewegungen, mit pochendem Herzen ihrem Treiben zu. — Nun fühlte er sie nahen, heiss und glühend öffnet er die Augen, und sieht sie an; sie erschrickt, kichert, legt ihm die Händchen zart auf beide Augen, umwebt ihn mit ihren Schleiern, und singt in Glockentönen: „Menschensohn, Menschensohn, bleib im Wald bei mir!“ —

Durch die Töne süss berauscht, fühlt er die Sinne schwinden; soll er sich diesem Gefühl hingeben, vertrauensvoll der Nixe folgen? Ist seine Liebe

stark genug dazu? Nein, nein; er will sie lieber zu sich nehmen, er will sie haben, sie besiegen, sie küssen viel tausendmal, heiss und innig. — „Nixe! ich liebe dich wahnsinnig und toll! Folge mir — komme du mit mir!“ — Er ruft's, dass es im stillen dunklen Walde dröhnt, und die Käuzchen und Fledermäuse alle erschracken. Wild will er sie an sein Herz drücken, doch leer wie immer bleiben seine Arme, fort ist die Nixe. Aber um ihn her und über ihn donnert, blitzt, kracht und rauscht es; dicke, schwere Tropfen fallen vom Himmel. — „Du böser Menschensohn,“ singt klagend die Nixe, vom jenseitigen Bachesufer herüber, „wolltest mir nicht glauben. Du wolltest mir nur Gewalt anthun. Darum ist dein Zauber gebrochen. Geh' du nun fort in die weite Welt, befiehl weiblichen Menschenherzen, zwinge ihnen deinen Willen auf, und erhasche ihre Liebe. Hier, im Reiche des Geistes, ist das weder Recht noch Sitte. Alles hättest du erreicht, meine Liebe und meine Treue, mit nur ein wenig Glauben und herzlichem Vertrauen!“ —

Und es klingt wie pfeifendes Geheul, wie lautes Schluchzen, wie unwilliges Gemurmel. Der Enttäuschte eilt hinweg von der entzauberten, durchnässten, moosigen Ruhestätte; der Regen fällt in Strömen; hu, wie kalt und grausig ist ihm zu Muthe! Mit schwer durchnässten Kleidern und triefendem Haar gelangt er in's heimische Stübchen. —

„Sagt' ich's ja, der Junge würde sich in dem feuchten Walde noch verderben!“ spricht die Mutter, ihre Hände über den Kopf zusammen schlagend, zur

Nachbarin, „nun liegt er da, und fiebert.“ — „Fast möchte man glauben,“ sagt die Nachbarin, „er hätte ein heimliches Stelldichein mit einer Waldnixe, so stetig ging er hin.“ —

Und da liegt er wirklich im Bett, unser Zauberer und Elfenheld, und soll nun schwitzen! Das ist doch wahrlich nicht elfenhaft, Decke und Federbett bis zu den Ohren, die Wärmflasche zu den Füssen, den duftenden Kamillenthee vor sich stehend, so liegt er da im starken Schnupfenfieber, und verwünscht im Stillen die Nixen mit sammt dem Walde. Doch er wird wieder gesund, und glaubst du, dass er noch einmal den Wald besucht? Glaubst du, dass es ihn noch drängt, reine Nixenliebe zu erobern? Ueber's Jahr, da siehst du ihn schon mit vollen Wangen, kräftigem Körper auf die Brautschau gehen. „In den Wald?“ fragst du. „O Gott bewahre! In die Stadt, wo es reiche Mädchen gibt!“

## XXVIII.

# Die Lebensgeschichte eines büssenden Engels.

Obzwar es viele Menschen nicht glauben wollen, so kann ich, das ewige Mütterlein, Euch doch versichern, dass es Engel gibt, ganz ordentliche Engel, mit langen Lichtgewändern und schneeweissen Fittichen. — Ja, sie schweben und schauen umher, und singen Gott Loblieder und Halleluja! Doch war es ihnen schwer, sich diese Seligkeit, diese Mackellosigkeit zu erringen; gar viele alte Kämpfe, verklungene Schmerzenslaute sind im den Blicken der Engel noch zu lesen. Deshalb auch verstehen sie die Leiden der Menschen, die sie lieben, gar gut; deshalb helfen sie ihnen so weise, und wissen, wie sie als Schutzgeister dieselben am besten behüten und leiten. Ich weiss Alles von den Engeln, da sie ja auch in mir leben. —

Einst wurde ein Engel zu einer Frau auf die Erde gesandt. Jung und lieblich lag sie schlummernd im Bette, an der Seite des geliebten Gatten. — Er erwacht und sieht sein Weib freundlich im

Traume lächeln; ihre Lippen bewegen sich, wie zur Sprache, abwehrend erhebt sie den Arm. Fast eifersüchtig auf ihr reges Traumleben, ruft er sie und fragt: „Nun, was träumt dir denn?“

„Mir hat von einem schönen Engel geträumt, süsser Mann!“ sagte sie lächelnd; „es sprach ein herrlicher Engel zu mir: „Sieh mich an, Tochter der Erde! Deine Bitte hat Gott der Herr erhört. Er sendet mich zu dir; du sollst mich in dein Fleisch und Blut kleiden! Ich soll dein Kind werden!“ Eine hell und goldig schimmernde Thräne entquoll dabei seinem Auge. Ganz selig erwiederte ich ihm: „Du, o herrliches Geschöpf! Du — unser Kind? Aber sprich, warum weinst du? Ja, ich begreife es: Du sollst nun ein Kind der Erde werden, dein Lichtgewand mit dem Menschenkörper vertauschen, deine Flügel in Menschenarme, deinen Flug in mühsames Gehen, deine Freiheit in Gefangenschaft verwandeln. Dein goldiges, luftiges Haar soll dichtes Menschengeflecht werden. Ich soll dich also vom Himmel zur Erde bringen, zu der Erde, auf welcher Keiner ohne Schmerz, Kampf und Herzeleid ist? Nein, o nein, du Lichtgestalt; nimmer will ich dir dies Alles rauben, nimmer will ich das Werkzeug solchen Schmerzes sein! Bleibe du im Licht und sprich nur im Traume zu mir, als mein geistig Kind; einsam und kinderlos bleibe ich dann gern, wenn ich nur weiss, dass du ein froher Engel bleibst! —“

Stillschweigend hörte mich der Engel an, und ergriff meine abwehrende Hand und sprach, sie sanft streichelnd: „Höre mich! Meine Thräne ist die Thräne

der Reue. Einen Engel nennst du mich. Rein und mackellos scheine ich dir. Doch — auch ich habe gefehlt!

Einst gab mir Gott den Befehl, auf die Erde zu schweben, und vor einem Pallaste Wache zu stehen; ich ging und wusste nicht warum. Alles war ruhig und still in diesem Pallaste, alle Leute darin fromm und gut; ich wurde aber ob des stillen Wartens ungeduldig, und sehnte mich nach den Lüften. Da nun Alles so ruhig war, dachte ich bei mir: Ach, nur einen Augenblick will ich mich im Aether des Lichtes baden, und gleich wieder herab kommen. Ich besah zuvor noch Alles im Pallaste. Die hohe Frau darin küsste ich auf Wange und Stirn, sie kniete gerade betend am Schemmel, und selig empfand sie meinen Kuss. Ich schwang mich empor in's Licht, und dachte nur eine Erden-Minute dort gewesen zu sein, als ich wieder zur Erde in den Pallast zurückkehrte. Doch es war anders. Eine Minute des Lichtes war auf Erden zu 3 Jahren herangewachsen. Wüst, leer, alle Läden geschlossen, stand der Pallast vor mir! Kein Mensch war mehr darin, nur die trauernden Hausgeister des Pallastes! Denn alle Wohnungen der Menschen haben ihre stillen Hausgeister. — „Wo sind sie denn alle hin, die vormaligen Bewohner dieses Pallastes?“ fragte ich dieselben beklommen.

„Ach, bist du es, der treulose Schutzgeist?“ sprachen sie betrübt. — „Siehst du, von der Stunde an, als du uns verliessest, ging der Segen aus dem Hause. In der Stunde grosser Versuchung verliessest

du dies Haus. Wir armen Hausgeister, die von Unten nach Oben erst mühsam klimmen und sich emporarbeiten, waren nicht stark genug, alles Unheil abzuwehren. Oft wurde der Hausherr lieblos gegen seine Gemahlin, die ihm wieder eiskalt begegnete, und als sie eines Tages ein ungerechter Vorwurf des Gemals traf, nahm sie eine Waffe, ein altes Venetianisches Stilet, in die weissen kleinen Hände und stiess es sich in die Brust. Du warst eben nicht da, um es ihr zu wehren, und da stiess sie sich die Waffe in das arme zuckende Herz! Siehe da die Blutspuren; dort lag sie kalt uud bleich. Jetzt ruht sie drüben in der alten Gruft; doch ihr Geist geht da Tag und Nacht herum, und stöhnt und seufzt. Sieh! Sieh! da ist sie!“

Ich warf mich nun betend vor sie, und erfasste die arme Ruhelose bei der Hand, und sprach zu ihr. Ich suchte sie zu besänftigen, zu trösten — ich wollte alles Versäumte nachholen. Aber Nichts konnte sie trösten! — Auch Gott, der Herr, zürnte mir und sprach: „Dein Versäumniss vermagst du nur wieder gut zu machen, indem du für diese arme Seele ein Erdenleben mit den nämlichen Versuchungen durchmachst wie diese Unglüchliche, aber ohne Schutzgeist, allein, nur auf deine eigene Kraft gestützt! — Mache diese Erdenprobe durch, kämpfe, leide für sie, die durch dein Versäumniss schwach geworden; denn sie bedurfte der Stütze, als du von ihr gingst. So nur erlösest du sie, und hast du selbst gebüsst!“ — „Da siehst du mich denn, Erdenweib! Hier mit meiner Abschiedsthräne des Lichtes — o, nimm mich auf!“ —

„Siehst du, dieses träumte mir“ — sprach das Weibchen. „Aber, wie bin ich froh, dass es nicht wahr und nur ein Traum ist!“ —

„Jeder lichte Traum, jeder herrliche Gedanke von dir soll sich zur schönsten Wirklichkeit gestalten!“ sprach, sie liebkosend, der beglückte Gatte. — Und nun hört, was weiter folgt, meine Geschichte von:

## Des Engels Kindheit.

Ein lächelndes Kind in der Wiege! Siehe, wie es da liegt mit träumerisch ernsten, grossen, braunen Augen; sieh', wie es klug um sich schaut! Jetzt lacht es, und streckt die Aermchen und Fingerchen empor, ein wahrhaftes Jubelgeschrei ausstossend. So liegt es da, das ernste und so kluge, jetzt lächelnde und lallende jubelnde Kind, und liebevoll und sorgsam bückt sich die Mutter über dasselbe, es zärtlich betrachtend. —

„Welch' ein Himmels-Segen!“ spricht sie. „Ein solches Engelchen, ein solch braunäugiger Schatz!“ — „Ein Engelchen?“ fragt sie sich. „Nicht wahr, Männchen! Die Engel haben nur blaue Augen?“ — Der Mann behauptet jedoch: „Das ist noch nicht erwiesen, liebes Herz! Doch warum fragst du?“

„O, es ist Nichts! es war nur so ein thörichter Gedanke von mir. Weisst du, es fiel mir eben der Traum ein, den ich einmal vor Jahren hatte, und da thäte mir das Engelchen leid!“ — Bei diesen Worten fiel eine Thräne aus ihrem Auge auf die Stirn

und in die Löckchen des Kindes, das nun ernst und still die liebliche Mutter anguckte.

„Lass das," sprach der Gatte; „sind wir am Ende doch selbst Verbannte, Büssende hier auf Erden. Bist du doch vielleicht auch ein solch' lieber Engel, du gutes Weibchen!" — Und wie die Wolken des Himmels, so schwanden die Thränen der glücklichen Mutter, die sich zärtlich kosend an den Gatten schmiegte. Es waren dies herrliche Augenblicke stiller Seligkeit in ihren Leben, in denen sie so das Kindlein vor sich aufwachsen sahen, welches lieblich und gut ihnen als ein Gnaden-Geschenk des Herrn erschien. Es war ihnen oft dabei zu Muth, als sei ein Stückchen Himmel auf die Erde zu ihnen herabgekommen. Fast hätten sie die Erde zu herrlich und zu schön gefunden in ihrem stillen Glück um das holdselige liebe Kind, das oft so sinnig ernst drein schaute, dann wieder so schelmisch heiter war. So wuchs es von Tag zu Tag immer lieblicher heran, und entwickelte sich zur schwellenden Rosenknospe. Betrachten wir es nun einmal in seiner:

## Jugend.

Die Schönheit ist oft eine rechte Himmelsgabe; oft ist sie aber auch eine schwere Prüfung: sie kann dich in den Himmel, aber auch in die Hölle führen; denn sie ist entweder engelrein oder ein Dämon des Genusses! Gefahren und Versuchung stellen sich der Schönheit in den Weg, die von der Unschönheit nicht

gekannt sind, und dabei richtet die Welt über die erstere strenger als über letztere. Ihr findet schöne Erdengestalten und Menschen, die minder eitel sind als die mittelhübschen Leute, da erstere an das Lob, an die Bewunderung, an den eigenen Anblick gewöhnt sind, und die sie bewundernden Worte und Blicke der Menschen weniger beachten, als die Mittelhübschen, die oft von einem Worte des Lobes tief bewegt werden. Deshalb ist diese Gabe eine schwere Prüfung für ein jedes Erdenkind, welches damit beschwert wurde, und es sind ihm mit ihr Versuchungen und Fallen gestellt, die der Nichtsobegabte niemals kennt. Solch' ein schönstes, herrlichstes aller Geschöpfe steht vor Euch im Alter des Aufblühens aus der Kindlichkeit, in die reifere Jugend. Seht, wie sie sich graziös bewegt, wie sie lächelt; jetzt fliegt ein Wölkchen über ihr Antlitz, jetzt perlet ihr eine Thräne im Auge, jetzt lacht und plaudert sie wieder sorglos. Hoch aufgeschossen, wie eine Waldeslilie, steht sie da, in ihrer vollendeten Form und Rundung einem antiken Meisterwerke gleichend! Wie sie so daher schwebt und fliegt, blicken sie die Augen der glücklichen Eltern liebend an. Es ist rührend zu sehen, wie das liebliche Geschöpf sich kosend an sie schmiegt, ihnen Stirn, Wange und Hände zärtlich küsst. Ihr seht sie dann im Tannenholz allein träumerisch dahin wandeln, und hört sie dort flüstern:

„Mir ist stets so sonderbar zu Muth. Wenn ich so da liege im thauigen, kühlen Grase, wünschte ich, dass es mich zudeckte; denn oben im blauen Himmel winken mir ja die Sterne und Englein zu, und

ich komme doch nicht zu ihnen hinauf, so wie ich jetzt bin; vorerst muss ich, um zu ihnen zu gelangen, da hinunter unter diese schauerliche Erde. Wie furchtbar! Mir ist es, als hätte ich noch Etwas zu erfüllen. Was kann das wohl sein?“

Und dann seht ihr sie im Ballsaal von Verehrern umringt. Still denkt sie bei sich: „Auch hier ist es mir, als hätte ich noch Etwas zu erfüllen. Was wird es sein?“

Jünglinge und Männer umdrängen sie; sie hört ihren Worten zu, wie sie heut dem Gezirpe der Grillen und Vögel im Tannenwalde zugehört hat; und auch hier gedenkt sie der Englein. So bewegt sie sich überall, zu Hause, inmitten der Unterhaltung, im einsamen Stübchen, im Wachen und im Traume, wie von Gebet umflüstert. Immer fragt sie sich: „Was habe ich nur noch zu erfüllen hier auf Erden? Soll ich in's Kloster? Soll ich bei den Eltern bleiben? Was soll ich thun?“

Das ganze Haus ist in Bewegung; denn heut soll der Fürst hier durchreisen, und seine Einkehr im Herrnhause halten. Unsere Träumerin wird weiss gekleidet, Locken umrahmen ihr liebliches Antlitz, und ernst und sinnig blicken ihre Augen seiner Ankunft entgegen.

Da, jetzt kommt Er! „Kind, reich' ihm Strauss und Kranz, begrüsse ihn, den guten alten Fürsten!“ — Wie sie ihn ersieht, erstirbt ihr das Wort im Munde, ihre Augen öffnen sich weit, und eine langsame Thräne stürzt daraus hervor; sie sinkt in's Knie und ruft: „Mein Gott, ich werde es erfül-

len!“ So reicht sie dem erstaunten Fürsten Strauss und Kranz. — Bald darauf seht Ihr sie am Traualtar, sie, die jugendliche Maid, so herrlich, so voll Leben und Kraft und Anmuth, neben dem alternden Fürsten, der auch ihr Vater hätte sein können. Ruhig und ernst steht sie da neben ihm, — er blickt sie mild und liebevoll lächelnd an, als wollte er zu ihr sagen: „Kind, du kömmst zu mir, wie die helle Sonne durch die düstern Wolken, so plötzlich, so voller Glanz und Licht! Kind, dein Himmel soll nicht umdüstert werden. Du weisst es, dass ich vielleicht schon in einigen Jahren heimgehe; da sollst du wie eine Königin alle Erdengüter besitzen, reich und mächtig sein! Und wie du jetzt an der Hand des Greises stehst, wirst du dann an der Hand eines Jünglings stehen. Kind, ich habe dich nicht bestürmt, mein zu sein, du hast es gern und heiter gewollt. Und wie hätte ich dich denn nicht zu mir genommen als einen Himmelsschatz?“ —

Und was dachte sie? Wieder seht ihr eine Thräne ihren Augen entperlen: „Ich will es erfüllen, ja, es muss sein. Ich juble vor dir, mein Herr und mein Gott, dass du mir endlich meine Aufgabe, meine Bestimmung gezeigt hast! Ich werde sie treu erfüllen, und verzichte gern auf Jugend und Tand.“

Die Eltern weinen, denn sie lassen ungern ihres Alters Trost und Sonnenstrahl aus dem Hause ziehen, und hätten gern statt des Greises einen jungen, blühenden Gatten an ihrer Tochter Seite gesehen. Die Neuvermählten reisen ab, sie betreten den fürstlichen Pallast. Sie ist wie im Traume. „Mir ist,

als kenne ich diese Räume," spricht sie; „ich war gewiss schon einmal hier; aber wann? — Wann? — Es ist mir Alles so bekannt." —

Er führt sie in ihr Gemach, das prächtig ausgestattet, von Teppichen und Seiden-Tapeten umhüllt ist. „Dieses Gemach ist mein?" spricht sie und erbleicht! „O, hier sollte ich wohnen?" und sie zittert am ganzen Leibe. „Mein Fürst! o führt mich hinaus, es schaudert mich hier!" —

„Du Goldherz, sei nicht kindisch," spricht er; „welch' eine thörichte Angst erfüllt dich denn?" —

„Ich weiss nicht, was es ist," sagt sie, „doch sei ruhig; lass mich beten! Hier dieser alte Gothische Betschemel, woher stammt er? Ich kenne ihn gut! Ich habe oft von diesem Raume geträumt, so wie von dir selbst, mein Gemal! Lass mich beten. Es soll Alles erfüllt werden!" — Und sie kniet nieder und betet.

Staunend blickte sie der Fürst an. „Nun du bist so seltsam," sagt er. „Sieh', und erschrick nicht: dies war der Betschemel meiner armen Mutter; dieses ihr Gemach ist seit Jahrhunderten das Gemach der Fürstinnen unseres Hauses. Dein rein Gemüth verscheucht ja alle Sünde. Hier in diesem Gemach geschah das, was ich dir schon so oft erzählte; hier — hier fand man meine Mutter erdolcht. Man weiss es nicht, wer der Missethäter war!" —

„Wir wissen's," summen die Hausgeister der herrlichen Jugend-Gestalt in's Ohr. „Ja, ich weiss es auch," antwortet sie ihnen leise. „Ich weiss es," spricht sie, und legt sich in die weichen Kissen des

Bettes zurück; „ich weiss es nur zu wohl! O Gott, welche Pein, welche Angst! O mein Vater, werde ich es überstehen?“ —

„Mein Englein,“ sprechen die Hausgeister zu ihr im Traume: „Bist du es? der uns einst treulos verliess? Du Arme! Wirst du Alles durchkämpfen, was hier deiner harrt? Sei getrost, wir wollen dir helfen!“ —

Des andern Tages kommt der Fürst: „Nun, holdselig Kind, wie hast du geruht?“ fragt er. Deine Wünsche sind mir Befehl! Ach, ich habe dir ja so wenig zu bieten! Kind, sei munter und fröhlich, du sollst es gut bei mir haben! Du weisst es ja, Alles hier ist dein!“ —

„Ja“, sagt sie, „nur sonderbar ist es, edler Herr! Es summt mir immer in's Ohr, es singt um mich herum. Ich liebe den Ort, und doch schauert es mich hier! Seht, ich bin eben ein gar so wundernärrisches Ding!“ — Konnte das aber wohl gut anders sein? In ihrem ganzen Wesen lag ein Etwas, das drängte hin zu seiner Erfüllung und Lösung. Diese ihre Aufgabe war schwer und verfänglich. Ich will Euch auch diese traurige Geschichte erzählen, so gut ich es mit irdischen und zeitlichen Worten vermag, und sie betiteln:

## Die Erfüllung.

So lebten sie miteinander zufrieden und friedlich stille zwei ganze Jahre, das junge engelreine Geschöpf an der Seite des edlen Greises. Die Stadt

mit ihren Unterhaltungen zog sie nicht an, träumerisch und eingezogen blieb sie in ihrem Pallaste, nur dem alten Fürsten lebend.

„Lieber Freund!“ sprach sie einst zu ihm, „sieh, wie wir glücklich sind. Du bist so gut zu mir! und liebe ich auch schon das gross und schaurige Gemach, ja selbst den kleinen Dolch, den du mir zum Andenken an deine Mutter gabst, legte ich zu Füssen meines Marien-Bildes nieder, auf dass sich alle Blutspuren an demselben tilgen; mich dünkt, die Blutspuren auf dem Dolche erbleichen und verschwinden schon immer mehr und mehr!“ —

„Kind,“ sprach der Edle, „bist du denn immer und immer solch ein träumerisches Wesen? Warte, bald soll es lustig werden hier bei uns. In kurzer Zeit kömmt mein Neffe und Erbe von seiner langen Reise zu mir zurück: er ist geistreich, witzig und munter. Er soll dich erheitern und dir die Grillen vertreiben!“ —

„O, ich bedarf seiner nicht,“ — erwiedert sie, ihre Rosenlippen schmollend, aufwerfend: „Ich will ihn ja gar nicht erst sehen, deinen guten Neffen! Ich bin am liebsten mit dir ganz allein!“ —

Die Wucht der Jahre schien ihn aber bei diesen zärtlichen Worten nieder zu drücken, denn er seufzte für sich: „Ach, warum, warum kann ich nicht Jahre ablegen? Sie 19 und ich 70 Jahre! Welch ein furchtbarer Contrast!“ —

Im lächelnden Sonnenschein, auf der Terasse, sass der fürstliche Greis im herannahenden Frühjahr. Er sieht zwei Gestalten vor sich: Sein Engelskind,

das munter plauderte, und neben ihm seinen Neffen, der ebenfalls heiter lachte und erzählte. Sie waren wie Geschwister liebevoll und unbefangen zu einander. Heute war es noch so, und lächelnd und still zufrieden sah ihnen der Greis zu. Wie war es aber morgen? Zaghaft, befangen, ängstlich wich sie des jungen Fürsten Blicken aus, und nur verlegen stand sie ihm Rede. Bald purpurroth, bald leichenblass werdend, war sie dem edlen Gemal ein völliges Räthsel! Es war eben der Tag, an welchem ihr der junge Fürst Otto in einem Augenblicke traulichen Alleinseins mit leidenschaftlicher Sprache seine Liebe gestanden hatte. Silbe für Silbe fiel es, wie ein Kiesel von jähem Fels, herab in ihr Herz — in den See, um dort immer weissere wirbelnde Kreise zu schlagen! Bleich und stumm sah sie ihn an. Sie verstand ihn nicht; da sagte er ihr noch mehr! Er sprach nun von ihrem Selbst. Er sagt ihr, wie sie ihn liebe; ja, er berief sich auf Augenblicke, kleine unbedachtsame Aeusserungen von ihr, die er aber sorgsam aufgefangen hatte, und die ihm nun Zeugen ihrer Liebe sein sollten. So enthüllte er ihr grausam ihr eigenes, tiefes Geheimniss, so entriss er ihr Gefühle, Empfindungen aus dem sonst so jungfräulich ruhigen Busen, die ihr selbst noch nicht klar geworden waren, die noch tief schlummernd in ihr lagen. — Sie sah ihn mit seiner Leidenschaft für sie, und sah sich selbst, so wie er sie schilderte, vor sich, — sie sah den edlen Gemal, der ihr vollkommen vertraute, und sie so liebte, und den der Kummer wohl auch tödten konnte, wenn er die Dinge durch-

schauen und errathen würde. Und sie schauerte vor diesem Gedanken innerlich zusammen. —

Nun sprach Otto: „Uebereilen wir Nichts; es muss gesagt werden; man soll sich klar sein!“ Ihre Brust drohte zu zerspringen. Was lag in dieser seiner rücksichtslosen Liebe? Die äusserste Grausamkeit. Er hätte sie lieber umbringen können mit Nadelstichen, und sie hätte nicht mehr gelitten als so durch die Worte, die er, sie vor sich selbst enthüllend, in ihr Gewissen that. —

„Meine Ruhe ist hin,“ sprach sie, „ich rede nun nicht mehr mit dir. Mein Gemal ist mir das Erste — und sollte ich darüber sterben!“

„Dein Gemal?“ sagte Otto, das Wort seltsam betonend. „Nun ich weiss nicht, ob du dich selbst verstehst? Dein Gemal? —“

Stolz erröthend und doch innerlich zitternd, sprach sie: „Mein Gemal vor Gott und meinem Geiste!“ —

Es war ihr oft, als sei ein blühender, lieber, sie beseligender Geist in ihr Herz eingezogen und sie jubelte laut! Dann wieder begrub sie ihr Köpfchen in den Kissen, und seufzte und stöhnte um Erlösung. Da wurden die Blutstropfen am Dolche roth, es durchzog eine Grabeskühle das Gemach und sie sprach: „Ich muss es erfüllen!“

Otto jedoch war heiter, er glaubte ihr das Leben enthüllt, sie aus ihren überspannten Gefühlen, wie er sie nannte, heraus gerissen zu haben — und wartete auf die Wirkung seiner Worte und Einflüsterungen. — „Wie? ein so herrliches Geschöpf“,

sagte er zu sich, „sollte nicht wissen, was Menschen-Liebe ist? — Sie sollte da an der Seite eines Alten verwittern? Sie sollte nicht geniessen von Liebe und Leben? Nein, das soll nicht sein! Ich liebe sie leidenschaftlich, und habe also ein Recht auf sie! Sie soll und muss mein werden!“ —

So wollte er ihre Natur erst langsam sich auskämpfen lassen. Und sie kämpfte auch. Sah der Fürst ihre Leiden? An ihren grossen Augen, die jetzt immer so dunkel, trüb, statt lächelnd dreinschauten, merkte er es wohl, dass Etwas nicht ganz richtig mit ihr stehe. So sassen sie einmal beisammen, der Fürst und seine Gattin und plauderten. Da sagte sie plötzlich: „Lieber, edler Freund, es ist jetzt nicht so wie einst — nicht wahr? — Einst war es stets so ruhig und still um uns!“ —

„Und wie ist es denn jetzt?“ fragte er sie beklommen. —

„O, so unruhig, so fieberhaft, so schwül!“

„Warum, mein süsses Kind? O sage mir, deinem alten Freunde, deine Leiden, deinen Kummer!“

Sanft zog er sie zu sich heran — sanft legte sie ihr Köpfchen an seine Brust und wimmerte leise: „Ich will Otto nie mehr wieder sehen, Freund, es thut mir weh, dir das zu sagen, doch heisse ihn fort zu gehen!“ —

Da entfuhr ein schwerer Saufzer seiner Brust. „Kind, Kind!“ sprach er, „warum tritts du mit dieser Forderung an mich heran? Sieh', noch ein Jahr vielleicht, und du bist frei! Warum wolltest du denn meine Freude, meine Sonne werden?“ —

„Was“ — sagt sie, „ich frei? — Frei? — Nach deinem Tode? — Nie! Merke auf! Ich habe Etwas zu erfüllen. Stirbst du heut, so bergen mich, ich schwöre es dir vor Gottes Throne, morgen die Kloster-Mauern: denn nur dein allein bin ich vor Gott!“ —

Da erschreckte sie Beide ein Rasseln hinter der grossen schweren Seiden-Portière; als sie nachsahen, regte sich Nichts mehr. Otto war hinaus gestürzt; nun wusste er ihr Geheimniss, und dass er umsonst da warte, und er dachte bei sich: „Gut — der Alte macht nicht lange mehr; sie jedoch soll die Trennung schon schmerzlich spüren!“ — Packte seinen Koffer und verschwand. —

Wieder sehen wir die Beiden allein. Seit diesem Tag ist der alte Fürst leidend; er fiebert und hustet stark; treu, liebend wacht sie an seiner Seite. Er sieht sie oft so seltsam an. „Sollte sie mich wahrhaftig so treu lieben, sollte sie mein bleiben auch nach dem Tode, geistig mein?

„Ja, ja!“ sprechen da wohl ihre liebevollen dunklen Augen, „ja, o ja! geistig dein auch nach dem Tode, du Guter, Edler!“ —

Was haben aber nun wohl die vielwissenden Hausgeister nicht Alles zu erzählen? O viel — sehr viel! — Oft dringt es wie Grabesgeruch aus feuchter Gruft zu ihr herauf, sie fühlt ihn dumpf und schmerzlich in der bangen Brust, die junge Fürstin. „Otto, du hast mich umgebracht! Schon lange lebe ich nur noch so hin wie zum Schein!“ und weinend presst sie die Hand an das krampfhafte Herz. Das

Blut am Stilet wurde wieder blässer und blässer; denn gar häufig fallen ihre Thränen, wenn sie am Betschemel kniet, heiss und verlöschend darauf! Thränen löschen viel! Eines Tags erhält sie eine Depesche folgenden Inhalts: „Morgen bin ich bei dir. Otto.“ —

Der Fürst schlummert gerade im Lehnstuhl. Din Aerzte hatten ihr gesagt, er hätte nur noch wenige Tage zu leben. Sie liest die Zeilen, ihre Finger drücken unwillkürlich das Papier zu einem Knäuel zusammen. Sie wirft es vor sich in den Kamin, dessen Kohlen es langsam verzehren; noch einmal schlägt eine Flamme empor, die seinen letzten Rest vernichten. Aber auch sie selbst schreit laut auf: „Mein Gott!“ und ein Blutstrom entquillt ihren bleichen Lippen. Sie sinkt in den Stuhl, die Augen sind zu, die Hand ruht am Herzen blutgefärbt, das Herz schlägt in letzteu Zuckungen. —

„Kind, mein Kind, was hast du gethan? — O sprich, was bedeutet dieses Blut?“ — ruft ihr Gemal, und er hebt sich mit letzter Kraft und stürzt hin zu ihr, deren Hand nur schlaff herab hängt. „Kind, sprich nur noch ein Wort,“ schreit er so laut, so grell, dass es die Aerzte im Nebengemache hören und herbei eilen.

„Wir sind erlöst, mein Theurer! Es ist erfüllt!“ — spricht sie, noch einmal leise aufseufzend.

Und was erblicken die Eintretenden? Im Kamin ein in den glühenden Kohlen verglimmtes Papier, im Lehnstuhl eine jugendliche Gestalt, blass

wie Marmor, die Brust und Hand in Blut gebadet; vor ihr, in's Knie gesunken, einen Greis, dessen weiss umlocktes Haupt ihr auf die Schulter gesunken, und von ihrer Berührung blutig geworden ist. Auch er hat gelitten — und hat es erfüllt. —

Die Welt sagt dazu: „Wie sonderbar! hat sie ihn denn gar so sehr geliebt? Sie starb vielleicht aus Kummer wegen seines bevorstehenden Todes! Die Aerzte sagten, sie sei schon seit Kindheit an schwindsüchtig gewesen — eine Herzader ist ihr gesprungen! Sie war immer so überspannt und unheimlich, gar so heilig — wirklich nicht für diese Erde! Den Fürsten traf natürlich der Schlag, als er sie sterben sah. Es ist so unheimlich, dass sie so viel Blut brach; es ist schon wieder so ein rother Tod, wie der der alten Fürstin, es ist eine so unheimliche Familie! —“

„Nun der junge Fürst Otto wird schon einen andern Geist da hinein bringen, der kann von Glück reden!“

Ja, Fürst Otto ist den anderen Morgen gekommen, so wie er es angekündigt hatte. Er fand zwei Leichname — Todtengeruch, Grabesluft — wohl nicht das, was er gesucht und gewollt? — Seht, es drängen sich bald an ihn viele neue, blühende Gestalten der grossen Welt heran, trotz der unheimlichen Familie und des so blutigen Todes ....

## Von der Erde zum Himmel.

Hört ihr nicht eine eigene Musik in den Lüften? Ein Wehen, ein leises Summen? Es ist der Flügelschlag eines herrlich schönen Engels. Seht, wie er dahin schwebt voller Majestät, Glanz und Anmuth, die Augen empor und das Herz zu höheren Sphären gerichtet. Zärtlich umschlingt er eine Gestalt, und hält sie fürsorglich an seiner schimmernden Brust.

Diese Gestalt ist ohne entfaltete Flügel; sie ruht matt, und doch so selig und sicher lächelnd, in den Armen des grossen herrlichen Engels.

„Es ist vollbracht!“ jubelt der Engel. Sie schweben nun zu Gott, dem Vater empor! „Er wird dich zum Engel erheben, ja, du sollst Flügel haben wie ich — sicher schweben wie ich — denn ich habe mir dich als Belohnung errungen! Wir gehören nun geistig ganz einander an, und werden vor Gottes Gnadenblick in geistiger Ehe Eins!“ — So schweben sie dahin; der herrliche Engel trägt den müden Erdenpilger durch alle Sphären, an alle Sterne vorüber, durch alle Wolken des Alls! Es ist eine lange Reise — ihnen jedoch erscheint sie kurz — und immer kräftiger, stärker wird der müde Geist in den Armen seines Engels. Immer mehr und mehr erfüllt, und durchdringt seine Brust der Aether der höheren Lüfte, der sie golden schimmernd umwallt, und immer leichter und höher empor trägt. —

„Sieh,“ spricht liebevoll der Engel, „wie du dich

nach und nach selbst zum Engel ausgestaltest! Folge mir nur, und bereite dich auf unsere herrliche geistige Ehe vor!“ — Vielen Gestalten, Geistern, Engeln, auch Dämonen begegnen sie auf ihrer Reise. Hier glitt es langsam und leise, sanft an ihnen vorüber — es war ein milder Trostengel. Dort schwebten die reinen Seraphe! Sie vertheilen sich in alle Welten und Sterne, kleine Geister zur Menschenwerdung tragend. Seht, wie dort büssende Engel hinabgestürzt werden, um durch Leiden und Prüfungen kleine Fehler in der Körperhülle abzubüssen. Dort wieder entsteigen Geister allen Orten und Welten des Himmels; wie ein düsterer Nebel erheben sie sich aus ihren Särgen, aus ihren Gräbern. Wie helle Sonnenstrahlen von dunklen Schattenlinien scheiden sich gute, fromme Geister von den sündigen und bösen; sie steigen durch Engel getragen empor zu Gott, zur Seligkeit!

Die dunklen jedoch bleiben unten im Zwischenreich, oder auf öden Welten als leidende Geister. Was wirbelt so rasselnd daher? O, diese dichten, schwarzen, mit Eiszapfen erfüllten Wolken, die schwer und brausend daher rollen, was bedeuten sie? Finstere Dämonen sind es! Sie wollen mit Gewalt das Goldgewölk der Engel erstürmen, und können es doch nicht erreichen; sie traben und grollen und rasseln einher, und setzen die Welt des Lichtäthers in Schrecken, sie sind Ungethüme; sie stürzen sich auf alle Diejenigen, welche die Versuchung anlockt. Ach, welch' ein schreckliches Bild! —

„Und was schaust Du denn da noch weiter?“ —

Seht jenen Engel dort! Er hat zu kämpfen — er soll eine solche schwarze Wolke zertheilen und auseinander sprengen, ihre Dämonen binden oder vertreiben. Er allein zwischen Hunderten! Doch ruhig und zuversichtlich schreitet er einher — sein gewaltiger Flügelschlag zertheilt die bösen Lüfte, seines Körpers glänzende Lichtgestalt und Reinheit durchdringt zerstörend des Gewitters Gewölk wie der Blitz; ja, vor seinem frischwehenden Hauche und vor der Macht seiner Donnerworte erstarren und verstummen die Dämonen! Er ruft ihnen zu: „Gott, der Herr, sendet mich — weichet vor seinem allmächtigen Willen, dessen heiliger Endzweck nicht finstere Vernichtung und Zerstörung, sondern Erfrischung, Neubelebung und Beglückung ist!“ Und sie müssen weichen, wenn auch vor Angst sich windend, kriechend, keuchend, und im Auseinanderstieben noch fluchend. —

Unser, mit seiner süssen Bürde emporschwebender Engel durchschwingt dies Alles, und es dauert wohl noch lange, ehe Beide bis zu Gott gelangen. Nach und nach wuchsen dem Erdengeiste auf seiner Reise die Flügel, und als sie in der für sie bestimmten Region der Ewigkeit angelangt waren, standen zwei innig sich umschlungen haltende, harmonisch lobsingende, gleich flügelrauschende Seraphe vor des Ewigen Gnadenblick. —

Die Todten, die Todten, sie leben —
Ja sie leben und weben
Gold'ne Fäden durch's Menschenleben.

---

In den Stunden der Nacht,
Wenn Keiner mehr wacht,
Kommen sie und wandern —
Von einem Menschenkind zum Andern!

---

Eitler Thor, du erwartest
Neues stets vom Morgen,
Statt dass du begrabest
Heut noch all die Sorgen! —

---

Nichts ändert sich im Leben,
Alles bleibt sich gleich!
Und du, du wirst begraben —
Morgen schon vielleicht!

## XXIX.

### Auf der Höhe.

Ja, ich weiss noch eine Geschichte, sie ist wahr — ich steh' dafür — hab' Alles selbst gesehen — 's ist auf steiler Höh' zwischen Fichten und Tannen, da steht eine kleine Hütte; auf der Thürschwelle sitzt ein junges Weib, den Kopf auf die Hand gestützt, blickt sie trüb in die Wolken. — Vor ihr kriecht ein kleines Knäblein im Grase und spielt. Horch — was ist das? — Bassgeige und Flöte schallen in lustigen Tönen zu ihr hinauf. — Sie steht auf und schaut — ja, sieh nur, Mädchen, sieh — da drunten tief im Thal, da liegt das Kirchlein, sieh, wie sie all zur Pforte wallen — sieh, den Hochzeitszug mit Bräutigam und Braut; — der Bräutigam ein stolzer, mächtiger Bursche, mit dem Strauss auf dem Hut und im Knopfloch, sieh', wie die Atlas-Bänder hinauf fliegen gen Himmel, oder gegen dein Hüttchen, du armes Kind! — Athemlos steht sie da und sieht, wie sie hinein treten in die Kirche; nein! er hat nicht hinauf geschaut, zu ihrer Hütte, er hat

nicht den Hut geschwenkt, wie sonst, als er vorüber ging — kein „Holie“ klang melodisch zu ihr empor. —

In Träumerei versunken, steht sie da, und da ruft das Kind: „Mutter!“ — sie blickt es an. — „Ja, Kind,“ sagt sie, „sieh dort hinab, dort — dort geht er in die Kirche mit einer Andern — dort, und ich bin hier allein, ganz allein!“ Sie weint, schluchzt, küsst das Kind. — Da tönen die Glocken herauf, das „Jawort“ unten ist gesagt, sie haben sich Treue geschworen — und dir, du armes Kind! hat er die Treue gebrochen! —

## XXX.

## Vereint.

In einer kleinen stillen Kapelle sah ich ein eigenthümlich Brautpaar stehen; sie haben so eben Beide ein laut vernehmlich „Ja“ gesprochen. Der Priester hat ihren Bund gesegnet, die zwei Zeugen und das Brautpaar haben sich in das grosse Kirchenbuch eingeschrieben — und nun gehen sie aus der Kapelle. — Seht, der Bräutigam ist ein hagerer, alter Mann, weisse Locken zieren sein Haupt, tiefe Furchen seine Stirn, vom Alter gebeugt, geht er doch sichern Schrittes und führt sein Bräutchen heim. — Wie sie ihn doch selig lächelnd betrachtet! Silberlocken gucken aus dem weissen Häubchen, sie sind so weiss wie die Myrthen selbst. Ein rosiges Gesicht, trotz ihres Alters, blickt sie selig drein. Sie gehen nach Haus, wir finden sie süss plaudernd am Kamine sitzen. „Doch vereint! auf dieser Erde noch. Irdisch getraut — am Abend unseres Lebens!“ sprechen sie. —

Ich, das ewige Mütterlein, schaue zurück in die

Vergangenheit dieser Beiden und sehe da, wie sie gestritten und gelitten. Wie sie so treu die Pflicht unfl Lieb' gehalten, und wie sie nun so selig sind. — Ein goldener, ein herrlicher Hochzeitstag war dies, liebe Kinder. Ob ich richtig lese, weiss ich nicht; — ich lese so: wir und die Englein blicken mild lächelnd drein. —

## XXXI.

## Was ich vom Mond, der durch Fensterscheiben schien, vernommen.

### Erstes Bild.

Sahst du schon des Mondes Strahlen glitzernd schauen durch Fensterscheiben? Sahst du sie leuchten durch der Armuth Fenster? Sahest du sie funkeln in des Reichen Haus? Sahst du sie hauchen in der Todten Kammer? Sahst du sie zittern durch des Donners Grollen? Ich sah das Mondlicht schauen kalt, gelb, düster, schaurig, lieblich auch und traut zu Jung und Alt, zu Arm und Reich. — Lasst mich erzählen, wohin sich Mondenstrahlen brechen.

Ein altes, verlassenes Schloss steht am Felde, unbewohnt, leer, öde. Einmal vielleicht der Ort der Freude, des Jubels, innigen Familienlebens, jetzt verlassen, dem Zusammensturz entgegengehend. Es ist kein Nagel mehr im alten Schlosse, Alles leer, öde. —

Aber seht — seht! wie da das Mondenlicht

durch die alten, öden, grünen Scheiben guckt, und sein Schein sich gelblich über diese kahlen Mauern in die verlassenen Stuben hinein ergiesst — da fängt Alles an zu leben, der Mond begrüsset und erwecket wohlbekannte alte Geister! Da huschen sie herum, kichern und lachen, schluchzen und weinen wild, durch die Mondesstrahlen geweckt. Es wird nun Alles so, wie es im frühern Leben, vor Jahrhunderten, gewesen — die Seele des Gewesenen erneuert sich in geistiger Erscheinung. Seht ihr die Sammet-Tapeten, die Rüstungen, den grossen, schweren Tisch, mit hohen Sitzen, Stühlen rund herum, die Humpen und Gläser, die Truhen und Geräthe aller Art?

Es ist Mitternacht — der stattliche Ritter erwacht aus langem Schlaf. Alles regt sich — es ist ja sein Hochzeitstag — Zofen und Knappen trippeln im Schloss herum, Trepp auf, Trepp ab, und auch die holde Braut entsteigt dem Ruhebette, herrlich angethan im weissen Atlaskleide, der Brautkranz glüht, wie Feuerflammen sprühen die Diamanten. Doch ihr Aug ist hohl und matt, sie ist bleich, o, so bleich und kalt! — Hört Ihr denn nicht, Ihr Menschen drüben am Berge, den Trompeten-Schall, das Wiehern der Rosse? Seht, sie sprengen heran, die hohen Gäste, Rittersfrauen und Herren, Knappen und Mägde. Leben entsteigt dem alten Schutt und Staub. Auch in der Kapelle regt sich's, des Küsters alte Knochen sind frisch belebt. Altar, Kerzen, Messbuch, Alles ist da — Alle; alle Steine stehen auf und stellen sich wieder zum festen Baue zusammen. Und so ist es frisch im Mondenglanz das Bild der Vergangenheit.

Doch der Pfarrer wartet in der Kapelle, der Ritter tritt zur Braut heran, finster, ernst; sie reicht ihm bleich und kalt die Hand; schon sind sie an der Pforte, schon ertönt ein Orgelklang, da — „Kikeriki," schallt des Hahnes erst' Geschrei — stumm, leer, öd ist wieder das alte Schloss, seines Verfalles harrend. Und so geht es fort — das Brautpaar, es wird niemals getraut, nie ertönt ihr lautes „Ja" — das Dämmerlicht, es tritt dazwischen. Wahrheit zerstört den düstern Wahn!

## Zweites Bild.

Vor vielen hundert Jahren schaute ich oft in ein kleines Erkerfenster; das Glas war mit Blei zusammengehalten, dahinter sass die Rittersfrau, am Schosse ihr der kleine Sohn, und sie hiess ihn beten für den Vater, damit er glücklich heimkehre vom Kriegszuge; sie blickte mich so lieblich an, und Gebete um des Geliebten Wohl entströmten ängstlich besorgt ihren Lippen. Eines Abends nun erscholl Trompeten-Schall, der Ritter voran, mit ihm seine Getreuen, kamen sie den Berg heran geritten, und jubelnd kam die Burgfrau, den Knaben an der Hand, dem edlen tapfern Gatten entgegen. Ich liebte diese Frau, und die lieben, mit Thränen befeuchteten Augen blickten dies en Abend dankend zu mir empor. —

Jetzt ist's im selben Schlosse; das Erkerfenster hat andere Scheiben, auch scheint mir, so sagt der Mond, allemal eine glühende Lampenkugel entgegen.

Man tanzt, lacht und spielt im alten Schlosse. Es sind keine Ritter, keine Rittersfrauen mehr dort; Niemand schaut mehr betend zu mir herauf. Ich sag's — ich mag sie nicht, diese Menschen, und könnte weinen um's schöne verflossene Leben edler Ritterszeit! — Und die Mondesstrahlen singen:

Sünde soll sterben,
Tugend soll leben;
Weib muss erwerben
Das herrliche Eden.
Was Ihr verlernt —
Von Sinnen bethöret,
Nun neu erfasset,
Bis Alles vollendet!

---

## Drittes Bild.

Ein anderer Mondenstrahl, der blickte hinein in eine stille Kammer und ergoss sich auf die Todte, die da ruhig lag, weiss und still, ein Lächeln um den Mund, und vor ihr kniet ein Jüngling und schluchzt. — Der Mond, der sieht aber durch's Fenster noch so Manches, was die Menschenaugen nicht sehen können; er küsst die kalten Lippen der todten Braut, er küsst des Jünglings Haupt, und sieht die Englein, welche Wache stehen bei der Leiche und die Menschenthränen trocknen. Der Jüngling fällt in süssen Schlaf, er träumt vom todten Liebchen: sie wären Beide zwei herrliche Engel und schwebten vereint im All umher. Doch lasset uns rasch hinaus,

der Morgen graut, Frau Sonne erwacht roth glühend — mit ihr der Menschen Leben und Schmerz! Ein Englein singt:

Durch Kreuz zum Licht,
Durch Schmerz zur Freud';
O Menschenherz, vergiss das nicht!
Sei getrost und weine nicht!

---

## Viertes Bild.

Und es glitzert der Mond durch des Domes Bogenfenster! Leer ist die Kirche, nur das ewige Lämpchen glüht vor dem Altar des Allerheiligsten. — Der müde Wanderer, draussen auf der Strasse, er sieht den matten Schein des Lämpchens, es ruft ihm zu: „Memento! Gedenke!“ Die Mondesstrahlen fallen auf die alten Grabsteine mit hundertjähriger Inschrift, und die Grabsteine heben sich sanft in die Höhe. Bischöfe mit der Tiara, geharnischte Ritter, sie entsteigen alle dem Grabe. Seht — auch dort ein Grab sich öffnet, eine Nonne kommt heraus, dort ein Mönch, hier eine Rittersfrau! — Nun sind sie Alle da, die Geister dieser Kirchengräber; sie knieen nieder vor dem Hochaltar, wo eine Lichtgestalt steht, die Messe liest; sie beten fromm und bekreuzen sich, der Engel spricht ihnen milde zu und gibt den Segen, das „Ite, missa est!“ ist gesprochen — husch! ist Alles fort — lautlos fallen die Grabessteine zu, der Küster ist auch schon da, mit dem Schlüsselbund; — er weiss

nichts von der Geistermesse um Mitternacht, denn tief unter den schweren Steinen schlafen sie Alle, des Posaunen-Schalles harrend. — —

---

## Fünftes Bild.

Gern küssen wir, sagen die Mondesstrahlen, kleine Kinder in ihren Bettchen, wenn sie so rosig da liegen, die Händchen schön gefaltet, und friedlich, vertrauungsvoll sagen:

„Vater, lass die Engel dein
Ober meinem Bette sein!“

Gar manches Gebet haben die Mondesstrahlen so aufgefangen und gleich zu Gott getragen.

Ich sah heute ein Mädchen beten: „Vater, lass die Engel dein ober meinem Vater sein — im Krieg!“ — Und die Mondesstrahlen gehen hin zu dem Vater, sie suchen ihn auf und beschützen ihn in kalter Mondnacht, im Bivouac; sie lassen ihm kein Leid's geschehen! —

---

## Sechstes Bild.

Es ist eine Bauernhütte, das Fensterchen gar klein — der Bauer, sein Weib und der Kinder vier, auch der wachsame Spitz und der Kater, sie sitzen alle bei einem Tisch, vor einer Schüssel; der Bauer

spricht dann den Abendsegen — und nun schlafen sie Alle. Dunkel ist die Stube, nur die Mondesstrahlen küssen die Stirn der wackern Familie, sie trocknen die Schweisstropfen von der Stirn des wackeren Vaters, geben ihm den Schlaf, den der Reiche nicht kennt.

## Siebentes Bild.

Diesmal ergiessen sich die Mondesstrahlen durch ein grosses Fenster auf ein Bett, worauf ein Brautstaat ruht. Das weisse Atlaskleid, der Spitzenschleier, Myrthenkranz, weisse Handschuhe, Sacktuch, Atlas-Schuhe — alles liegt da und harrt Derjenigen, die es anziehen soll. Die Silberstrahlen des Mondes, sie ruhen sanft auf diesem Brautstaat. — Ein holdes Kind steht am Fenster, blickt sinnig den Mond an: „Guter Mond!“ sagt sie, „morgen bin ich seine Frau.“ Und sie lächelt selig, engelsrein! Nun tritt sie wieder vor den Brautstaat und betet. „Ja, morgen“ — hauchen die Mondesstrahlen, „morgen bist du sein, engelsreines Kind!“ Und mir kam vor, dass sich die Mondesstrahlen in einen Strom glühender Thränen verwandelten! —

## Achtes Bild.

Der Mond scheint heute durch die Scheiben eines Komödianten-Wagens; da liegt drin eine fried-

liche Kindesleiche, in Flitter und Rosazeug gehüllt; blass und abgezehrt, hat es die kleinen Händchen gefaltet, Blumen liegen ihr auf der Brust — alte, schmutzige Papierblumen der Komödianten, keine frischen Blumen der Natur. Ein Weib hält des Kindes Hand, es liegt im kleinen Sarg von Holz; sie blickt es an und hat keine Thräne im Aug, ihr Herz ist starr, starr — sie kann vor Schmerz nicht weinen!

„Kommen Sie, Fräulein," ruft eine barsche Stimme, „rasch, es ist Zeit, Ihr Pferd ist gesattelt, das Publikum wird ungeduldig!" — „Was?" sagt der rauhe Mann, in den Wagen tretend, „Sie sind noch nicht angezogen?" —

„Ich habe ja kein Kleid mehr," sagt sie dumpf und störrisch, „ich hab's der kleinen Leiche da angezogen. O! schonen sie mich nur heute!" —

„Geht nicht," sagt der Mann, „unser Geschäft geht so sehr schlecht. Nehmen Sie das Kleid von dem andern Fräulein, die sich den Fuss verstaucht hat; Sie sehen, Sie müssen heute auf's Pferd — und voltigiren!" —

Und nun ist sie im Cirkus, sie tanzt, sie springt herum, lächelt, verbeugt sich, Kusshändchen werfend; das Publikum ruft: „Hurrah! So gut wie heut hat sie's schon lange nicht gemacht!" Und wie sie so klatschen und jubeln, hat Niemand die Thräne in ihrem grossen, hohlen Auge gesehen! —

## Neuntes Bild.

Ich höre ein Glöcklein in stiller Nacht; die Mondenstrahlen brechen sich in der kleinen Grablaterne, der Priester trägt das Viaticum hinauf in's Gebirg zu einer Sterbenden, das Licht in der Laterne flackert und flinkert hin und her, der Mond, er leuchtet so hell — und die Sterbende erwartet sehnsuchtsvoll den Priester, der ihr die Kraft geben soll zur Reise in's Geisterreich. —

Es ist Ernte-Zeit,
Der Bauer, müd des Tages,
Fährt heim die Frucht.
Der Wagen schwer beladen,
Erreicht die Strass' am Kirchhofplatz.
Rasch geht die Sonne unter,
Der Knabe pfeift so munter —
Doch der Bauer, trüb und finster,
Grüsst düster Liebchens Grab.

—

Der Mond, er scheint so trüb,
Trüb ist auch mein Geist;
Die Blumen sind verblüht!
Und ich, ich bin verwaist!

## XXXII.

## Das Paradies.

Es war einmal ein schönes Paradies. Da haben die Engel drin gespielt. Sie liebten sich alle untereinander. Sie küssten sich, sie sangen, sie sprangen herum; es war so hübsch! Sie liebten sich und wussten nicht, warum und wie so? — Das gefiel dem Teufel nicht. Der Teufel hat ein sehr zärtliches Herz. Er ist immer verliebt. Natürlich — nicht beständig. Er kam an die Grenze dieses Paradieses; es gefiel ihm ein kleines Engelchen ganz besonders. Das kleine Engelchen war weiss und rosig, hatte blaue Augen und gold'ne Haare. Es war ein schwärmerischer kleiner Engel. — Der Teufel kam; er war recht nett anzusehen. Ein schöner, grosser, starker Mann, mit schwarzem Haar und dunklen Augen. Er kam zum kleinen Engel und war gleich sehr keck. Er hat nicht lange gefragt: „liebst Du mich?“ Er hat gleich gesagt: „ich liebe Dich!“ und nahm es bei der Hand, streichelte es schön (seine Krallen waren eingezogen) und das Engelchen war ganz entzückt! So etwas

war ihm noch nicht passirt; die anderen Engel waren so langweilig! Und als der Teufel dann fort ging, so war das Engelchen sehr betrübt — das wollte eben der Teufel. Das Engelchen aber fing an sich nach dem Teufel zu sehnen. Es konnte seine Worte nicht mehr vergessen; es wusste nichts von seinen Krallen, es kannte nur die Sammetpfötchen. Der Teufel war aber ein feiner Kerl. Er liess das Engelchen sich sehnen. — Einmal kam er wieder. Seine dunklen Augen sahen ihm recht tief in die blauen Augen, so tief, dass das arme Engelchen auf einmal zu weinen anfing. Da nahm er es beim Kopf und gab ihm einen ordentlichen Kuss. Darauf ging er fort — dies war eben eine höhere Politik. Das Engelchen kannte sich nun gar nicht mehr aus; es war furchtbar verliebt, weinte und betete. — Da sprach zu ihm der liebe Gott: „Armes Geschöpf! Nun musst du Weib werden. Lege deine Flügel ab, nimm deine Thränen mit und geh' auf die Erde.“ — Und das Engelchen frug: „Werde ich ihn dort finden?“ Es war ihm nicht bange um das herrliche Paradies, welches es nun, da es den Teufel liebte, verlassen musste; es war ihm nur bang zu wissen, ob es ihn auf Erden finden würde. —

Und der liebe Gott sprach: „Suche ihn!“ —

So kommt es, dass die Erde mit Weibern bevölkert wurde, welche ihn suchen. So kommt es, dass ihr an manchen Frauen die Stelle der Flügel noch seht, und dass sie weinen — weinen, wenn sie lieben! So kommt es, dass die Männer oft den Engel suchen und dass der Engel oft den Teufel

liebt. — Ich glaube, dass am Ende der Engel den Teufel bekehrt! — Wenn schon des Teufels Wort: „Ich liebe dich," aus dem Engel ein Weib erschuf, wird denn dann nicht der Teufel zum Gott gemacht, wenn das Weib zu ihm spricht: „Ich habe dich lieb?" —

## XXXIII.

## Der böse Zauberer.

Es war einmal ein böser Zauberer, der wohnte in einem tiefen Wald. Da gab's Schlangen, Kröten, Schnecken, Krokodille, grosse Spinnen, Nachteulen, Wildkatzen und Wölfe. Es konnte Niemand in den Wald hinein, denn er war so sumpfig, voller Schlinggewächse, Schilf und Gestrüppe. Der Zauberer hatte sich ein Haus gebaut aus den Häuten der Krokodille, rings herum war es verziert mit Nachteulen- und Wolfsköpfen, er hatte es gut verschmiert mit Schlangenfett, und eine dicke, grosse Kröte sass immer vor der Thür. Der Zauberer glaubte an keinen Gott; er hatte aber die Kraft, Geister zu zitiren — gewisse Geister mussten ihm folgen, — und sass er des Nachts mit ihnen um einen grossen Kessel und es wurde gekocht und gebräut; Liebestränke, Unsterblichkeits-Tropfen, Venunfts-Pillen, Schönheits-Pulver und allerhand solches Zeug bereitet. Wenn ihm ein Geist nicht folgen wollte, wusste er ihn fest zu bannen in einen Baum oder in eine Schlange, in einen Kater,

in eine Kröte u. s. w. Des Nachts nun stöhnten und jammerten diese gefesselten Geister; die Schlange zischte, die Kröte ächzte, der Baum krachte, der Kater miaute — es war ein wahrer Höllenlärm. Doch dem Zauberer gefiel das eben recht gut. Des Tags packte er seine Waaren auf, setzte sich auf ein Krokodill, patschte aus dem Wald hinaus und ging in die Stadt, die Waaren verkaufen. Dort nannte man ihn den „alten Kräutler;“ er verstand es, die verhexten Kühe zu kuriren, den unglücklich Liebenden gab er Liebestränke, den dummen Leuten Vernunftspillen, den Frauen Schönheitspulver.... Die Leute fürchteten sich vor ihm, denn seine Augen blitzten so unheimlich aus den Höhlen. Trotz allen Zaubermitteln wurde der alte Zauberer immer älter, schwächer und zuletzt gar krank; sterben wollte er aber nicht, um keinen Preis — und da er an den lieben Gott nicht glaubte, rief er den obersten Teufel herbei. Der kam nun daher gesaust, stellte sich vor dem Zauberer hin und lachte ihn tüchtig aus.

„So, alter Kerl,“ sagte er, „rufst du mich endlich? Hast Angst, nicht wahr? dass ich dich banne in einen Höllenkessel!“ Und der Teufel lachte, dass die Wände in der Hütte platzten.

Der böse Zauberer aber sprach: „Du grosser, herrlicher Teufel! Ich will dir dienen; aber gib mir nur ein Mittel, um frische Jugendkraft wieder zu erlangen.“

„Dazu brauche ich,“ sprach der Teufel, „das Blut eines reinen, schönen Kindes; es muss das beste, unschuldigste Kind sein, es muss dir freiwillig hier-

her folgen in den Wald, es muss aus Mitleid und Liebe den Wald durchdringen, bis hierher zu dir; wenn dann das Kind hier ist, werde ich es schlachten, dass es eine Freude ist, dich mit seinem Blut bespritzen und du wirst ein schöner Jüngling, in vollster Jugendkraft.“ —

„Oh weh!“ sprach der Zauberer, „wie soll ich das thun? Alle Kinder fliehen vor mir, meine Augen verscheuchen sie, und ich kann mich kaum mehr bewegen!“ —

„Das ist ja eben gut“ — sagte der Teufel, „du sollst ganz elend und kaput sein, recht ecklich und hässlich noch dazu. Da, da — ich bestreiche dich mit Schlangenfett, ich giesse dir Krötenblut in die Adern, ich thue dir Krokodills-Thränen in die Augen und gebe dir den Jammerton der Eule; damit man deinen bösen Blick nicht sehe, mache ich dich blind. So, nun bist du herrlich ausgestattet. Da setze dich auf diesen schönen Vampyr — er trägt dich aus dem Wald hinaus — und suche dann das unschuldige, reine Kind.“ —

Es war ein schöner Sommertag, die Leute gingen eben aus der Kirche; an der Pforte sass ein armer, alter Bettler, den Rosenkranz um den Hals, flehte er mit aufgehobenen Händen, im weinerlichen Tone die Vorübergehenden an; dabei hielt er seine blinden Augen gegen die Sonne. Niemand kannte ihn, er war ein fremder Bettler; Niemand gab ihm etwas, denn die Leute hatten Eile, — sie mussten nach Haus zum Mittagsmahl. Der Pfarrer hatte nämlich sehr lang gepredigt, der Kaplan hatte die Messe

recht langsam gelesen, daheim brodelten und kochten die Töpfe, ihr Magen war leer, ihr Geist von der Andacht schwer. —

Es waren nun alle Leute fort, und der Bettler sass da in der Sonnenhitze und schnitt ein trübes Gesicht. Da zupfte ihn etwas am Rock, und eine Silberstimme sprach: „Armer Alter! Ich habe kein Geld, denn ich bin nur ein Kind; aber hier ist mein Mittagsessen, das habe ich dir gebracht, iss und sei froh!“

Den Bettler durchstrahlte es mit Freude, seine Augen waren geschlossen, also konnte das unschuldige Kind das böse Feuer nicht sehen, welches darin lag. Der Bettler sprach: „Gott lohne es dir, du gutes Kind! Wer bist du? Woher kommst du?“

Das Kind antwortete: „Ich heisse Caritas, meine Eltern sind todt, ich bin eine arme Waise.“ — „Und wer bist du, alter Mann?“ fragte das Kind weiter, „woher kommst du?“

Der alte Bettler wimmerte und weinte. „Ich bin blind und habe mich verirrt, ich bin ein armer Einsiedler und wohne dort im Walde, ich kann jedoch meinen Weg zurück nicht mehr finden, ein Jeder fürchtet sich vor dem dunklen Wald, Niemand will mich hin geleiten.“

„Ich will es,“ sprach das muthige Kind, „ich fürchte mich vor Nichts und Niemand, denn der liebe Gott ist bei mir.“

„Aber,“ sprach der Bettler, „es soll ein böser Zauberer in dem Walde wohnen?

„Oh, den fürchte ich nicht,“ lachte das Kind,

„ich mache die Zeichen des Kreuzes und rufe die Engel an, da schwinden alle bösen Geister!“

Und das Kind machte dabei die Zeichen des Kreuzes. Der Bettler aber schrumpfte zusammen, als habe er Krämpfe, und schrie: „Erbarmen, Erbarmen! Führe mich zum Walde.“

Und Caritas nahm den ecklichen Bettler bei der Hand und ging fort mit ihm, bis sie an den Wald kamen. Es war aber schon finster, und die Schlinggewächse, die Gestrüppe waren wie lauter lebendige Schlangen und liessen sie nicht durch; es krächzten die Vögel, und Krokodille glotzten sie an, aus den Sümpfen stieg es gespensterhaft hervor; es hätte das Herz des muthigsten Ritters wohl erschüttert. Caritas war aber so rein, so fromm und gut, dass all' dies sie nicht entsetzen konnte. Sie kniete nieder und sprach: „Lieber Gott, du Schöpfer aller Dinge, du bist auch der Meister über diese; sende mir einen Engel, dass er mir den Weg bahne!“

Und seht, da kam ein herrlicher Engel, von Glanz umflossen, und der Sumpf wurde zur weissen Strasse, das Gestrüppe verwandelte sich in duftende Blumen, die Eulen in Paradiesvögel, und Caritas sang mit Glockenstimme: „Gott ist der Meister, weichet böse Geister!“ — Und als der alte Bettler vor Schreck und Angst nicht mehr gehen konnte, da nahm ihn Caritas in ihre Arme und trug ihn bis zu seiner Hütte. Dort verschwand der Engel und sprach: „Caritas, hab' Acht! hier nimm den Stab, und wenn du mich brauchst, so sprich: „Engel mein, komm' geschwind!“

Der Bettler nun, als er in seine Hütte kam, verwandelte sich geschwind in den bösen alten Zauberer mit den gelben, stechenden Augen; er lachte recht höhnisch und sprach zu Caritas! „Hab' dich nun gefangen, kleiner Vogel! Fette, kleine Gans, wirst geschlachtet und gefressen!“ Als er sich ihr aber mit einem langen Messer näherte, lächelte sie nur und sprach: — „Wie solltest du mir nur ein Leid zufügen wollen? Hab' dich ja lieb, bin dir gut, und ich kenne keine Furcht!“ Sanft nahm sie ihm das Messer aus der Hand, und seht, es bog sich zusammen wie ein Papier; sie konnte es biegen und brechen, als ob es gar Nichts wäre. — Der Zauberer wurde böse und zornig, rief die Krokodille herbei, die Eulen, die Kröten und alle Ungezüchte, und sprach: „Ihr festgebannten Geister! Kommt, erwürgt dieses Kind, ihr Blut soll uns Jugendkraft und Blüthe geben.“

Da kamen sie alle herbei und zischten und schrieen und glotzten und grollten; Caritas aber lächelte und sprach: „Ihr armen Wesen, ach! ich möchte weinen über Euch, wie unglücklich müsst Ihr doch sein! Ich habe Euch lieb, so lieb, — ich will Euch befreien!“ Und sie kniete nieder und sprach: „Guter, lieber Gott! Du Meister aller Geister, erbarme dich dieser!“

Als sie dieses sprach, kam ein Lichtstrom vom Himmel herab und brachte kleine Engel mit, welche die festgebannten, bösen Geister befreiten. Jubelnd und dankbar zogen sie aus dem düstern Wald, sie hatten keine Macht über das liebe Kind, dessen Gebet und Liebe sie erlöst hatten.

Der Zauberer aber wurde noch grimmiger, seine Soldaten waren ihm genommen worden, er fühlte sich machtlos solch unschuldiger Liebe gegenüber; alle seine bösen Zauberkünste zerfielen in Nichts vor ihrem zuversichtlichen Lächeln; deshalb rief er den Teufel um Hilfe an, und er kam auch wirklich auf seinen Bocksfüssen daher getrappelt, mit dem schönen Ziegenbart und Schwanz, und mit den Hörnern in der Luft. —

„Ei, ei," sprach er zum Zauberer, „das ist ein nettes Kind!"

„Ja," erwiderte der Hexenmeister, „ich werde aber nicht fertig mit ihr. Niemand und Nichts kann ihrer Unschuld und Liebe widerstehen."

„Hm, hm," sagte der Teufel und schüttelte seinen dicken Kopf, „lass mich nur machen." —

Caritas blieb im Walde beim alten Zauberer Er war oft recht hart und bös mit ihr, er schlug sie sogar; sie aber ertrug Alles in Geduld, und wenn er recht schlimm war, blickte sie ihn wehmuthsvoll an und sagte: „Du armer Mann, wie unglücklich musst du sein, dass du so bös bist! Weisst du nichts vom lieben Gott?"

Die Vögel des Waldes kamen, setzten sich ihr auf die Schultern, die Blumenelfen besuchten sie des Nachts und sogar die dicken Kröten gingen ihr aus dem Wege. Sie liebte Alles und Alle; das Hässlichste und Böseste konnte sie nur bemitleiden, aber niemals hassen; deshalb war alles Böse machtlos vor ihr. Des Nachts betete sie für Alle, und ihre Stimme klang den armen Verirrten wie helle Himmelstöne.

Sogar der böse Zauberer horchte halb furchtsam, halb neugierig, wenn sie sprach: — „Lieber Gott, du Meister aller Geister, schick mir die Engel dein, lass sie bei mir sein!“ —

Eines Tages nun, als Caritas sinnend im Walde sass, trat ein schöner Prinz zu ihr, es war der Teufel; aber sie wusste es nicht. Sie war ganz betroffen von seiner Schönheit, von seiner süssen Milde — und ahnte nichts Böses. Der Prinz kam alle Tage, und Caritas fing an ihn zu lieben. Sie liebte ihn von ganzer Seele, aus reinstem Herzen. Eines Tags, als sie beisammen waren, frug sie ihn: „Kennst du den lieben Gott? Weisst du etwas von den Engeln? Kannst du beten?“ Als sie so fragte, veränderte sich plötzlich der Prinz und es stand der hässliche, böse Teufel vor ihr. Eine Stimme rief in ihr: „Den du liebst, ist der böse, der böseste aller Teufel; er kennt keinen Gott, die Engel fliehen ihn, er kann nicht beten!“

Nun packte der Teufel das holde Kind, wollte es würgen und zertreten; doch es blickte ihn mit den grossen Augen wehmuthsvoll an und sprach: „Und bist du auch der Teufel -- ich muss dich lieben, muss dich retten. Ermorde mich, wenn du willst — aber was in mir lebt, was mich dich lieben lehrte, das ist unsterblich und kann dich nicht verlassen. Der liebe Gott ist gut, komm Engel mein, und helfe mir!“ Und der Teufel prallte zurück vor solch süssem Wort, seine Macht war gebrochen, er verwandelte sich in eine giftige, zischende Schlange und versteckte sich in den Sumpf. Caritas aber nahm die Schlange beim

Kopf, drückte sie an ihr Herz, und sprach: „Auch du bist ein Geschöpf Gottes! Der Herr wird dich nicht verwerfen, und ewige Liebe wird dich erlösen!“ —

So kam's, dass weder der böse Zauberer, noch die unreinen Geister, noch der Teufel, Caritas Etwas schaden konnten. So kam es, dass die Schlange ein Sinnbild der Sünde wurde und dass das Weib durch Liebe und Reinheit dieser Schlange den Kopf zertreten wird. Der Teufel wird dann zum Engel, das Laster zur Tugend, das Hässliche zum ewig Schönen, und Caritas wird ihre Liebe wieder finden, und Alles wird jubeln und singen vor Gott!

## XXXIV.

## Das Rauschen eines Baumes.

Es stand ein schöner Kastanienbaum in einem kleinen Gärtchen in der grossen Stadt. Dort wuchs er empor in dem schmalen Stückchen Erde, zwischen den hohen, steinernen Gebäuden, und wusste nichts von der herrlichen, prächtigen Natur da draussen am Lande, nichts vom Vogelsang, nichts von den niedlichen Blumen des Waldes. Es sang wohl eine eingesperrte Nachtigall ihr trübes Lied am Fenster dort im grossen Hause, die geschwätzigen Sperlinge zankten sich auch in den Dachrinnen — aber das war Alles! Doch dem einsamen Baume ging die Natur, die er nicht kannte, nicht ab; er vermisste weder den Volgelgesang noch den Blumenduft. Er wuchs hinauf gen Himmel und besah sich des Nachts die funkelnden Sterne all! Unter dem Baume waren eine Holzbank und ein Tisch, und da sassen oft Leute und plauderten von Allerhand, auch von der Natur draussen am Lande; dann rauschten wohl des Baumes Wipfel, und er seufzte: Möchte doch einmal Feld und Fluren und Waldblümlein sehen!

Eines Tages kam ein junges Mädchen und setzte sich hin unter dem Baume auf die Bank; sie hatte einen frischen Strauss von Feldblumen in der Hand, sie legte sie hin auf den Tisch und ordnete sie, sie lächelte selig und sprach: „Ach, der herrliche Tag! All diese Blumen hat Er gepflückt und mir gegeben, draussen im frischen, grünen Wald. Und wie jubelten doch die Vöglein dazu! Wie lachten die Sonnenstrahlen durch des Waldes Grün, und wie ein Ozean so rauschten der Bäume Wipfel und wiegten sich her und hin, und der Thau blinkte wie Freudes-Thränen in den Blumenkelchen! Auf dem weichen grünen Moos, da sassen wir, und als er mir das Maasslieb-chen gab, da sagte er: „Ich lieb' dich von Herzen!“ — Und sie nahm eine der Blumen, zupfte die weissen Blätter ab, und sprach, selig lächelnd: „Er liebt mich!“ — Die Sonne schickte sich zum Untergange an, das Mädchen sass träumend da, bis ihr müdes Köpfchen sich langsam senkte und ein leiser Schlummer sich über ihre Augen stahl. Da rauschte es seltsam in des Baumes Wipfel: „Er liebt mich!“ —

„Er liebt mich!“ flüsterte es leise in den Abendlüften — und des Baumes Aeste bückten sich tief herab zu den verschmachtenden Waldesblumen und küssten sie leise, ganz leise!

Die Waldblumen aber lagen welk und matt da. „Ach! wie öd' und dürr ist es in den kahlen Stadtmauern. Kein Vogelgesang, kein Blumenduft, kein Grillengezirp, und auch der nasskalte Laubfrosch, der glatte Geselle, ist nicht da; die Schwestern blühen draussen im frischen Walde, uns hat man abgerissen,

hergebracht — und nun verschmachten wir hier! Ist das Liebe?“ — Und die Nachtigall am Fenster des grossen Hauses flötete bang: „Ist das Liebe?“ Der einsame Baum aber kühlte sanft die Blumen mit leisem Fächeln, er liess trüb die Zweige hängen — Sehnsucht stöhnte durch das Geäste. Im Wipfel aber rauschte es wie im Triumph dem Abendsterne zu: „Er liebt mich!“

Ich weiss nicht, was ich hoffen soll,
Ich weiss nicht, was ich wünschen soll;
Eines nur — das weiss ich wohl,
Dass ich dich lieb' so sehnsuchtsvoll!

## XXXV.

## „Quak-Quak“, der Laubfrosch.

Es war einmal ein kleiner, grüner, nasser Laubfrosch, ein gar putziges Kerlchen! Er befand sich des Tags so wohl im grünen Grase, und verkroch sich zwischen den Blumen, da er das Sonnenlicht scheute. Zu Mittag sprach er selten, nur wenn er in der Luft den Regen roch, da fing er sein Gequake an. Er liebte schwärmerisch den Mondenschein, der nasskalte Laubfrosch! Er glotzte in die Mondesstrahlen und stimmte sein „Quak, Quak“ an. — Da ging ein Menschenpaar vorüber.

„Ach, der herrliche Mondschein!“ sprach sie.

„Und die milde Nacht!“ erwiederte er. Und sie blickten sich an; er sprach von Liebe, Ergebung und ewiger Treue. Da quakte der Frosch darein. Es sei ein Warnungsruf, meinte er:

„Er denkt an dein Geld, Kind, quak, quak — an dein Geld!“ —

Und je mehr er an ihr Geld dachte, desto wärmer wurden seine Liebesworte. —

Ein anderes Menschenpaar ging vorüber — es wandelte stumm neben einander. Sie seufzte und blickte auf den Mond, und er knöpfte sich den Rock zu und meinte, die Nacht sei kühl.

Der Frosch quakte: „Die haben sich schon lange satt, lange satt — quak, quak!“

Da kam ein Kind des Weges, es hüpfte und tanzte im Mondenschein; es dachte an keine Liebe und war seines Lebens froh.

„Quak, quak,“ sagte der Frosch, „kennst das Leben nicht — das Leben nicht!“

Die Grossmutter lehnte am Fenster; sie faltete die Hände und betete für Den, der vor vielen Jahren ihr gestorben, und sie gedenkt der Zeiten, wo sie mit ihm im Mondenschein gewandelt!

„Quak, quak!“ sagt der Frosch, „die hat ausgeliebt — ausgeliebt!“

Und der Frosch hüpft von dannen — ein nasskalter, glatter Philosoph, wie er war. Er kroch die Dachrinne hinauf, in das Schlinggewächs am Hause; da blickte er durch das Fenster in eine Stube und sah ein blasses junges Mädchen auf der Bahre liegen.

„Quak,“ sagte er, „quak — die hat ausgelitten, ausgelitten!“

Bin getrennt vom Geliebten,
Ach! getrennt so grausam fern!
Bringet ihm, Ihr luft'gen Wolken,
Warmen Kuss durch kalte Fern!
Sehnsucht trag' mich hin zu ihm,
Liebesleid verzehr' mich bang.
Trübe Zeit, oh! fliege hin,
Bis ich sing' den Todtensang!

## XXXVI.

### Vom Knaben, der den Mond haschen will.

Es war einmal ein kleiner Junge, der oft recht ungezogen war. Das kam daher, weil er seiner Eltern einzig Kind und ein rechter Verzug war. Eines Abends nun ging der Vollmond gar herrlich auf! Gleich einer glühenden, goldenen Scheibe tauchte er hinter den Bergen hervor.

„Ich will den Mond haben!“ sprach der kleine Junge. Er sollte eben nach Hause und in's Bett, nun wollte er aber nicht von der Stelle.

„Den Mond kannst du nicht haben,“ sprach seine Mutter, „der gehört dem lieben Gott!“

„Der liebe Gott ist, sagtest du, gut,“ erwiderte der Knabe. „Ich will, ich muss den Mond haben!“ und er schrie und lärmte laut, dass es eine rechte Schande war. Man zog ihn jedoch aus und legte ihn in's schneeweisse Bettchen. Er strampfte aber die Decke fort, warf das Kopfkissen auf den Fussboden hinaus und weinte: „Ich will den oMnd haben!“

Die Mutter ging fort; da kroch er aus dem

Bette hinaus, lief aus dem Hause, im weissen, blanken Hemde — fort, fort, über alle Felder — dem Monde nach!

„Dort ist das Ende der Welt," dachte er bei sich, „dort kann ich den Mond haschen! Ja, dort an jenem Berge klebt er; der liebe Gott hat ihn fest angenagelt! Da will ich ihn herunter nehmen!" —

Und so lief der kleine Junge barfuss, mit den nackten Beinchen, der Abendwind blies durch sein blondes Lockenköpfchen. Er lief über die Wiesen und Hecken, doch der Mond ging immer weiter und weiter! Und so kam dann endlich der Knabe an der Welt Ende. Dort setzte er sich am Rande der Erdkugel nieder, die Füsse hingen in den weiten Raum hinunter, und der Mond hing noch immer in der Luft, weit, weit von ihm! „O, du böser Mond!" weinte der Junge. „Du Betrüger! Du bist ja nicht am Berge angenagelt — du hängst ja in der Luft? Nun kann ich dich nicht haschen, da ich keine Flügel habe!"

Sieh', da flog ein stolzer Adler durch die Luft, gerade dem Monde zu! „Ja!" rief der Knabe, „Flügel, Flügel muss ich haben, dann hasche ich dich, du böser Mond!" Und der Knabe weinte laut, denn es fror ihn sehr — er wollte Flügel haben. Da kam ein schöner, weisser Engel durch den Raum geflogen, er hatte goldige, prächtige Flügel.

„Ach, nimm mich mit" — bat der Junge, „liebes Englein, nimm mich mit, ich will so gern den Mond haschen!"

Der Engel aber sprach: „Es sind Dinge, die dem lieben Gott allein gehören, und die ein kleiner

Junge wie du nicht haschen kann. Um Flügel zu haben, musst du sterben und um ein Engel zu werden, musst du zuerst ein gutes Kind sein. Komm, ich trage dich nach Hause, in dein Bettchen, zu deiner Mutter!“

Der Engel nahm ihn sanft, küsste ihm die Thränen fort, und legte ihn in's Bettchen. Des andern Morgens, als er erwachte, stand schon die gute Mutter da, und der Knabe erzählte ihr Alles vom guten Engel, der so herrlich fliegen konnte. —

„Ich will recht artig sein,“ sagte er, „ja, Mutter, ich will mir die Flügel verdienen, und dann fliege ich wie der Adler und der Engel zum lieben Gott, und frage Ihn, wie Er denn den Mond und alle Sterne so angenagelt hält?“ — Und der Knabe wuchs heran und wurde ein sogenannter Astronom; er weiss es nun, wie Mond und Sterne im All sich kreisen. —

---

## XXXVII.

## Das schöne Hexelein.

In dem grünen Walde drein
Da wohnt' ein schönes Hexelein!
Mit Augen wie Demantenschein,
Mit Haar wie Gold so fein.

Sie hat kein Herz im Busen drein —
Und sie sass da am Bächelein,
Sie lächelt, und das Mündchen klein,
Es zeigt blendend weisse Perlenreih'n.

Sie tanzt und springt,
Sie sitzt und sinnt —
Ein düster Lied sie singt,
Goldfäden sie spinnt.

Da kam ein Ritter in den Wald,
Sah das schön' Hexlein bald,
Heisse Lieb' sein Herz durchwallt,
Als ihn das Lied umschallt.

Sie lächelt, winket ihm sogar
Mit dem demanten Blicke klar,
Bis es um ihn geschehen war!
Da wollt' er bleiben immerdar.

„Willst du bei mir im Walde sein?"
So frägt ihn scheu das Hexelein;
„O! lieb' mich nicht, es bringt dir Pein,
Keine Lieb', kein Herz ist mein.

O, lieb' mich nicht, o, lieb' mich nicht!
O, flieh von hier, eh's Herz dir bricht!
O höre, was das Hexlein spricht:
Herz und Liebe kennt sie nicht!"

So fleht sie, und sieht den Ritter an,
So bittend, lieb und wundersam,
Da steht er in ihrem Zauberbann,
Dass er nicht fort mehr kann.

„Schön Hexlein, ich fürcht' dich nicht!"
Voll Liebesgluth der Ritter spricht,
„Eine Stund' bei dir hat gross' Gewicht!
Auf's Leben ich dann gern verzicht'."

„Eine Stund' bei mir?" sagt's Hexelein,
„Wohlan, du lieber Ritter mein,
Eine Stund' will ich dein Eigen sein,
Doch — nur e i n e Stund' allein.

Eine Stund' will ich dich lieben,
Wie 's nimmer kann die Welt da drüben —
Eine Stunde und mehr nicht,
Weil es mir an Herz gebricht!"

Er öffnet seine Arme weit,
Er küsset sie voll Seligkeit,
Sie sinnt und lächelt lieblich mild,
Im Bächlein spiegelt sich das Bild.

Doch die Augenblicke flieh'n!
Bald muss er aus dem Walde zieh'n,
Die Stund ist hin und 's Hexelein
Entwindet sich den Armen sein.

Als die zweite Stund' anbricht,
Das Hexlein zu ihm spricht:
„Eine Stunde, Ritter, und mehr nicht —
Weil es mir an Herz gebricht.

Eine Stunde war ich dein,
Ziehe aus dem Wäldelein,
Lasse nun das Lieben sein —
Vergiss' das arme Hexelein!"

Und als sie traurig ab ihn wehrt,
Er nicht zu leben mehr begehrt!
Vergisst seine Waffen und sein Pferd,
Und stürzt sich in sein Schwert.

„Ich hab' geliebt!" so ruft er aus,
„Das schöne Hexelein da drüben,
Ich hab's geliebt, so glühend heiss,
Mir liegt nun nichts am Leben!"

Und das Hexlein sah ihn fallen,
Schmerz thut nicht ihr Herz durchwallen,
Sie singt ein wundersames Lied —
Vom Ritter, der jetzt von ihr schied.

Und so erging's der Ritter sieben,
That Jeder 's Hexlein lieben;
Sie hat sie all' zu Tod getrieben,
Im grünen Wald da drüben.

„Ich hab' kein Herz!" so singt sie laut,
„Und sie sagen doch, ich lieb' so traut,
Wenn Einer mir in's Auge schaut,
Dem vor dem Tod nicht graut.

Und ist's so schlecht zu sterben gar?
Ich wollt, ich hätt' ein Herz fürwahr!
Eine Stund' zu lieben wunderbar —
Und sterben dann für immerdar!

Und es lagen der Leichen sieben
Im grünen Wald da drüben;
Sie thaten all' das Hexlein lieben,
Sie hat sie all' zu Tod getrieben!

Und wieder kam ein Rittersmann,
Sieht's Hexlein stolz und zornig an:
„Du böses Hexlein! sage an,
Was meinen Brüdern du gethan?"

„Sie liebten All' mich eine Stund'
Und starben dann im Waldesgrund!
Ist denn so schlimm der Liebesbund?"
Fragt sie mit ihrem süssen Mund.

Der Ritter blickt sie an so hart —
Noch Keinen sah sie in dieser Art!
Die Brust ihr bald zu enge ward,
Es zuckt in ihr so süss und zart!

Bezwungen ist das Hexelein!
Es ruft: „O Ritter, ich bin dein!
Ich will dich lieben süss und rein —
Ich fühl' ein Herz im Busen drein!“

Der Ritter blicket streng und hart,
Dass ihr das junge Herz erstarrt,
Als sie der Liebe inne ward,
Die ihr zum bitt'ren Tod nun ward!

„Sieh' Hexlein! 's Schwert der Brüder sieben!
Die alle heiss dich thaten lieben
Eine Stunde und mehr nicht, —
Weil es dir an Herz gebricht.

Ich hab' das Schwert herbeigebracht,
Das meine Brüder todt gemacht,
Es dringt dir in das Herze sacht,
Hexlein, als die Lieb' in dir erwacht.

Und als das Schwert ihr Herz durchdringt,
Sie noch ein letztes Liedchen singt
Von Liebe, die das Herz durchklingt,
Und die den kalten Tod bezwingt!

Tief in dem grünen Walde drein,
Starb so das schöne Hexelein!
Mit den Augen wie Demantenschein,
Mit dem Haar wie Gold so fein.

## XXXVIII.

## Die Veilchen.

Endlich einmal war's wieder Frühling geworden! Die Veilchen blühten und dufteten was sie konnten. Es war ein echter, heller Frühlingstag; ein leises Lüftchen wehte allerhand Düfte daher, aber vorherrschend war der Veilchenduft. Sie waren fast alle über Nacht aufgeblüht, die Veilchen, von denen ich Euch erzählen will. Ich kenne das Plätzchen im lauschigen Walde so genau, wo die zahlreiche Veilchenfamilie still blühte; es war ein ganzes Nest, und sie blickten geduldig in den Sonnenschein und erwarteten ihre Zukunft, gerade so wie die Menschen. — Das allerälteste, zuerst aufgeblühte Veilchen war schon etwas blass geworden und es hatte den Geruch verloren; aber so inmitten der andern, frisch erblühten Veilchen roch es noch so mit. — Weil es aber das älteste war, dünkte es sich sehr weise, und bemutterte die grünen Knöspchen.

„Meine lieben Kinder," sprach es, „duckt Euch nur hübsch unter die grünen Blätter, so hab' ich's

auch gethan in meiner Blüthezeit — und blieb schön im Walde. Wenn Ihr Euch aber so dreist hervorthut, werdet Ihr von derben Menschenhänden abgepflückt, und verdorrt irgendwo auf der Heide; d'rum lasst Eure Köpfe nicht sehen! Heute ist gerade solch' ein gefährlicher Frühlingstag, welcher die Leute in den Wald hinauslockt — duckt Euch schön bescheiden, so wie ich es that!" Und die Veilchen duckten sich alle ängstlich unter die grünen Blätter — doch ihr süsser Duft verrieth sie.

„Ach, die herrlichen Veilchen!" rief eine Mädchenstimme, „komm, setzen wir uns hier nieder! Welch' lieblicher Tag!"

Und sie setzten sich, knapp neben einander zu den Veilchen hin, die alle ängstlich zitterten; doch bald wurden sie neugierig, blickten auf das junge Menschenpaar und streckten unvorsichtig ihre Köpfchen empor.

„Lass die Veilchen!" sagte das Mädchen zum jungen Mann, der sie eben pflücken wollte. „Ich liebe nicht die abgerissenen, gepflückten Blumen! Es kommt mir vor wie ein Mord; lass sie hier im freien Walde ruhig leben, blühen — verblühen und sterben!" Und ihre Stimme sank, als sie das letzte Wort aussprach.

„Sterben? Oh! sprich das Wort nicht aus, meine süsse Braut — heute an unserem Verlobungstag. Sieh', gerade drei Veilchen will ich dir geben, heute ist der 3. April. Die Veilchen kamen dies Jahr so spät, nach langer frost'ger Winternacht — auch wir mussten uns unser Glück erkämpfen! Nun süsses Kind, sieh', dies Veilchen ist meine Liebe zu

dir, dieses meine Treue und jenes soll den Bund besiegeln!“ Und er gab ihr zu jedem Veilchen einen Kuss. Und sien ahm die drei küsste jedes, und legte es in ihr Gebetbuch, denn sie war eben aus der Kirche gekommen.

Die Käfer summten träumerisch, Schmetterlinge flogen geräuschlos von Blatt zu Blatt, im grossen Ameisenhügel arbeiteten die kleinen Thierchen gar emsig, vor allen aber duftete es nach Veilchen und Moos.

„Ich werde den Tag — die Veilchen, nie vergessen!“ sprach das Mädchen, und sie wanderten weiter.“

„Liebe! Treue!“ brummte das alte Veilchen, denn es ärgerte sich eigentlich, dass man es nicht gepflückt — „bis wir wieder blühen, ist Alles vergessen!“

„Glaubst du?“ frugen beklommen die kleinen Knospen. Doch da kam daher gerannt der tolle Junge mit dem Fliegennetz, worin ein Schmetterling bang flatterte!

„Holla, Veilchen!“ rief er — rips, raps — gleich war ein Strauss beisammen. „Dich nehme ich nicht,“ sprach er zum alten Veilchen, „du bist schon verblüht und riechst nicht mehr!“ Und fort war er und hatte fast alle aufgeblühten Veilchen abgepflückt. —

„Du böser, ungezogener Junge!“ sprach das verblühte Veilchen, „ich möchte gar nicht mit dir gehen!“

Doch der Junge polterte hinein in die Stube. „Da, Grossmütterlein! Veilchen! die Menge — und wie

schön!“ Und er that sie hübsch in ein Wasserglas und stellte sie hin zur Grossmutter, welche die Blumen mit den kleinen Händchen liebkoste.

„Dank dir, mein Junge,“ sprach sie; „ist es schön im Walde draussen?“

„O, so schön, Grossmutter! Und drei Schmetterlinge habe ich gefangen — und einen Ameisenhaufen zerstört — und den Bello habe ich geprügelt — weil er nicht folgen wollte — und ich habe dir die ersten Veilchen gebracht, Grossmutter!“

Bis zum Abend waren noch einige der Veilchenknospen an der Waldstelle aufgeblüht; da kam ein Reiterpaar daher, eine Dame und ein Herr.

„Sieh', Veilchen!“ rief sie aus. „Ich habe dies Jahr noch keine gesehen; ich bitte, pflücken Sie mir welche! Ach, wie mich der Duft an den Winter erinnert — an das Veilchenbouquet, welches Sie mir damals zum Ball gesandt. Wissen sie noch?“

Ja, er schien es zu wissen, denn als er ihr die letzten Veilchen, die noch da waren, reichte, blickte er so leidenschaftlich und küsste ihre kleine Hand. Die Veilchen steckte sie sich vorn in das Knopfloch des Kleides und — hopp, hopp! — fort waren sie.

Das abgeblühte Veilchen war wieder nicht gepflückt worden — denn die Sonnenstrahlen hatten es ganz weiss gemacht; und es kam die Nacht mit den tausend Sternen, und das verlassene Veilchen schlief ein. —

Die schöne Reiterin aber verlor all ihre Veilchen — da und dort fiel eines hinaus; im Staub, im Sand, zerstampft von den Pferdehufen, lagen sie

auf der Strasse, bis der Thau der Nacht kam und Thränen weinte über ihr zerissenes, in den Staub geworfenes Leben!

Seht, so erging es der Veilchenfamilie im Walde draussen — dort an dem lauschigen Plätzchen, unweit vom grossen Eichenbaum, wo die Amsel sitzt und die Käfer summen. —

## XXXIX.

### Das arme alte Bettelweib.

Ihr kennt wohl die Brücke vor der grossen Stadt? Ihr habt wohl auch das kleine blinde Bettelweib dort sitzen sehen? Früh sieben Uhr kam sie schon und Abends beim Sonnenuntergang ging sie, gekrümmt auf beiden Stöcken, nach Haus.

Die Vorübergehenden gaben ihr hie und da ein Geldstück. Im Sommer flog ihr der Staub der Strasse in die Augen, der Sturm blies sie an, und im Winter sass sie da und fror! Doch sie hatte immer guten Muth. Still kauerte sie da und wartete geduldig auf das Almosen. — Seht, eines Tages blieb sie aus. Die Stelle an der Brücke war leer. Die Leute wunderten sich, wo denn die kleine Bettlerin sei? —

„Die ist gestorben!“ hiess es. „Ganz still gestorben in der kleinen Ecke des Stübchens, wo sie immer geschlafen. Man hat nichts gefunden, als ein altes, vergilbtes Gebetbuch, ihren Rosenkranz und ein Paar kleine Kinderschuhe und ein Kinderhäubchen!“

Seht, von diesen kleinen Kinderschuhen will ich Euch eine Geschichte erzählen:

Ich kannte nämlich die alte, blinde Bettlerin als schmuckes, frohes, junges Mädchen! Ihre klaren, blauen Augen blickten so treu in die Welt! Sie diente als Magd in einem reichen Hofe und war die „Schönheit“ des Ortes.

Eines Abends sah ich sie mit dem jungen Gutsherrn sprechend; sie vertraute ihm an, dass ein reicher Bauerssohn sie heirathen wolle. Der Junge-Herr schien darüber sehr böse — schwor ihr Liebe und Treue, bei Allem was heilig sei, wenn sie nur die Seine bleiben wolle! Und sie glaubte und vertraute ihm.

Später sah ich sie in einer bangen Nacht! Sie hatte ein kleines Kind auf dem Arme, sie war verstossen und verlacht, verhöhnt von aller Welt — weil sie dem heiligen Wort der Liebe geglaubt! Ihr Gemüth war gebrochen, ihr Herz war schwer, ihr Körper war krank von Gram und Arbeit! Sie musste ihr Kind ernähren. Ach, und wie liebte sie es! Das Kind konnte nun schon gehen, die Mutter arbeitete gar fleissig und kaufte ihm die ersten Paar Schuhe. Da kam eine furchtbare Krankheit, die Pocken! Sie raffte der Mutter das geliebte Kind hinweg, sie selbst bekam die Krankheit und wurde blind auf beiden Augen; die Schuhe aber und das Häubchen ihres Kindes, die behielt sie und küsste sie des Morgens und des Abends! Sie war jung noch, als dies Alles geschah; es dauerte lang, bis sie die alte, gekrümmte Bettlerin wurde!

Anfangs arbeitete sie so gut, sie konnte; sie

strickte den Leuten Strümpfe, sie erzählte den Kindern Märchen und galt nun als gar klug und weise! Oft haben die Menschen eine heilige Scheu und Ehrfurcht vor denjenigen, die das Unglück so schwer traf!

Eines Tages kam die junge Gutsfrau zu ihr, sie führte ihren kleinen Sohn an der Hand, und brachte der Blinden Wolle zum Stricken. Als die junge Frau so freundlich und lieb zur Blinden sprach, erhob sich diese, es rollten ihr die Thränen von den Wangen, sie legte ihre Hände auf das Haupt des kleinen Knaben und sprach ein leises Gebet! In ihrem treuen, guten Herzen hatte sie Alles verziehen, es war kein Groll mehr da; die Erinnerung der warmen Liebe und des geliebten Kindes lebten in ihr und waren ihr Sonnenschein! So war ihr der Tag nicht lang, so war ihr's in der Stunde des Todes nicht bang. Engelchen kamen, sie abzuholen aus der kalten, ärmlichen Stube, und auch ihr Kind war da und erwartete sie, Licht überströmte sie — sie konnte sehen, sehen!

## XL.

## Warum musste der Vater seinen einzigen Sohn verlieren?

Der Leichenzug bewegte sich langsam vom Herrenhause durch die Stadt, der Brücke zu. Dem Gutsherrn war der einzige Sohn gestorben — ein blühender, frischer Knabe! Gesenkten Hauptes ging der Vater hinter dem Sarge her, sein Antlitz war so blass und ernst — wer es sah, dem schnitt es durch die Seele! Alle seine schönsten Hoffnungen waren dahin! Der Erbe seines Namens, das Kind seines Herzens — sie waren ihm entrissen! Sie kamen zur Brücke, da sass das blinde Bettelweib; sie sah nicht den Trauerzug, sie konnte nicht lesen im Antlitz des gebeugten Vaters, sie hörte nur die Gebete der Leidtragenden. Doch, als er an ihr vorüber ging, da fühlte sie es — da erhob sie ihr kleines, kummervolles Gesicht, ihre blinden Augen zu ihm und seufzte leise: Gott erbarme sich deiner! Und sie gedachte des Tages, als man ihr Liebstes, ihr einziges Gut, ihr Kind, im kleinen Sarge über die Brücke trug, und wie damit all' ihre

Freude, ihre Jugend — Alles begraben wurde! Der betrübte Vater aber schaute unwillkürlich auf die Bettlerin herab. Ein Stich fuhr ihm durch das Gewissen! Sie erschien ihm weder alt noch blind, er sah ein schmuckes, munteres Mädchen, mit den treuherzigen blauen Augen vor sich, und eine Stimme in seinem Innersten sprach so tief und ernst: „Aug um Aug!“ — „Zahn um Zahn!“ Schwer seufzte er auf. Sie waren an dem Bettelweib vorüber gegangen, und standen am Kirchhof beim offenen Grab; sein Auge blieb trocken, aber im Herzen — da that's ihm weh! ach, gar so weh!

## XLI.

## Sieben Thränen.

Der liebe Gott, im herrlichen Himmel droben, empfängt seine Engel. Ich sehe eine Schaar Lichtgestalten hinschweben zu Ihm! Sie tragen goldene Urnen und blicken so lieblich bittend auf zum Herrn. „Lieber Gott!“ sagen sie, „Du Vater aller Geschöpfe, siehe, wir bringen Dir die Thränen der Menschheit!“ —

„Diese Thräne da wurde heute geweint am Altare; vom Auge der holden Braut perlte sie herab. Es war nur eine Thräne, sie galt der Mutter, der theueren Mutter, die sie nun verlassen musste! Die Braut weinte nur eine Thräne — wir aber haben viele, viele dazu geweint! Wir beweinten die Kindheit, die Unschuld, dies unbewusste, herrliche Leben, die süsse Erwartung!“

Ein anderer Engel sprach: „Diese Thräne da bringe ich Dir, Du lieber Gott, von einem unartigen kleinen Kinde, 's ist ein recht eigensinniges, kleines Mädchen. Sie hat ihrem Bruder in den Fuss gebissen, und er hat sie gekratzt; doch als sie sah, dass

der kleine Bruder weinte, da that es ihr leid und sie küsste ihm das Füsschen, weinte laut und schrie: „Ich will es gewiss nie wieder thun! Sei nur still, Brüderchen, du sollst all' meine schönsten Spielsachen haben."

Abends, als sie im Bettchen kniete und betete, fragte sie die Mutter: „Hast du heute etwas Unrechtes gethan?" Und es klopfte im Herzen des kleinen Mädchens so bange und es flüsterte: „Ja!" und weinte. Die Mutter sagte: „Du musst Geduld und Sanftmuth üben, denn du bist ein Mädchen — die müssen immer nachgeben!" Und der Schutzgeist sieht betrübt das Mägdlein an und flüstert leise: „Geduld, Geduld, auch wenn der Mann, den du einmal lieben wirst, dir ein grosses, herbes Leid zufügt — doch bis dahin ist es noch lange, schlafe nun in süsser Ruh'!"

Ein ernster, grosser Engel spricht: „Diese Thräne hat heute ein Mann geweint! Es ist sonst nicht der Männer Art zu weinen. Sie tragen wohl die Schuld vieler Thränen — kärglich sind jedoch die ihren. Ich weiss es nicht, was dem Manne fehlte? Er stand in der Stube, die Stirn an der Fensterscheibe gelehnt, so starrte er in den Mond. Es war Niemand gestorben, und doch weinte der Mann — ich dachte, die Brust müsste ihm brechen vor tiefem, harten Weh! — Ach, es war gar so bitter, so schwer, so unerbittlich! Der Mann betete nicht — er litt! Er war sich nur des Leides bewusst, und starrte hinaus. Sein Schutzgeist blickte ihn ernst an und regte, ihm unbewusst, die weicheren, milderen Gefühle in ihm auf — und da rollten ihm die Thränen die braunen Wangen herab!

Lieber Gott, du kennst den Mann und sein Leid — nimm gütig die Thräne auf, sende Trost!“

„Ich bringe die Thränen des Hungers der Armuth,“ sagte der Engel der Armen. „Das arme Kind war so hungrig, es hatte nichts gegessen schon zwei lange Tage — und es sieht in den Kaufläden der Stadt so viel Kuchen und gute Sachen! Das arme Kind starrt es mit den grossen, fahlen Augen an, — der Hunger thut so weh! Doch stehlen will der Junge nicht; er fühlt sich matt und schwach und sinkt hin, dort an der Strassenecke, eine Thräne auf der Wange. Ein Mann bemerkt den Knaben, liebevoll nimmt er ihn auf und reicht ihm Speise und Trank. Die Thräne der Verzweiflung, später die des Dankes — sie sollen zu dir sprechen, lieber Gott!“

Schüchtern und zaghaft trat nun ein anderer Engel heran; er traut sich kaum seine Thräne dem lieben Gott zu bringen. — „Sie wurde geweint,“ sagte er traurig, „von einem verlorenen, verworfenen Geschöpf der grossen Stadt. Sie sass in ihrer Stube, die Sonne schien so hell herein, vor ihr lag ein offener Brief, darin stand: Empfange den Segen deiner sterbenden Mutter! Ich vergebe dir Alles! Möge dir Gott verzeihen! Meine letzte Bitte ist, dass du in dich kehrest.“ Dabei lag eine silberweisse Haarlocke. Das Mädchen bedeckte dieselbe mit Küssen!

„So weiss ist die Mutter geworden?“ dachte sie. „Früh weiss vor Gram!“ sprach die Gewissensstimme in ihr. Bange gedachte sie an ihr verrufenes Leben, die Wege zur Umkehr schienen ihr so schwer — sie war doch einmal auch ein unschuldiges Kind gewe-

sen! — und da weinte das arme Mädchen so bitter und heftig, dass die silberweisse Haarlocke der Mutter ganz durchnässt ward!“ Auch diese Thräne nahm der liebe Gott auf.

Der Engel des Todes trat heran: „Ich bringe viele, viele Thränen! Meine Urne ist gefüllt! Still und stumm wurden all' diese Thränen am Sarge geweint; doch vor Allen diese erste Thräne eines Säuglings, die erste, unbewusste Schmerzensthräne eines Kindes, dessen Mutter bald nach der Geburt gestorben! Ich bringe Dir die Thräne des hülflos kleinen Wesens, auf dass Du sein gedenkest!“ —

Der siebente Engel sprach: „Hier ist die Thräne des Gebetes! Eine Frau weinte draussen im Walde, es tobte der Sturm an dem rauhen Herbstage, dürre Blätter lagen rings herum, kein Blümlein mehr zu sehen. Auf den Bergspitzen lagern graue Schneewolken. Doch die Frau merkt das Alles nicht! Ihre Seele ist ein einzig Gebet! Ein einziger, inniger, tiefbewegter Ruf — dabei rollt ihr still die Thräne die bleichen Wangen herab! Lieber Gott! hast du's gehört?“

Und die Engel stimmen nun an den Lobgesang und rufen: Hosianna! Hosianna!

## XLII.

## Drei Teppiche.

Ich will Euch die Geschichte dreier Teppiche erzählen, damit Ihr sehet, wie die Gegenstände um Euch Eindrücke aller Art empfangen, und wie die Seele der Ereignisse an den Dingen klebt.

Der erste Teppich war ein geschorener Sammt-Teppich, mit grossem lebhaften Blumen-Muster, rothe und gelbe Rosen waren am vorherrschendsten. Er prangte da im Kaufladen, als wollte er sagen: „So sehet mich doch an, ich bin der allerschönste Teppich in der ganzen Niederlage!“ Es thaten einem ordentlich die Augen weh, wenn man seine grellen, schreienden Farben ansah. —

Da kamen Leute in den Laden. Eine reizende junge Dame blieb vor dem stolzen Blumen-Teppich stehen. „Die kauft mich!“ sprach der Teppich zu seinem Nachbar — und es schien, als wenn die gelben Rosen sich noch mehr aufbliesen, und als ob die rothe Klatschrose noch röther würde.

„Ist das ein Geschmack!“ sprach die junge Dame,

den Teppich betrachtend, „den mag ich nicht!“ Und sie ging weiter.

„Diese Dame weiss entschieden nicht, was schön ist,“ sprach der Teppich im stolzen Selbstbewusstsein; und sein Sammethaar sträubte sich, die Rosen sahen grimmig drein. „Zu theuer bin ich ihr — zu theuer!“ sprach er selbstzufrieden in sich hinein. Und so hing er dann da, die Leute kamen und gingen, nach ihm frug Keiner . . . .

„Diesen Teppich werden wir niemals anbringen,“ sagte einer der Ladendiener. „Und er ist doch so schön! Diese gelbe Rose da — herrlich!“

„Du bist ein Mann von Geschmack!“ seufzten die Rosen im Teppich.

Eines Tages aber wurde er doch verkauft! Es kam ein Herr und handelte und handelte wohl eine Stunde lang, bis er endlich das Geld auf den Tisch auszahlte, eine jede Banknote einzeln befühlend und durch das Licht betrachtend, ob sie nicht etwa ein Siamesischer Zwilling sei? — Und nun ging's fort, durch die Strassen, in ein grosses Zinshaus, bis in den dritten Stock hinauf. Vor der Thür war eine Messing-Platte und da stand aufgeschrieben: F. Z. Zahnarzt.

Das erste, was dem Teppich geschah, war recht schmerzvoll, denn er wurde unbarmherzig geklopft und gebürstet. Nun wurde er in eine Stube gelegt, wo Alles recht nett und blank war; es stand aber Alles da wie angeklebt, gerade an der Mauer. Er kam vor einem Sofa von rothen Sammet zu liegen, ein glattpolitirter Tisch davor, mit schönen Büchern

darauf, stolz blickende Fauteuils mit gehäckelten kleinen Läppchen, die demjenigen, der im Armsessel sass, sich anlegten und wenn er aufstand, immer am Rücken hängen blieben. — Es waren auch Goldfischchen in einem runden Glas, zwischen Gummibäumen und Blumen im Zimmer, und endlich ein ausgestopfter Kanarienvogel unter Glassturz — der dem Teppich sehr wohl gefiel, da er gerade so gelb war, wie seine grosse Rose. Es kamen Leute nur ganz still in diese Stube und blätterten in dem Album — und eine unheimliche, gedrückte Luft beherrschte das Ganze. Des Morgens kam die gnädige Frau mit Filzschuhen herein und staubte mit einem Federbusch die Kostbarkeiten ab. — Hie und da gab es Abends eine kleine Thee-Gesellschaft. Die Hausfrau blickte dann stets sehr besorgt auf die Stiefel der Herren — und verfolgte ängstlich ein jedes Kuchen-Krümchen, das auf den Teppich fiel. Nach einer solchen Thee-Gesellschaft war des andern Morgens stets grossartige Klopferei — der Teppich war ganz matt vor lauter Bürsten; es war aber dies seine einzige Abwechslung und Zerstreuung, er kam doch an die Luft — und so war es denn immer ein „süss schmerzlicher“ Tag . . . .

Eines Tages trat eine sehr elegante Dame in die Stube; die Frau Doctor führte sie selbst herein und titulirte sie „Durchlaucht!“ — Durchlaucht war von ihrem Lieblings-Mops begleitet; dies erfüllte nun das Herz der Frau Doctor mit grosser Besorgniss um ihren Teppich. Und mit Recht! Denn währenddem die Durchlaucht rechts am Sammet-Canapé

thronte, Frau Doctor links im Lehnstuhle sass — hinterliess das gefürchtete Scheusal, der Mops, Spuren seines Daseins, gerade auf der herrlichen gelben Rose des Teppich's, dass es das Herz der Frau Doctor schaudernd ergriff!

Freilich, Ihre Durchlaucht war da gewesen, hier hatte sie gesessen, und „liebe Frau Doctorin!“ hat sie gesagt und ihr die Hand gegeben, ja — das konnte sie Alles beim nächsten Kaffe-Tratsch erzählen; aber der abscheuliche Mops — er war auch da gewesen, auf der gelben Rose! Entsetzlich! Die Rose erholte sich nie mehr ganz von diesem Besuch.

„Bei dieser sorgsamen Pflege,“ dachte der Teppich so in sich hinein, „werde ich 100 Jahre alt; ich sehe jetzt noch blühend aus, gar nicht fadenscheinig! Ich werde meine Hausleute überleben!“ Und richtig, so kam's — er überlebte sie Alle — und kam dann als Erbstück in das Haus einer Nichte. Wir wollen hoffen, dass er dort ein heiteres Dasein fand, denn es waren Kinder im Hause, die auf seine prunkenden Farben und Rosen nicht achteten. Der arme Teppich, er war noch immer aufgeblasen und stolz; aber seine Rosen wurden bleicher, aus allen Fasern war er das Bild der Langeweile — er hatte so wenig erlebt, und war doch so eingebildet! Dass er seine Hausfrau, die ihn so viel geklopft, überlebte, schrieb er auch seinem eigenen Verdienst zu. Niemand jedoch wusste von seiner Grösse — nur er selbst; aber das genügte ihm!

Der zweite Teppich, von dem ich eine Geschichte zu erzählen habe, ist ein Smyrna-Teppich. Er war so weich wie Moos, dunkelblau, mit einem hübschen türkischen Muster. Er wurde sehr bald gekauft. Kaum war er aus seiner Heimat in die grosse Stadt und in die Auslage gelangt, so kam eine nette junge Dame, sah ihn an — und sprach: „Den Teppich muss ich haben!“ Sie frug gar nicht nach dem Preis, zahlte auch nicht aus, sondern bestellte sich Teppich und Rechnung auf ihre Wohnung — „Solo-Tänzerin L....“ hiess es — und fort war der Teppich!

„Ach,“ dachte sich der Teppich, „das wird ein herrliches Leben sein! Da wird es lustig zugehen!“ Und richtig, so war's. Er kam in ein niedliches Zimmer, da roch es so gut — wie bei einem Parfümeur! Da standen die Ecken und Wände voll Kleinigkeiten. Im Kamin prasselte das Feuer, Porzellan-Figuren standen am Gesimse, besonders eine blaue Schäferin — in die verliebte sich der Teppich gleich. Eine Marmor-Venus stand immer ruhig da und chinesische Pagoden schnitten Gesichter — allenthalben war Etwas zu sehen und zu bewundern. Dann standen frisch blühende Hyazinthen in einer grossen Blumen-Wase. Diese Sächelchen wussten des Nachts gar possierliche Dinge zu erzählen; die kleine Schäferin machte einmal so viel Unsinn, dass der dicke Chinese dort vor Grinsen und Lachen beinahe platzte. — Die Tänzerin kam herein und hüpfte am weichen Teppich herum. „Da geht sich's gut,“ sprach sie, „besser als in der grossen Oper!“ —

Sie sass auf einem niederen Stuhl am Kamin und rauchte ihre Cigarette. Abends waren zumeist Leute — Herren, auch Colleginnen — da, und dann wurde soupirt, Karten gespielt, getanzt, geraucht und Champagner getrunken. Der schöne Smyrna-Teppich war ganz betäubt, und in Rauch gebeizt, wie ein Schinken. Er hatte auch schon gar manches Glas Champagner in sich gesogen, denn geklopft und geputzt wurde er nie — er lag ruhig da und trug dies bunte Leben und Treiben auf und in sich! Er war ordentlich dicker geworden durch all die Dinge, die in ihm lagen; er hatte, wie gesagt, viel in sich und sehnte sich an die frische Luft und nach dem Stocke, der ihm so Manches austreiben sollte.

Und seht, sein Wunsch wurde recht bald erfüllt. „Es ist Auktion bei der Solo-Tänzerin L.!“ hiess es eines Tages — Und da kamen die Leute und räumten all die hübschen Sachen fort. Es trat der wohlbekannte Herr aus der grossen Teppich-Niederlage herein. „O, mein schöner Smyrna-Teppich!“ rief er. „Wie sieht der aus! Und er ist noch nicht einmal bezahlt!“ —

Es ging recht toll zu. Unser Smyrna-Teppich hatte sich nach einem frohen Leben gesehnt — und hatte es nun über und über satt! Sein junges Leben war verblüht — er war voll Schmutz und Staub — und ich bezweifle, dass die besten Stöcke der Welt im Stande sein werden, aus ihm die Spuren des leichtsinnigen Lebens zu vertreiben ....

Der dritte Teppich nun war ein solider englischer Teppich. Einfach und ohne Prätensionen; aber vielversprechend durch seine Dauerhaftigkeit. Er wusste es sehr wohl, dass er nicht zum Prunke, aber zum Nutzen geschaffen sei — deshalb schaute er ruhig und mit Fassung in die Zukunft.

„Ich komme in ein solides Haus!“ dachte er in sich hinein, seine festen Zwirn-Fasern betrachtend, die ihm wie Muskeln schienen. Die andern, feinen Teppiche sahen ihn geringschätzig an, doch das brachte unsern muskulösen Engländer gar nicht aus der Fassung; der „innere Werth,“ das war seine Stütze für die Zukunft.

Und richtig! Es kam gerade so, wie er es sich gedacht hatte! Ja, es geht nichts über Ahnungen! Der solide englische Teppich wurde auf Bestellung gekauft und auf die Eisenbahn gebracht. Er bekam eine feste Sackleinwand-Umhüllung, und gelangte so an seinen Bestimmungsort. Er kam auf's Land. Kinder standen neugierig herum, als die Sackleinwand aufgetrennt wurde, und der eine kleine Junge steckte immer sein Fingerchen durch die Naht durch, um die Farbe des Teppich's zu sehen. „Es ist auch Rothes dabei!“ flüsterte er der Schwester zu.

„Der Teppich ist praktisch!“ rief die Hausfrau aus. „So solid und fest — gerade, wie wir es in der Speise-Stube brauchen.“ Und so kam er dann in die „Speise-Stube.“ Es waren viele Kinder im Hause und das Leben recht gemüthlich und heimlich. Durch die offenen Fenster schien die Sonne herein, draussen im Garten war Alles grün und blühend, und die

Nachtigallen sangen herrlich; es war dem Teppich recht wohl zu Muth. Er hatte keine Klatschrosen, keine Dornen in sich, er war solid und stark, man konnte auf ihn fröhlich herumtreten und er spürte es kaum. Geklopft wurde er freilich auch — doch ihm schien das ein Sport, ja, es war ihm Lebens-Bedürfniss. Und der Teppich beschloss sein Leben in dem Hause und diente treu und solid, bis zur letzten Daseinsfaser. Er war immer guten Muthes, und war als echter Philosoph über spätere Degradation gar nicht erstaunt. Er hatte sich wenig erwartet und war nun mit Allem zufrieden. Man muss eben von gutem Stoff und solid im Innersten sein, um das Leben wacker zu ertragen. —

## XLIII.

## Die Tanne.

Die schlanke Tanne wuchs im Walde und war so glücklich! Ihr Geäst hing schwer herab, und die Krone oben war ein lebendiger Christbaum, der immer grün zum Himmel blickte. Die Drossel und die Amsel wiegten sich in ihren Aesten, das Eichhörnchen spielte hin und her in drolligen Sprüngen, und hie und da kam ein flüchtiges Reh vorüber. Unten am Stamm der Tanne, dicht an den Wurzeln, da wuchs ein Büschchen Cyklamen; die dufteten gar herrlich! Wenn dann des Nachts die Sternlein durch die Aeste der Tanne blickten, oder der Mond so lauschig durch den Wald schien, da war's der Tanne so wohl! Und sie rauschte einen ernst milden Abendgesang dem Himmel zu. Die Tanne ahnte nichts vom Tode; sie lebte die Jahreszeiten durch im dichten Walde, und freute sich ihres Lebens. Nur dann und wann ging ein unbewusstes Ahnen durch ihre Lebensfasern durch und sie seufzte und frug den kleinen Zephir:

„Wird das ewig so bleiben?“

Da, eines Tages hatte Alles ein Ende. Die Tanne wurde gefällt, die grausame stählerne Axt hieb sie ab! Bang krachte es im Wald, und in der Tannne seufzte es stumm, die Splitter flogen hin und her; da lag die frische Tanne — eine lange Leiche im grünen Walde! Doch der Baumstrunk, die Wurzeln, die blieben zurück, das Harz quoll wie heisse Thränen aus dem Strunke hinab zu den Cyklamen. Wo waren nun die wuchtigen Aeste, die zum Himmel ragten, gleich einem lieben Christbäumchen? Drossel und Amsel kreisten bang um den Baumstrunk, das flüchtige Reh setzte darüber hinweg, scheu sprang das Eichhörnchen fort — nur die Cyklamen klammerten sich bange an die Wurzeln an.

Und der Sommer war auch vorüber, es kam der rauhe Herbst. Der Baumstrunk fing an leise zu sterben, das Selbstbewusstsein, die Erinnerung des Gewesenen zu verlieren. Da kam ein Weib durch den Wald, sie schien so müde und war so blass und traurig! Sie setzte sich gerade auf den Baumstrunk und fing bitterlich an zu weinen, es fielen ihre Thränen auf die Cyklamen, gerade die letzte blühte noch blos; diese pflückte das arme Weib und sprach: „Als Ihr kaum aufgeblüht waret, da war er noch frisch und gesund an meiner Seite! Da hörte ich noch seine Stimme, da fühlte ich noch seinen warmen Händedruck; jetzt ist er todt — todt! und ich bin allein, alles Leben ist mir genommen, alle Freude dahin! Todt, gefallen in der Schlacht, vom Blei getroffen — ohne Abschiedskuss, ohne ein letztes Wort!“ Und das arme Weib weinte nun so, dass es ein wahrer Jammer war!

Da fuhr's wie neues Leben dem Baumstrunk durch die Wurzeln, es rauschte geheimnissvoll im Walde: „Alles leidet, Alles sterbet, Alles fühlt den Schmerz des Todes! Mein Baum ist vielleicht der Sarg, der dein Liebes birgt?“ — Es durchschauerte das Weib, ein Grauen überkam es! Da fiel ein Sonnenstrahl durch den Wald und die geheimnissvolle Waldessprache lispelte! „Auferstehung! Wiedersehen! Nichts geht verloren. Muth, armes Kind!“ —

Als es Abend wurde, da kam der Thau und weinte himmlische Thränen über den Jammer der Erde! Der Thau, welcher des Abends auf Wiesen und Wälder fällt, sind die himmlischen Thränen, die sich ergiessen über alles Leid des Tages, über alles Weh, welches heute Millionen Menschen, Thiere, Pflanzen empfunden! Der Mond und die lieben Sternlein, sie küssen den Thau hinweg, sie saugen sie auf, diese süssen, reinen Himmelszähren! Doch ehe die Sonne erscheint, ehe die Mühen und Leiden des Tages für die arme Erde aufs Neue beginnen, da weinet der Himmel noch einmal Balsam-Thränen auf alles Leben der Erde, damit manch' einsamer Wanderer, wenn er den Thau in den Himmelskelchen, auf den Grashalmen glitzern sieht, denke, dass dies Himmelsboten sind, die ihm sagen: „Kind, verzage nicht! Auch dich soll Himmelsthau entzücken! Auch dich sollen Himmelsthränen küssen! Sieh die Sterne und der Mond, sie küssen dir ja des Nachts, wenn du im Schlummer liegst, allen Kummer fort! Und des Morgens sieh', steht dir der Schutzengel zur Seite und spricht dir leise zu: „Kind, verzage nicht!“

## XLIV.

### Eine Liebesgeschichte aus dem Walde.

Es standen eine Birke und ein Fichtenbaum im Walde, sie liebten sich schon von Klein auf. Der Zufall hatte ihre Samen daher geweht und da wuchsen sie nun auf, nicht gar weit von einander, im dunklen Walde. Schon als kleine Bäumchen flüsterten sie sich durch den Zephir Liebesworte zu — niemals konnten sich ihre Aeste kosend umarmen. Doch hofften sie auf die Zukunft. Bis sie einmal ihre Aeste ausbreiten konnten, da wollten sie sich dann küssen. Die schüchterne Birke liess ihre Aeste wie langes Haar herabhängen, sie wagte es nicht, ihre Liebesarme dem Fichtenbaum entgegen zu halten, denn sie war ein mädchenhaft scheues Bäumchen. Der Fichtenbaum aber breitete seine Aeste recht aus — die Birke konnte er jedoch immer nicht erreichen. Ach, wie hätte er sie süss umschlungen und vor allem Gewitter schützen wollen! Es ging nun einmal aber nicht — und so vertrauten sie auf die Zukunft. Sie sprachen mit einander des Nachts, die Vöglein trugen

die Liebesbotschaft hin und her, und wenn der Wind ihre Aeste bewegte, so sandten sie sich lauter Kusshändchen zu. So lebten sie und waren zufrieden; der Fichtenbaum konnte so herrlich seine Liebe zur holden Birke in den Wald hineinrauschen, und die Birke sang leise dazu ihr Sehnsuchts-Liedchen.

Da kam eines Tages ein entsetzliches Gewitter. Bang flatterten die Birkenäste wie lange Locken im Sturm hin und her; hoch, aufrecht stand der Fichtenbaum; nein! beugen wollt' er sich nicht. Seht! da kam ein furchtbarer Blitz und Donnerschlag und der Fichtenbaum ward getroffen und mittendurch zersplittert; doch sterbend noch gedachte er seiner geliebten Waldesbraut, der lieblichen Bircke! Ach! einmal nur wollt' er sie umarmen — und so fiel er denn auf die Bircke, die, ihn liebevoll in ihre Blätterarme nehmend, unter der Wucht des stürzenden Fichtenbaumes selbst zusammenbrach! So hatten sie denn Beide sterbend ihren Wunsch erreicht — sie hatten sich geküsst und umarmt, und waren in einer Stunde Beide gestorben!

Seht Ihr's, Menschenkinder! solche Dinge geschehen im lauschigen Walde — denn Alles in der Natur liebt sich und strebt der Einheit zu!

---

# XXXXV.

## Der Adept des geheimen Geistes.

### Die Grotte.

Auf einem Planet des Weltalls wohnt eine Sekte von Magiern, sie halten ihre Weisheit und ihre Kräfte geheim. — Ihr Zweck ist: Gott, das höchste Wesen, zu erforschen und Ihm gleichzukommen. Sie wollen die Geister und die Kräfte der Natur beherrschen — selber schaffen. Sie gleichen dem kühnen Adler, der dem Sonnenlichte frech in's Antlitz blickt. Sie wollen die Geheimnisse der Natur in ihrer Gewalt haben. Eine gewisse Sorte von Geistern ist ihnen unterthan, mit diesen gebieten sie herum und thun Wunderwerke; und weil sie diese Werke thun, wähnen sie sich Götter zu sein! — Die Magier erringen sich diese Wissenschaft durch grosse Abtödtung; sie haben den Genüssen des Lebens entsagt und die entsetzlichsten Proben ihres geheimen Ordens durchgemacht. Sie sind sozusagen zehnmal gestorben, um als Magier und Herrscher über alles Fleisch aufzuerstehen. Sie wollen die geheimen Trieb-

federn des Weltalls sein. Ihre Ordensregeln, ihre Proben sind unerbittlich streng.

Die Welt in ihrer sichtbaren Erscheinung, Jugend und Liebe, das menschliche Herz mit all seinem Hoffen und Bangen ist todt für sie, deren einziges Streben, Gott ähnlich zu werden, ist.

Sie brauchen Werkzeuge, Seherinnen, Gott geweihte Priester und Priesterinnen, unschuldvolle, reine Wesen, die dem Himmel nahe stehen, durch welche sie Wahrheit erlangen. Manch' junges Leben, manch' frische Knospe ist in den grausamen Proben erlegen und viele sind der Opfer, die ihre Wissbegierde und Herrschsucht zu Tode brachten.

Was ist ihnen aber ein Geschöpf? „Wohl Dem," sprachen sie, „der, um einen heiligen Zweck zu erfüllen, das Verwesliche abwirft, um in das Unverwesliche einzugehen!"

Heute war es, da hielten sie ihre geheime Zusammenkunft; es war dies ein Tempel in einer Felsgrotte unter der Erde, von Niemandem als den Adepten gesehen und geahnt. Wer würde glauben, dass die Erde einen solchen Schatz in sich verborgen hält? Der Wanderer auf der Erde schreitet darüber und an den Pforten vorbei, ohne es zu ahnen. Wir aber treten in die Grotte ein, sie ist herrlich mit Gold und Edelsteinen und mit Skulpturen erhabenster Art ausgestattet; das Gold und die Edelsteine glitzern an den Wänden, das Licht der ewigen Lampen, welche niemals verlöschen, und hunderte von Jahren hier brennen und leuchten, wirft ein magisches Licht auf die Marmorbilder, die zu leben schei-

nen. Ein eigenthümlicher, angenehmer Rauch und Duft erfüllt den Raum.

Die Magier und Adepten stehen da in schneeweissem Gewande, das Gesicht verhüllt; sie haben sich niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen, sie erkennen sich blos an den Zeichen und an dem einen stillgehauchten „Wort.“ — Am Altare, dem Ort der Opfer, liegt die verschleierte Seherin auf einem Bett von Blumen. Still und lautlos ist der Raum — da — da, auf einmal seht ihr die Seherin von unsichtbarer Kraft erhoben werden, sie schwebt im Raume, von Lichtglanz erfüllt, umgeben von hundert Feuerzungen! Eine himmlische Musik durchdringt die Grotte, erst ist es wie Chorgesang in überirdischer Sprache, dann wie feines Glockenspiel. Der Regenbogen in sieben Farben spannt sich über den Altar. Wie nun der Grossmeister in wallendem weissen Kleide, das goldene Pentagramm auf der Brust, den Stab ausstreckt, seht — da erscheinen Geister aller Art. Es schweben daher die Töchter der Lüfte, die hellen leichten Wolkenwesen. Sie weben goldene Schleier und singen herrliche Lieder. Die tiefblauen Geister der Gewässer kommen daher, behende, licht und klar, und träufeln wohlriechenden Balsam auf das Haupt der in Andacht Versunkenen. Die Geister der Erde tragen funkelndes Gestein, Diamant, Saphirkugeln, die ihr funkelndes Licht in den Raum ergiessen! Und die Geister des Feuers tragen ihre hellen Flammen und Irrlichter herum. Dieses Schauspiel zu sehen, diesen Erscheinungen beizuwohnen, wäre zu viel für einen gewöhnlichen Erdenmenschen — nur die

Adepten können es; und ich sah gar Manchen, in der Verzückung des Augenblickes seinen Geist aufgeben, oder in Krämpfe und Wahnsinn verfallen!

Die Geister sind verschwunden, die Musik ist verstummt, die Seherin ist auf ihr Blumenbett zurückgesunken, ober ihr entfaltet sich nun ein Bild, Alle sehen es und blicken hin.

---

Vision:

Es ist eine freundliche Landschaft; das Korn wiegt seine goldenen Aehren, die Lerche trillert ihr Lied! Da kommt ein junges Mädchen mit süss träumerischem Antlitz ihres Weges; sie trägt ein Körbchen mit frisch gepflückten Erdbeeren am Arme. Jugendfrische auf den Wangen, Lebensfreude in den Augen, singt sie ihr Liedchen; ihr hört es im stillen Raum erklingen, es ist eine kindlich frohe Stimme, welche da singt:

„In einem Bächlein helle,
Da schoss in froher Eil'
Die launische Forelle
Vorüber wie ein Pfeil."

Die Seherin erhebt sich und spricht in ernstem Tone, auf das junge Mädchen, auf die Vision deutend: „Cora! Sie ist es, die wir brauchen! Ihr Herz ist rein, ihr Geist ist klar; reisset sie heraus aus dem Leben weltlicher Lust, aus den Freuden der Verwesung! Sie soll eingehen in das Reich unverweslicher Seligkeit! Ituriel, der jüngste Adept.

er soll sie hieher bringen, es sei dies seine letzte und schwerste Probe. Er soll uns zeigen, ob sein Herz der menschlichen Liebe erstorben sei!“

Die Seherin schweigt, das Bild verschwindet, und noch kniet der junge Adept da, in Anbetung versunken. Der Grossmeister tritt zum Adepten, ihn mit seinem Stab berührend, spricht er: „Ituriel, erwache! Trete hinaus in die Welt, und gehe an die Erfüllung deiner letzten Probe. Trete ein in das Leben der Welt und bringe uns dies reine Wesen, welches bestimmt ist, Priesterin dieses heiligen Tempels zu werden. Der Geist wird dich leiten, folge ihm! Diene der unbekannten Gottheit, und empfange hiemit den heiligen Geist, der Alles überwindet!“ Hierauf hauchte ihn der Grossmeister dreimal an, und sprach ein leises Wort dabei, welches den Adepten erzittern machte. —

Es ist ein hübsches Bild, anziehend, lebensfroh und frisch! Das junge Mädchen, eine frisch aufgeblühte Rosenknospe, kindlich, rein und froh! Ihr gehört die Welt! Sie ist der Augapfel ihrer Eltern, die Freude aller Menschen, denn sie weiss es, durch ihren Liebreiz, durch ihre Güte, Alle zu gewinnen! Und dadei liegt ein Muth, eine Entschlossenheit in dem kindlichen Wesen; — es ist dies die Kraft der Gottesnatur in ihr, welche Alles überwindet!

Der Wanderer ist müd und matt; er war den ganzen Tag hindurch gewandert, wohin ihn der Geist getrieben. Er war aus dem fernen Indien in die deutschen Wälder gekommen, Tag und Nacht wandernd, und nun fühlte er es durch ein unaus-

sprechliches Weh, dass er bald am Ziele sei. Er hatte lang und mühsam gesucht, doch nun war es da, das Bild der Vision. Wie er so träumend da lag auf dem weichen Moosbett des Waldes, da hörte er von frischer Mädchenstimme das Lied singen:

„In einem Bächlein helle —
Da zog in froher Eil'
Die launische Forelle
Vorüber wie ein Pfeil."

und vor ihm stand das junge Mädchen Cora mit dem Körbchen frisch gepflückter Erdbeeren am Arme — in Feld und Flur wiegte sich das Korn in goldenen Aehren.

Es ist ein altes Lied und Jedem, der's zum erstenmale hört, klingt es lieblich und beseligend. Das reine, unschuldsvolle Mädchenherz, es folgt dem geheimnissvollen Triebe, der süssen magischen Kraft der Liebe, ohne zu wissen — wie.

Und so kam es denn, dass sie ihm folgte, so kam es, dass sie aus dem Haus der Eltern floh, mit dem Manne, den sie liebte. Er war ihr im Walde begegnet, und dort trafen sie sich inmitten all der Blumen und des Vogelsanges. Eines Tages hatte er ihr gesagt mit tief schmerzlichem Tone: „Kind, morgen zieh' ich fort, und wir nehmen ewigen Abschied!"

Da wurde sie so blass und so stumm, sie sah ihn so bittend an, sie wusste es, dass ein tiefes Geheimniss ihn umgebe, obzwar er ihr nie ein Wort gesagt, ahnte sie es in ihrem zitternden Herzen. Die Kraft, die sie an ihn fesselte, war so stark, dass der Gedanke einer Trennung ihr wie ein Todesstoss war.

In diesem Augenblicke dachte sie sich: „O, wie wird das sein! Ich kann nicht leben ohne ihn! Wird die Sonne dann noch scheinen? Werden die Sterne dann noch glänzen? Die Blumen dann noch blühen? Alles ist dann todt!“

Und er schaute sie an klopfenden Herzens. Sollte er ihr Alles sagen? Sollte er ihr das Geheimniss, welches ihn hieher gebracht, enthüllen? Sollte er ihr sagen, wie er sie so unendlich liebe und doch niemals besitzen könne? Wie sie, wenn sie ihm jetzt folgte, ihm im Tempel entrissen würde? Sollte er ihr von seinen furchtbar bindenden Schwüren sprechen? Nein, er konnte es nicht, er wollte blind der Bestimmung folgen! Seine grossen, dunklen Augen sprachen mehr als alle Worte — und als sich ihre Blicke begegneten und ihre Hände sich berührten, da sank ihr Köpfchen sanft auf seine Schulter. „Ich kann nicht leben ohne dich, nimm mich mit!“ sprach sie leise. Und da nahm er sie in seine Arme, drückte sie an seine Brust und lief fort — fort mit ihr. Und es erhob sich ein entsetzliches Gewitter. Grelle Blitze durchleuchteten den finsteren Wald, der Donner grollte, und im Sturme heulte es, als wäre es das Jammergeschrei der verlassenen, vergessenen Eltern. — —

Mutter, der reine Kuss deines Kindes wird deine Lippen nicht mehr berühren! Vater, die klare Stimme deines kleinen Singvogels wird nicht mehr durch die Hallen deines Hauses klingen! Blumen, alle die sie pflegte, verdorret, verstummet alle und vergehet im tiefen Schmerz! denn sie ist fort — fort, und kommt nicht mehr!

## Versuchung.

Die Reise war lang und mühsam; sie hat niemals gefragt — wohin? oder was wird geschehen? Unschuldig und engelrein, vertraute sie ihm vollkommen; sie wusste nur Eines, dass sie bei ihm sei! Und so sass sie da Tag um Tag an seiner Seite, ihm die Hand haltend, und ihm still in's dunkle Auge blickend. Und wenn bisweilen eine Frage in ihren Blicken lag, so drohte wohl sein Herz zu brechen — und er wandte sich seufzend ab! Je näher sie an das Ziel kamen, desto unruhiger wurde er. Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, er starrte in die tiefe See — ach! am liebsten hätte er sie fest in seine Arme geschlossen, und am Meeresgrund ein stilles Grab gesucht. Denn der letzte Tag war gekommen. Sobald sie landeten, wurde sie ihm entrissen, denn dort standen die Abgesandten des geheimen Ordens, die sie mit sich nehmen sollten; und sie wusste nichts davon, sie vertraute ihm so vollkommen! Morgen sollten sie landen. Das war grausamer als der Tod. Und es umgaben ihn die geheimen Geister des Ordens, ihm ihre Befehle austheilend!

Es war ein schwüler Tag, schwere Wolken hingen am Himmel. Cora war zu Ituriel getreten, ihr war bange, ach! so bange, denn er hatte sie schon lange nicht angeblickt — stumm war sein Mund, kalt seine Hand, und es kam ihr vor, als müsste ein Unglück geschehen. Und immer drohender wurden

die Wolken, es brauste der tobende Sturm, die Wogen des Meeres erhoben sich wie Berge, das Schiff knarrte in allen seinen Fugen, und der Tod gähnte ihnen aus den grausigen Tiefen zu. Und immer enger und enger schloss Ituriel die Geliebte an sein Herz; er frohlockte, dass der Tod nun kommen würde, und da zum erstenmal küsste er sie warm. Inmitten des tobenden Sturmes waren sie glückselig! Und sie frohlockte, dass sie mit ihm gekommen sei, um hier mit ihm zu sterben.

In diesem Augenblick entdeckte ihr Ituriel sein ganzes Geheimniss. Sie innig an sich schliessend, sagte er ihr Alles, und gestand ihr seine Liebe. War es ihnen zu verargen, dass sie nun nichts inniger als den Tod wünschten? Cora, tief ergriffen von dem, was er ihr gestanden hatte, stand auf und sprach: „Ituriel! Hier gelobe ich dir, sollten wir gerettet werden, sollte der Friede des Himmels plötzlich über diese tobende See walten, ich trete freiwillig ein in den Dienst der Priesterinen, ich will dir helfen deine letzte Probe bestehen — geistig soll unser Bund, geistig unsere Ehe sein; was du bist, das will ich sein, wo du weilst, da weile ich! Ist dies nicht besser als alle Bande der Erde?“ — Kaum hatte sie dieses Gelöbniss ausgesprochen, seht, da hört der Sturm zu toben auf, die Wellen glätten sich, und eine Stimme rief aus den Tiefen des Meeres: „Ituriel, du warst schwach! Sie war stark! Heil ihr!“ Und ein Regenbogen wölbte sich in seiner ganzen Farbenpracht über den Himmel! Innig umschlossen, sanken Ituriel und Cora auf die Kniee und gelobten Treue dem

Dienste Gottes. — Das Schiff war angelangt, es erschienen vermummte Männergestalten, welche Cora ergriffen und sie fort — fort trugen. — Ituriel war allein.

---

## Die drei Proben.

Sie waren getrennt — in einem Lande wohnend, in einem Tempel betend, waren sie getrennt, sahen sie sich nie und konnten niemals Liebesworte wechseln! Nur im Geiste blieben sie Eins, im Geiste sahen und verstanden sie sich — sie lebten im märchenhaft schönen Lande der Visionen! Cora wurde streng bewacht und lebte nach den unerbittlichen Regeln Derjenigen, die sich zum Priesterthume vorbereiteten. Standhaft und muthig, sein gedenkend, hatte sie die vier ersten Proben bestanden; nun aber sollten die drei letzten, allerschwersten kommen.

### Erstes Bild: „Heimat.“

Die Adeptin, in das blaue Gewand einer Büsserin gehüllt, kniet in der Zelle, in dem Raume, wo Viele schon vor ihr gekniet. Das eigenthümlich Magische, was in diesem Raume lebt, spottet einer jeden Beschreibung — er ist wie durchzogen vom Leben der Geister, von überirdischer Musik, von unbeschreiblichen Farbentönen und Düften, die Einem das Herz erzittern machen — man möchte jauchzen und frohlocken; doch der Adept muss dies Alles stumm und

gleichgültig betrachten! Eng verschlossen erscheint der Raum, man glaubt allein zu sein, und doch wird man bewacht von strengen, richtenden Augen durch die unsichtbaren Lücken und Spalten des Gemaches; jede Bewegung, jeder Blick, jeder Seufzer des Adepten wird beobachtet. Cora kniet in diesem Raume mit bangem Herzen. Siehe, da malt sich plötzlich eine Vision dort an jener Wand: es ist ein treues, lebhaftes, frisches Bild ihrer theueren alten verlassenen Heimat! Cora, die es sieht, erstickt den Schrei in ihrer Brust, sie möchte die Arme aufthun und „Mutter!“ rufen, doch ihre Lippen bleiben kalt, bewegungslos. Starr und marmorbleich betrachtet sie das Bild. — Ja, das ist ihre alte Heimat — der Garten, das Haus — nun erscheint das Gemach ihres Vaters; — ha! — was sieht sie? Ein wilder Schmerz durchwühlt ihr Herz — aber kein Laut kömmt über ihre Lippen! Ihr Vater, er liegt todt und bleich auf dem Sterbebett, die Wangen hohl, das Aug gebrochen, und so bleich das Haar! Die Mutter kniet am Bette und ruft: „Cora, mein Kind! Du bist der Tod des Vaters!“ Und aus der Brust des Todten klingt es hohl herauf: „Cora, Cora!“

Die Thränen auf den Wangen der Mutter fallen brennend heiss in Cora's Seele, es ist, als ob ein Schwert der Adeptin Herz durchbohrte; doch die Thräne erstarrt ihr im Auge, sie bleibt ruhig und kalt wie aus Marmor gehauen! Einen Augenblick scheinen ihr die Sinne schwinden zu wollen — Kindesliebe, Sehnsucht nach der Heimat wollten wild sie ergreifen; aber der Gedanke: „Es muss vollbracht werden

für ihn!“ gaben ihr Selbstbeherrschung und Kraft Sie streckt ruhig den Arm aus gegen das Bild, und spricht tonlos und kalt; „Ich habe Euch entsagt — weichet von mir!“

## Zweites Bild: „Mutterglück.“

Frohsinn und Jugend waren gebrochen! Nur der Wunsch, Eins zu sein mit ihm in der Priesterschaft des Ordens, hielt sie aufrecht.

Ihr seht sie jezt in einem herrlichen, golddurchwirkten Gewande, mit Juwelen aller Art gepuzt, in einem Prunkgemach. Was Geld, Reichthum und Glanz verschaffen kann, das war hier vereint zu finden. Alle Herrlichkeiten, aller Comfort der Welt war in diesem Gemache zu einem unendlich heimlichen Ganzen vereint. Es musste einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringen, denn Alles sah so lebensfroh und heiter, wie zum Genuss geschaffen, aus. Inmitten des Gemaches entwickelt sich vor ihren Augen das Bild einer glücklichen jungen Mutter mit ihrem Kinde. Diese Mutter, es ist ihr eigenes Bildniss, aber nicht blass und starr, wie jetzt, sondern rosig und frisch, in vollster üppiger Blüthe einer jungen, glücklichen Mutter. Und das Kindchen lacht und schlingt seine Aermchen um den Hals der Mutter! Und es stöhnt eine Stimme durch das Gemach: „O Mutterliebe und Mutterglück! Was kommt dir gleich? Cora! willst du hier erstarren und erkalten? Fliehe, so lang es noch Zeit ist!“

Cora's Herz hatte anfangs freudig und leiden-

schaftlich wild geschlagen, es war, als ob ihre Jugend noch einmal in ihr gesprochen hätte — doch immer ruhiger und ruhiger wurde sie; und als die Stimme verstummte, sprach sie traurig, doch fest: „Ich verzichte auf Mutterglück und Freude. O Himmel, nimm mich auf!“

## Drittes Bild: „Er.“

Man hat ihr die Kleider gebracht, die sie damals in der Heimat an hatte, als sie Ituriel zum ersten Male im Walde begegnete. Es ist derselbe Strohhut, dasselbe Körbchen mit Erdbeeren — nur ist sie hier im Palmenwalde, nicht unter deutschen Eichen. Die Lotosblume blüht im stillen Waldsee, die Gazelle guckt durch Farrenkräuter, Alles ist vom Schöpfer wie zum Genuss, zur Lust und Freude geschaffen!

Sinnend sitzt sie da, erwartend, was nun kommen würde. Sie ist krank vor Sehnsucht nach Ituriel! Tag und Nacht hat sie sein gedacht; alle Morgen erwachte sie mit dem heissen Gebete, ihn nur einmal wieder zu sehen, und des Abends legt sie sich müd und matt vor Erwartung und Enttäuschung auf das Lager, um von ihm zu träumen. Und als sie eben so sehnsuchtsvoll, so leidenschaftlich sein gedenkt — da hört sie leise ein Liedchen singen! Ja, es ist Ituriel! Er naht sich ihr, gerade so wie damals in der Waldesheimat, im fernen, fernen Lande. Er singt ihr Liedchen, und wie er vor ihr stehen bleibt, breitet er die Arme aus, als wollte er

sie umfangen. Es ist dies auch eine Probe für ihn, sie weiss es!

Wie vergeistigt, herrlich und schön sie ist — aber wie ein tiefer Schatten liegt ein Zug unendlichen Leides ihr auf dem durchsichtig blassen Antlitz! Das Auge blickt so geisterhaft und sinnig!

„Cora!“ ruft Ituriel, „komm, lass uns fliehen, werfen wir ab diese Bande, die uns drücken. Ich will wortbrüchig und elend sein! In deinen Armen will ich Alles — nur unsere Liebe nicht vergessen!“

Er sagt es, und blickt sie bittend an. Was zittert denn sein Herz? Er weiss es, dass wenn sie jetzt das „Jawort“ spräche, sie Beide vernichtet würden. Denn die Späher blicken durch die dichten Zweige des Dschungels.

Cora schaut ihn durchdringend an, sie liest in seinen Gedanken, sie spricht kein Wort — sie deutet nur hinauf zum tiefblauen Himmelszelt und sagt: „Dort!“

„Sie hat gesiegt!“ schallt es aus dem Walde, es kommen Frauen herbei und heben sie auf, denn sie war bewusstlos zusammen gesunken in tiefem Weh; — sie tragen sie fort, die Marmorbraut, so blass und kalt.

## Erlösung.

Es ist die Weihe der neuen Priesterin. Nun ist's vollendet. Alle sind im Tempel vereint, in der mystischen Grotte unter der Erde.

Cora, schneeweiss gekleidet, ruht am Altare auf

Blumen gebettet; es erscheinen die Geister, es ertönt die himmlische Musik, die Feuerflammen tanzen herum, Alles funkelt und glitzert im Scheine der ewigen Lampen und der Edelsteine.

Ituriel kniet vorn beim Grossmeister, denn auch er wurde zum Priester des Ordens geweiht, auch er empfing das letzte geheimnissvolle „Wort“ leise zugeflüstert.

Der Grossmeister streckt den Stab aus — Cora wird gehoben von unsichtbaren Händen und schwebt, die Arme ausgestreckt, den Blick nach Oben gerichtet, im Raume des Tempels. Dieses ist der erhabenste Augenblick — da darf kein Wörtchen fallen, keine Fliege summen, nichts sich regen, denn es könnte die Seherin wecken aus göttlicher Extase, und der Sturz wäre ihr Tod!

Doch im Augenblick, als Cora, immer höher schwebend, die Arme ausstreckt, ist es Ituriel, als hörte er von ihren Lippen seinen Namen leise flüstern. Wild springt er auf — und aller Ordensregeln vergessend, ruft er laut: „Cora!“

Ein kurzer banger Schrei von Oben — und im selben Augenblicke liegt sie mit zerschmetterten Gliedern an den Stufen des Altars, die mit ihrem Blute bespritzt sind! Doch der Schlag, der sie getroffen, hat auch ihn getödtet — es war wie ein Blitzschlag, der dröhnend durch die Grotte ging und Beiden Erlösung brachte. —

Und die Adepten kamen herbei und legten sie Beide in ein Felsgrab der stillen wunderbaren Grotte unter der Erde!

# ERZÄHLUNGEN

der

# Sonnenstrahlen.

# I.

Man schrieb schon sehr viel über den Mond, doch über den lieben Sonnenschein, über die hellen, freundlichen Sonnenstrahlen fiel es noch Niemandem ein, Etwas zu erzählen. Da ich mich aber nun im wahren Lichte dieser herrlichen, lebenspendenden Lichtsonne befinde, will ich dir, liebes Kind, erzählen, was mir die klaren Sonnenstrahlen, wenn sie des Abends wieder heraufkommen, Alles sagen. Ich beobachte sie gar oft, wenn sie des Morgens ausgehen, um auf der Erde Licht und Leben zu wecken; und wenn sie dann des Abends heimkehren, haben sie recht wunderliche Dinge erlebt. Sie kennen der Menschen Gedanken, sie gehen freundlich ein in ihr Leid und Weh, sie freuen sich ihres Glückes. Aber Ihr wisst es, die Sonnenstrahlen können nicht weinen — sie lächeln nur — und sind vom lieben Gott droben geschickt, um die Thränen der Unglücklichen zu trocknen.

So ist heut Abends ein Sonnenstrahl zu mir heraufgekommen, der war recht sehr vergnügt, er

hatte soeben ein kleines Mägd'lein zur Erde gebracht und hatte es gar sanft zur lieblichen Mutter in's Bett gelegt — und der Vater stand dabei, und Beide freuten sich über das herzliebe Kind mit den Augen so blau wie der Himmel da droben. Und der Sonnenstrahl spielte über die blassen Wangen der Mutter, er küsste das kleine, neugeborne Mägd'lein, und er segnete das Haupt des Vaters. Und so blickte der Sonnenstrahl noch einmal durch's Fenster; draussen war Alles grün und blühend, die Vöglein sangen so fröhlich im Sonnenschein, Alles hatte seine herzinnige Freude daran. Das war ein guter Sonnenstrahl! Er kam wirklich vom Himmel Gottes zur Erde herab und brachte ein Englein herab, damit es ein lebender Sonnenschein werde, den Menschen zur Freude und Erbauung!

## II.

Ein zweiter Sonnenstrahl sprach: „Ich glaube, heute ein gutes Werk gethan zu haben. Als ich so hellstrahlend über die Landstrasse schien, da kamen zwei Soldaten daher, und führten in ihrer Mitte einen finster blickenden gefesselten Mann; sie gingen alle Drei stumm ihrer Wege. Da kam ein reicher Bürgersmann vorbei und sprach: „Na, habt ihr ihn gefangen, eueren saubern Vogel?“ — „Ja,“ sagte der eine Soldat, „er ist ertappt an böser That!“ — Und ich schien hell über das ganze Bild und konnte im Herzen des Gefangenen lesen. Er ging mürrisch

daher, verstockt und bös, und wollte nichts von Reue wissen. In seiner Seele sah's so düster aus, als ob da nie mehr ein Sonnenstrahl der Liebe eindringen könnte. Ich aber begleitete ihn bis in das Gefängniss. Man brachte ihn in ein finsteres Loch, wo die Ratten Nester haben; er setzte sich auf das feuchte Strohlager, und mühsam konnte ich nun einen kleinen Strahl meines Lichtes durch das engvergitterte Fenster hinein gleiten lassen; aber ich drang doch durch. Die Soldaten waren fortgegangen, die Thür wurde rasselnd geschlossen, er sass nun allein da, der arme Sünder, und hatte Zeit zum Nachdenken. Wie er da so sass und brütete, schien ich recht hell, so lieblich und so warm in das dumpfe Gefängniss hinein, dass er mich endlich doch ansehen musste; und wie er mich so ansah, fiel es ihm ein, dass er einmal ein kleines, unschuldiges Kind gewesen; da sah er sich auf der schönen Wiese das Vieh hütend und er hörte seiner guten Mutter Stimme, die ihm zurief: „Sei gut und brav, mein Sohn!“ Ja, damals war er noch glücklich, froh und heiter!

Dann erinnerte er sich daran, wie hell die Sonne schien an dem Tag, als er aus der kleinen Hütte seiner Eltern fortzog zur Wanderschaft, und wie ihm sein alter Vater segnend die Hand auf's Haupt gelegt und gesprochen hatte: „Mein Sohn, sei ehrlich, denn: ehrlich währt am längsten!“ — Damals gerade spielte ein Sonnenstrahl auf des Vaters Antlitz. „Ach, ja!“ seufzt der finstere Mann, und sein Auge wurde feucht. — Und dann in der Fremde, als die Versuchung kam, da wurde er immer schlechter,

bis endlich gar kein Sonnenstrahl mehr in seinem Herzen wohnte, bis Alles umwölkt, trüb und hässlich ward! — Und der gefesselte Mann wurde sehr betrübt. Doch — da raschelten die Schlüssel der Gefängnissthür, und der Wärter sprach: „Es wünscht Euch Jemand zu sprechen!“ Ein kleines, gebeugtes Mütterchen kam herein, und als sie die Thür öffnete, kam ein g r o s s e r, h e r r l i c h e r Sonnenstrahl mit ihr in das dumpfe Gefängniss, und in der Seele des armen finstern Mannes wurde es auf einmal s o l i c h t! und dabei doch so weh! Und er stürzt auf's Knie und ruft: „Mutter! Mutter!“ Und die kleine Frau beugt sich und küsst den bösen, von allen Menschen gehassten Mann, und sprach: „Mein Sohn!“ —

Seht, Kinder, ich kann nicht weinen — Sonnenstrahlen lächeln nur, und ich schien so stark, als ich konnte, und sprach: „Blick' hinauf zum himmlischen Vater des Lichtes! Er lässt seine Sonne leuchten über die Guten und über die Bösen; bei Ihm i s t Erbarmen!

## III.

Ganz lilla und golden gekleidet kam neulich ein Sonnenstrahl zu mir herauf. Seine Erzählung klang wie himmlische Musik: Unsere Mutter Sonne ist untergegangen, sprach er, und hat der Erde „gute Nacht“ gesagt; wir sind nun Alle wieder beisammen hier oben. Mir that's ordentlich leid, fort zu müssen von der blühenden, duftenden, grünen Erde! Es

war ein herrlicher Maiabend, die Kinder spielten auf Au und Flur; ach, das war ein fröhliches Treiben, ein Haschen, ein Jagen! — Ich küsste sie Alle der Reihe nach, zuerst die Knaben und dann die Mädchen; und ein blondes Mädchen mit den schalkhaften braunen Augen am allermeisten. Sie pflückten Maiglöckchen, tanzten, sangen und sprangen herum, und die Sonnenstrahlen der untergehenden Sonne spielten alle mit; ich aber ganz besonders. Und die grüne Erde wurde in prachtvolle Farben und Lichtschimmer gehüllt; dieses spiegelte sich ab in den Wolken, auf den Bergen, in dem Thau, der auf Blumen und Wiesen lag. Als ich aber der Erde meinen Gutenacht-Kuss geben wollte, fiel mein Blick auf ein kleines verkrüppeltes Kindlein, das vor seiner Hütte sass, die auf einer Anhöhe lag. Keines der gesunden Kinder unten in der Au hatte mich angeblickt, oder mit mir gesprochen; aber das kleine, arme, blasse Kind, mit den grossen dunklen Augen, blickte sehnsuchtsvoll der untergehenden Sonne nach und sprach, leise flüsternd, wie bittend: „Gute Nacht, liebe Sonne! lebe wohl! Ach, du guter, schöner Sonnenstrahl, möchte dich gerne haschen, doch sieh, ich kann nicht gehen, bin ein armer Krüppel, muss warten, bis man mich in die Hütte trägt!“

Und als nun noch ein Pünktchen von der Sonne zu sehen war, und mein Strahl sich schwach über das Kind ergoss, da streckte es seine mageren Aermchen nach mir aus und rief: „Ach, nimm mich mit, guter Sonnenstrahl, nimm mich mit!“ — Und ich hauchte ihm die letzte Kraft meines scheidenden Lich-

tes in die Seele, und die reine Kindesseele flog mir zu! In inniger Umarmung hab ich's hierher gebracht; seht, was es für ein schönes Engelchen ist! Ich bring's dem lieben Gott.“ Und fort eilt der Sonnenstrahl mit seinem Engelchen zum lieben Gott.

## IV.

Der vierte Sonnenstrahl fiel durch das Fenster einer Kapelle; da kniet eine Mutter mit ihrem Töchterchen. Das thränenschwere Auge zum Bild des Heilands gewendet, betet sie heiss und innig für den Gatten, der fern im Kriege war. Der Sonnenstrahl beleuchtete des Heilands Leidensantlitz am Kreuze. Da zupft das kleine Mädchen die Mutter am Kleide: „Mutter, wer ist denn der arme nackte Mensch dort am grossen Bilde?“ — „Das ist der liebe Gott,“ sprach die Mutter; „bitte Ihn, dass Er den Vater im Krieg beschütze und glücklich heimbringe.“ Und wie Silberglocken klang die helle Stimme des Kindes hinauf zum Altar, zum Bild des Heilands, wo der Sonnenstrahl lag: „Lieber Gott, beschütze meinen lieben Vater, der im Kriege ist, und bring ihn glücklich nach Hause!“ Der gute Sonnenstrahl nahm das Gebet des Kindes mit in den Himmel zum lieben Gott, und Gott sandte einen Engel auf das Schlachtfeld, auf dass er den Vater dieses Kindes beschütze vor des Feindes Kugel. Unser Sonnenstrahl aber blickte noch denselben Tag in die Stube des lieben Mädchens, das so schön gebetet hatte, und da hörte

er, wie das Kind die Mutter frug: „Warum hat denn der liebe Gott in der Kirche keine Pantoffel und kein Hemde an, Mama? Ist er denn so arm?“ — „Er braucht kein Kleid“ sagte die Mutter. — Und fort hüpfte geschäftig das kleine Mädchen und kommt bald zurück mit einem kleinen Päckchen am Arme. „Sieh', Mama!“ spricht es, „da ist mein Hemdchen, mein warmer Rock und meine Pantoffelchen, das bringe ich Alles dem lieben Gott dort in der Kirche, es ist ja Winter und so kalt! Ich will ihm warme Kleider bringen, damit er den Papa im Kriege beschütze!“ —

Liebe Kinder! Seht, das ist eine wahre Geschichte, ich kenne das Kind und die Mutter; aber vor Allen den guten Sonnenstrahl, der es mir erzählte

## V.

Dieser Sonnenstrahl kam sehr ermüdet und traurig heim. Es ist recht bitter, — sprach er — wenn man das Gute eben so wie das Böse bescheinen muss auf Erden. Ich habe heute einen recht harten Tag gehabt, und bin froh, wieder im Reiche des ewigen Lichtes zu sein. Ich musste mein Licht ergiessen über das blutige, grässliche Schlachtfeld. Ach Gott, das war ein Gewimmer! ein Stöhnen! und dazwischen donnerten die Kanonen und pfiffen die Kugeln. Die Rosse bäumten sich unter ihren tapfern Reitern! Seht, da kamen sie angeritten — voran der hohe, schlanke Mann, er schwang den Degen und rief: „Vorwärts unverdrossen, für König und Vaterland!“ Und er

sprengt hinein in die Feinde auf dem bäumenden Ross, er schwingt den Degen und hält ihn fest; — doch Reiter und Ross, sie werden getroffen von tödtlichen Kugeln, und liegen nun Beide blutend da — am „Feld der Ehre," wie es die Menschen nennen! — zwischen den blassen Leichen und den wimmernden Menschen. — Unsere Muttersonne beschien dieses Alles mit sengenden, brennenden Strahlen; auch ich war einer dieser Strahlen, der das furchtbare Menschengemetzel beleuchten musste! Mein Strahl stand auf dem Haupte des edlen tapfern Reiters, und als er mit Ross und Waffe sank, hörte ich sein letztes, laut gesprochenes Wort: „Für König und Vaterland!" Doch — ein Wort noch, ein Name lag ihm flüsternd auf den sterbenden Lippen. Der Name lag ihm eingeschrieben im blutenden Herzen, und feierte mit seinem Geist die Auferstehung! Ich vernahm das Wort, es war der Name eines holden Wesens, das er auf Erden treu geliebt — und so nahm der edle Reiter seine reine Liebe, den theuern Namen mit sich in's Gottesreich. Doch die Sonne wurde müd, das Feld des Gräuels und der Qualen zu beleuchten; sie rief den Sturm herbei, dieser kam und pfiff die Wolken zusammen. Der alte Vater Donner mit seinem Bruder Blitz waren auch bald da, und nun donnerte und blitzte es ärger noch als alle Kanonen und Feuergewehre, ein strömender Regen ergoss sich über das Schlachtfeld und kühlte so manche Wunde.

Ich stahl mich weg und trug meinen tapferen Helden, den schönen, edlen Reiter, hinauf zu Gottes Friedensland. —

## VI.

Als die Mutter Sonne heute Früh aus ihrem rosigen Bette stieg, und alle ihre Strahlen über die Erde entfaltete — so sprach der sechste Sonnenstrahl — schien ich durch die weissen Vorhänge auf das Bettchen eines Kindes, welches noch im süssen Schlummer lag; Thränen lagen ihm auf den Wangen und sein Herzchen klopfte bang. Ich lauschte seinem Athem zu und frug es leise: „Was ist dir denn, herzliebes Kind, was bedeuten diese Thränen auf deinen Wangen?“ — Und des Kindes Seele sprach zu mir im Traum: „O, lieber Sonnenstrahl, wie gut du bist, dass du mich wecken kömmst — mir hat heute Nacht so bang geträumt! Der böse Teufel, er staud vor mir und wollte mich packen; er spiegelte mir allerhand schöne Dinge vor. Schon sah ich mit Entsetzen, wie er seine Klauen auf mich setzte, da erschien plötzlich ein herrlich strahlender Engel im weissen Gewande, mit einem gold'nen Schwert in der Hand, und wehrte den Teufel ab. — „Ich bin der „Glaube,“ sprach der Engel, „dies Kind sollst du mir nicht rauben, es soll treu und stark den Weg des Guten wandeln.“ — Da schrie und weinte ich laut und verschlüpfte mich in die Falten des Engelkleides und fing an, laut zu beten. Beim ersten Ruf zu Gott, schrumpfte der Teufel zusammen und verschwand; aber auch der gute Engel war fort, und ich bebe nun vor Angst. Kannst Du sagen, lieber Sonnenstrahl, was dieser Traum bedeutet?“

Ich küsste das Kind und flüsterte ihm in die Seele: „Deine bösen Neigungen sollst du bekämpfen, dem Teufel der Versuchung nicht nachgeben! Und wenn Schmerz und Leid über dich kommen, sollst du auf Gott vertrauen. Schwinge das Schwert des Glaubens! Fromm und edel, sei du den Menschen ein Beispiel!“

Und als ich das gesagt, erwachte das Kind — ich schien ihm gerade in die Aeuglein hinein — es lächelte erfreut über den hellen Sonnenstrahl. Ich und der Traum, wir begleiten es nun durch das Leben. Dieser Strahl des Lichts in seinem Herzen soll es durch alle Finsterniss der Erde führen!

## VII.

Es war wieder Sonnenuntergang. Ich schien in ein Zimmer — so erzählte der siebente Sonnenstrahl — darin lag eine alte Frau krank im Bette; ihre abgemagerten Hände ruhten gelb und dürr auf der Decke, die Augen, die dunklen, stachen aus den tiefen Höhlen matt heraus, die langen grauen Haarzöpfe, hie und da mit einem dunklen Haar vermischt, hingen über das Kissen; so lag sie allein da, die alte Frau, und erwartete den Tod. Die Sonne sank schon hinter den Bergen, die so schön bewaldet das Thal umgrenzten. Das Bächlein hinter dem Hause murmelte so melodisch seinen Abendgesang, die Nachtigal flötete ihr Liebeslied, und auch der Frosch quakte drein. Es war Alles gerade so, wie es in den Gedichten steht, wenn Zwei, die sich lieben, im Son-

nenuntergang traulich kosend spazieren gehen. — Die alte Frau aber wusste nichts mehr von alle dem; bleich und fröstelnd, schwer athmend, lag sie da in ihrem Bette; und ich, der Sonnenstrahl, ich blickte sie mild an und beleuchtete ihre einsame Stube. —

Es kam eine Wärterin herein und frug, ob sie nichts wünsche? „Gib mir nur meine Cassette," sprach die kranke, müde Frau, „und geh dann; ich will schlafen — lang und gut." Die Wärterin gab ihr das Gewünschte und ging fort.

Da nun raffte sich die Greisin auf im Bette, nahm ein Schlüsselchen heraus, welches sie um den Hals trug, und öffnete mit zitternder Hand die Cassette. Sie zog ein kleines Päckchen hervor, das in Papier gewickelt war und die Aufschrift führte: „Mir in den Sarg zu legen!" — Sie öffnete das Päckchen und nahm ein Bild heraus und eine Haarlocke; sie drückte die schöne, weiche Haarlocke an die bebenden Lippen, sie küsste sie mit aller Kraft ihres scheidenden Lebens, und ihr sterbendes Auge fiel auf das theure Bild, welches die Züge eines Mannes trug in vollster Kraft und Jugend. Und ich, der Sonnenstrahl, ich hüllte dieses Alles ein in meinen Glanz. Ich erinnerte sie an jenen herrlichen Sommerabend, wo er ihr sagte, wie er sie liebe — seine süss klingende Sprache lag ihr frisch im Ohr; und dann erinnerte sie sich an den Kuss, womit sie ihm ihr Herz, ihr Glück, ihr Leben verpfändete. Ach — und dann! Die alte, einsame Frau seuftzte tief auf — ja, dann musste sie noch 40 Jahre auf dieser Erde leben ohne ihn; vom Geliebten grausam getrennt und ge-

schieden durch das Schicksal! Sie streichelte sich das graue Haar und dachte daran, wie er dieses einst bewundert. Dann sah sie sich selbst als schlankes, blühendes Mädchen, mit den feurigen, schwarzen Augen und den frischen Rosenwangen. Die alte einsame Frau seufzte tief auf, sie war müd! ach, gar so müd! — „Treu bis zum Tod!“ murmelte sie vor sich hin, „das war sein Abschiedswort.“ — „Ja, Geliebter, treu bis zum Tod! Und werd' ich dich jetzt finden?“ — Doch die Sonne war untergegangen, und ich goss mein letztes Purpurlicht auf's Antlitz der alten, einsamen Frau, so dass sie im herrlichsten Sonnenschimmer lag; ich küsste ihre erkaltenden Lippen, blickte ihr in's sterbende Auge, ihre Finger umklammerten noch fest das Bild und die Haarlocke. „Treu bis zum Tod!“ Diese Worte nahm ich mit mir zum Himmel hinauf.

## VIII.

Auf der Erde war es Winter — da wird die Sonne besonders herbeigewünscht und geliebt; die Sonnenstrahlen sind dann wahrhafte Freudenboten des Himmels. Es hatte die Sonne schon mehrere Tage nicht geschienen — sprach der achte Sonnenstrahl — bis sie, sich endlich durch alle Schneewolken hindurch Bahn brechend, auf die Erde herablächelte. Ich schien durch die kleine Lucke eines Hauses, d. h. einer Hütte, in der kalten Stube sass ein Kindchen am Spinnrade, es begrüsste mich hell, laut,

mit freudiger Stimme: „Ach, du lieber Sonnenschein! Bist doch endlich wieder da! Und gerade heute am Weihnachtstage!“ Und es nahm ein kleines Töpfchen, worin ein Rosmarinkraut steckte, und stellte es gleich in den Sonnenschein, „damit es am Weihnachtstage eine Freude habe“, sagte es.

In der Hütte sah's gar ärmlich aus; mit Müh' und Anstrengung konnte ich nur durch die kleinen Fensterscheiben blicken, auf welchen eine grosse Eisblume war; das Mägdelein aber hauchte die Fensterscheiben an, kratzte mit den Fingerchen das Eis hinweg, und so konnte ich bald das ganze Stübchen erhellen. — „Lieber Sonnenschein“ — sprach das Kind, „heute ist der Weihnachtsabend, und alle Kinder bekommen schöne Geschenke, und siehe, ich habe nicht einmal ein Paar Schuhe und Strümpfe, keine warme Jacke und kein Röckchen, kann nicht zur Kirche gehen. Du guter Sonnenstrahl, bitte, sage doch dem Christkindlein, es soll mir was bringen!“

Ich hörte dies, und begab mich in die Stadt, dort schien ich durch mehrere Fenster in ein grosses Haus. Da sah ich denn, wie sie überall die Bäumchen zierten, wie sie Nüsse und Aepfel vergoldeten, Ketten von Rosinen und Mandeln machten; ja, in einer Stube besonders, da ging's sehr nobel her, da waren lauter Marcipan und Chocolade auf dem Baum. „Gar keine gemeinen Aepfel und Nüsse!“ wie die Tochter des Hauses sich ausdrückte, „die passen nur für arme Kinder. Ich will feines Zuckerwerk!“ sagte sie. —

Ich blickte nun in die Dachstube dieses Hauses und sah den armen Schneidermeister, wie er mit

seinem Weibe ein Christbäumchen für die Kinder schmückte. Da gab's Reiter, Kinder und allerhand Figuren aus Lebkuchen, rothwangige Aepfel, schöne Nüsse — jedoch unvergoldet — denn die Leutchen waren arm.

Im vierten Stockwerk wohnte ein armer Schreiber, der sass ganz allein da in seiner Stube, und rieb sich am kalten Ofen an. Er dachte an seine Kinderzeit und an seine gute selige Mutter! wie sie ihm den Christbaum stets geschmückt. Ueber ihm wohnten noch zwei alte Fräulein, die nähten Kleidchen, Jäckchen und Mützen für den Armenverein, zur grossen Weihnachtsbescherung, die der Verein den armen Kindern gab. Im dritten Stock wohnte ein Hauptmann mit seiner Familie, er hatte sieben Kinder. sie warteten schon alle ungeduldig auf den Weihnachtsabend. Die Mutter putzte den Baum, und der Vater schnitt Papierketten und Düten zu; sie waren recht vergnügt dabei. Am allerschönsten war es aber im zweiten Stock dieses Hauses, da war nur ein kleines Mädchen, aber ein gar liebes Kind; das hatte seine Eltern gebeten, arme Kinder bescheren zu dürfen, und da stand es nun da und schmückte emsig den Baum, es waren besonders viele Wachslichter daran; der schönste Baum im ganzen Haus und das Kind war das allerfröhlichste. Ich dachte an das arme Mädchen, draussen in der Hütte!

Nun besah ich mir das erste Stockwerk; dort waren diese Leckermäuler, die verwöhnten Kinder, die an Niemanden dachten, als an sich selbst. — Da ging ich bald fort, und begab mich hinunter zum

Portier, der mit seinem guten, alten Weibe behaglich in warmer Stube sass. Sie hatten keine Kinder, deshalb schmückten sie auch keinen Weihnachtsbaum. „Ach! könnte ich nun“ — so sprach die alte Frau, „meiner armen kleinen Nichte draussen am Lande Etwas zukommen lassen. In dem Hause gibt es so viele schöne Sachen — hätt' ich nur ein Röckchen für das arme Kind!“ Da dachte sie an die Bewohner des ersten Stockwerkes — nein! die wollte sie nicht bitten, die geben ja nie Etwas den Armen. Ja, das kleine Mädchen im zweiten Stock, die war gut; die hatte ihr aber schon viele Wohlthaten erwiesen, dass sie sich nun schämte, sie um Etwas zu bitten. Die Hauptmanns-Familie im dritten Stocke hatte ja kaum das Nöthige, und die Damen des Armenvereins im vierten Stock waren stets unfreundlich und wollten von „auswärtigen Armen“ nichts wissen — sie hätten mit den „Ihrigen,“ wie sie sagten, genug zu thun. Der arme Schneider stand vollends ausser Frage — dem hatte sie ja selbst die Aepfel und Nüsse zum Christbaum geschenkt! — und so seufzte die alte Frau über das arme Kind, da draussen in der Hütte.

Doch ich, der Sonnenstrahl, ich kann den Menschen Gedanken eingeben! Ich schien recht hell dem guten Mädchen auf die Stirne. Siehe, da fiel ihm die alte Portiersfrau ein — sie hatte ja eine arme Schwester und eine kleine Nichte am Land! Rasch wurde ein Päckchen zusammen gemacht, ein guter warmer Anzug, Schuhe und Strümpfe und auch Pfefferkuchen hinein gelegt, und nun ging's die Treppe hinunter, in die Stube des Portiers. „Hier, gute alte Mutter

Hanne! hier bring' ich ein Christkindchen für Ihre arme Nichte; gut, dass mir's noch einfiel!" —

Seht Ihr, Kinder! das arme Mädchen hatte heute Morgen den lieben Gott gebeten, ihm Etwas zum Christkindchen zu bescheren. Die Sonnenstrahlen sind Diener Gottes! Ich nahm das Gebet auf und legte es in das Herz des guten Kindes, wo ich wusste, dass es Wurzel fassen würde. Und so kam es, dass unser armes Mädchen einen recht vergnügten Weihnachtsabend hatte. —

## IX.

Heute habe ich Wäsche getrocknet den ganzen Tag, sprach der neunte Sonnenstrahl; ich schien auf die grüne Wiese, den Trockenplatz der kleinen Stadt, und trocknete Wäsche, was ich konnte. Da hingen allerhand Hemdchen, Röcke, Jacken und Laken bunt durcheinander! Ich konnte mir die ganze weisse Gesellschaft besehen. Die wohlhäbige, kräftige Waschfrau ging mit den rothwangigen Mägden auf dem Trockenplatz hin und her, die Wäsche aufhängend und besichtigend. „Seht," sprach sie, „die gute März-Sonne! den Mädchen macht sie Sommersprossen und die Wäsche macht sie weiss." —

Die Wäsche der Leute, welche sonst im Leben nie zusammen kommen, hing hier friedlich neben einander. So ein Trockenplatz ist eigentlich wie ein Friedhof, dachte ich mir — dort liegt und hier hängt Alles bunt durcheinander. Die Wäsche war

getrocknet; die stattliche Waschfrau kam mit den Mädchen, sie legten Alles fein in grosse Körbe, und fort waren sie. Die Sonne wollt' auch schon untergehen, da kam noch ein Mann über die Wiese gegangen, der blickte zur Erde, als suchte er Etwas: „Ah! da hab' ich's", sprach er, „das erste Veilchen — das bring ich ihr!" Ich ging mit ihm und kam in ein Haus, in der kleinen Stadt, welches eben von der Abendsonne helroth beschienen wurde. Da sass in einem Lehnsessel, in Kissen eingehüllt, eine junge, kranke Frau. „Sieh, das erste Veilchen!" sprach der Mann. „Süsses Weibchen, der harte Winter ist aus — und mit dem Frühling sollst du genesen!"

Ihre grossen Augen schauten ihn dankbar an, und er küsste sie. Sie sog den Duft des kleinen Blümchens in die kranke Brust! Auch ihr glühten zwei Rosen auf den Wangen — waren es Grabesrosen? Ich weiss es nicht — denn rasch, rasch ging die Sonne unter.

## X.

Heute Abends kam ein recht gesprächiger Sonnenstrahl zu mir, der hatte den Tag über in allerhand Häuser und Familienkreise hineingeblickt. — Ein Haushalt, so sprach er, interessirte mich ganz besonders; es war dies ein Schloss auf einer Anhöhe. Alles rundherum, die Bäume und Wiesen waren zuckerweiss mit Schnee bedeckt. Im Innern des Hauses war ein thätiges Leben, da trippelte die Köchin Trepp auf Trepp ab und wirthschaftete emsig herum.

Dann begab sie sich zu ihrem Kindchen, welches zwischen Pölstern auf dem Bette sass und mit den Aeuglein schon ganz klug herumguckte.

„Sanda! Sanda! Ja wo ist unsere Sanda?“ sprach sie, und das Kindchen blickte bei Erwähnung dieses Namens klug zur Thüre. „Ja, da kommt sie immer herein, um in der Küche zu naschen! Und da nimmt sie dich auf ihre Aermchen, und wiegt dich in Schlummer ein, du kleines Wesen. Ich wollte, sie wär' wieder da, unsere Sanda!“ — Dann sah ich den Kutscher, wie er die Pferde putzte und den Wagen wusch, dabei sprach er zu sich selbst: „Na, bald fahren wir auf die Eisenbahn und holen die kleine Sanda ab. Sie ist doch der Sonnenschein im Hause! Ihr Lachen und ihr Singen geht Einem wirklich ab.“ — Die Mutter der Sanda sass nachdenklich und träumerisch bei ihrer Arbeit, sie nähte gerade ein Kleidchen für das Kind; die Augen zum Himmel gewandt, sandte sie zu Gott ein Gebet, ein heisses Gebet für ihr Kind! Der Vater ging hinaus mit der Flinte am Rücken — auch er dachte an Sanda, die fröhlich wie eine Lerche ihm stets den „Gutenmorgen“ zu wünschen kam. Auch das kleine Hündchen schnupperte herum und suchte die kleine Herrin, es setzte sich vor der Mutter hin, krazte sie mit der Pfote am Kleide, blickte sie klug an, als wollte es fragen: „Wo ist denn Sanda?“ — Seht, liebe Kinder, so seufzten Alle nach der kleinen Sanda, die im Institute war und nun bald nach Hause kommen sollte zu den Weihnachtsferien. Wir hoffen nun, dass das süsse Kind sich all' dieser Liebe dankbar erweisen werde, durch treue Kindespflicht und

warme Nächstenliebe. Denn Diejenigen, welche so geliebt werden, tragen die Verantwortung, sich dieser Liebe würdig zu erweisen.

## XI.

Es geht nichts über einen Sommertag auf Erden, wenn — so des Morgens, die Sonne frisch aufgeht, sie aus dem goldenen Bette aufsteht, und ihre lächelnden Strahlen über Berg und Fluren wirft, dass Alles in Purpurschein schimmert! Wenn dann die Blümlein vom Traume der Nacht erwachen, die Vögel ihre Morgenlieder anstimmen, ach, dann ist es so schön auf Erden! Auch die Menschen kriechen aus ihren Betten, öffnen ihre Fenster, und lassen die frische Morgenluft herein; Alles ist froh und frisch! Später freilich, wenn der Tag heiss wird, da schelten die Menschen die Sonnenstrahlen und schützen sich gegen dieselben durch grosse Schirme. Aber dann Abends kommen sie wieder Alle heraus, um sich am Sonnenuntergang zu laben. Ich bin heut gar fröhlich! Heisassa! Ich habe ein Erntefest mitgemacht! Des Morgens putzten schon die Mädchen den Erntekranz mit allerhand bunten Bändern auf. Sie machten schöne Blumen-Bouquets und scherzten mit den jungen Burschen, die da herumstanden. Nachmittags nun kamen die Musikanten — Brummbass, Geige und Trompete. Mägde und Knechte stellsich in Reih' und Glied, die Musikanten stimmten einen Marsch an — und fröhlich ging's hinauf zum

Herrenhofe. Da wurde nun zuerst das Dankeslied gesungen, dann sprachen die Mädchen stotternd ihre Gedichte, dann hielt der Gutsherr eine Anrede und nun ging's lustig her! Da hüpfte die Liese mit dem blonden Hans; da keuchte der dicke Oberknecht Gustel mit dem braunen Mariechen! Und als nun der Dreischritt im langsamen Takte erklang — seht, da kam der Gutsherr, und tanzte mit der Frau Inspector! Und so ging's fort im ganzen Tag recht lustig! Hopsassa! der Nachtwächter, auch er wollte den Dreischritt probiren, und zwar mit dem Fräulein; stolz und selbstbewusst führte er sie zum Tanzplatz: Eins, zwei, drei — halt, da kommt ein Stein, und der arme Nachtwächter stolpert und liegt da mit dem schönen Fräulein. So was kommt schon vor! — — Die Kinderchen tanzen auch in einer Ecke des Hofes. Herren und Damen sehen zu und nehmen Kaffee-Klatsch mit Kuchen — und alle Sonnenstrahlen tanzen mit. —

## XII.

Ich komme vom Meere! sprach der zwölfte Sonnenstrahl. Ich schien heute Früh auf das stattliche Schiff, welches im Hafen stand, bereit zur grossen Reise nach Amerika. Es kamen viele Passagiere an Bord, manch' herzzereissender Abschied wurde genommen. Keiner trennte sich aber so schwer wie der Capitän von seiner jungen Frau. Vor acht Tagen hatte er sie zum Altar geführt, und nun musste

sie einen so langen, schweren Abschied nehmen! Ich kann die Gestalt der zarten jungen Frau nicht vergessen, wie sie dastand und ihrem geliebten, stattlichen Gemal mit dem thränenbefeuchteten Taschentuche noch zuwinkte! Sie stand noch lange am Hafen, so lange sie das Schiff noch sehen konnte, und dann wankte sie zitternden Schrittes in ihr einsames Heim. Unser Schiff aber zerschnitt die Wellen des Meeres, es bewegten sich die grossen Räder in der schäumenden See, platsch, platsch, platsch! Und der Capitän schreitet auf dem Verdeck auf und ab, sein Auge schweift zurück zum geliebten Hafen, wo er sein Theuerstes verlassen musste. Es war ein heisser Tag. — Menschenkinder! Ihr kennt nicht unsere Feinde, die bösen Geister der Lüfte, die elektrische Feuer werfen, deren Gefolge Orkane heissen. Gegen drei Uhr Nachmittag erhob sich ein entsetzlicher Sturm; schwarze schwere Wolken kamen daher, wir mussten eine Luftschlacht bestehen. Hoch schlugen die Wolken über das Schiff, welches in allen Fugen knarrte und sich bäumte. Einmal war es oben auf den Thürmen der Wellen, dann wieder tief im Abgrund des Meeres! Da! — nun wurde es an eine Sandbank geschleudert. „Das Schiff ist leck!“ rief Alles wirr durcheinander. Und der Sturm tobte und heulte — die Matrosen und Passagiere arbeiteten an den Pumpen, Viele wurden durch die Wellen über Bord gespült, Einige wehklagten und weinten, Andere wieder waren stumm vor Entsetzen! Nur der Capitän behielt volle Geistesgegenwart; aber das Schiff sank und sank immer tiefer, und die Sonne

brach durch das schwarze Gewölk des Abendhimmels, ihre letzten Strahlen beleuchteten düster das sinkende Schiff, welches wie eine grosse Leiche aussah! Da schwammen Tonnen, allerhand Geräthschaften, Menschenleichen auf den tobenden Wellen herum. Ich blickte noch einmal über's Meer und suchte den tapfern Capitän. Er schlummerte im kühlen Brautgemach! Zwischen den Korallenriffen des Meeres, da lag der Körper, den die Geliebte diesen Morgen noch geküsst und umarmt! —

Und die sinkende Sonne hatte auch von ihr Abschied genommen, hatte auch in ihr Stübchen geblickt. Ja, sie hatte das Heulen des Sturmes, das Pfeiffen des Windes wohl vernommen. Und sie kniete in ihrem Stübchen und betete lang: „Gott, beschütze mir den Geliebten!“ —

Ach! Ich war froh, als die Sonne unterging, möcht' nimmer mehr über solchen Tag aufgehen!

## XIII.

Dieser Sonnenstrahl sprach: Ihr seht Bäume, Pflanzen, Blumen, Wolken und Sterne. Ihr hört den Sturm, das Rauschen des Ozeans, das Lispeln der Baumgipfel; aber Ihr kennt die Ursache, die Beweger dieses Lebens nicht. Ihr werdet sie jedoch kennen lernen, diese Beweger und Geister der Natur.

Es war ein hellsonniger Tag, Alles grünt, blüht und lacht; Vögel und Käfer singen und summen' und die uralte Eiche entfaltet zum hundertsten Male

das Wunder ihrer kleinen, grünen, sprossenden Blätter, und fern im Süden blickt die immergrüne Palme stolz gegen Himmel. Das Veilchen entfaltet denselben Duft, an dem sich die Menschheit seit Jahrtausenden labt. Die Rose bringt Blatt, Stachel, Knospe hervor und am Ganges blüht die Lotosblume heut wie vor Jahrtausenden! Es ist der ewig liebliche, melancholische Frühling da; es erwacht die Natur auf der ganzen Erde, und dieses neue Leben mahnt in seiner Geburt schon an den Herbst und Tod, um dann nach langem Winterschlafe von Neuem aufzuleben. Die Geburt mahnt an den Tod, der Tod an die Neugeburt und so geht das fort; der Keim entwickelt sich zum Baum, das Atom zur Seele, die Seele zum Geist.

Diese Gedanken zogen durch den Kopf des Jünglings, der träumend an der alten Eiche lehnt; und er sprach: „Dryade! die du in dem Eichbaum wohnst, erzähle mir von deiner Vergangenheit. Wann fielst du als reife Eichel von deinem Mutterbaume und wo standen deine Eltern?“

Und die Dryade im Eichenbaume sprach:

„Mensch! was ist dein kurzes Erdendasein gegen das Leben dieses Baumes? Du kleines, kurzlebiges Wesen leugnest den Geist in der Natur? — Als ich eine reife Eichel, vom Elternbaum abfiel, sah es hier ganz anders aus; — es sind wohl viele hundert Jahre her. Sieh' mich alte Eiche an, wie stark und knorrig ich bin! Im Umfang dreimal so stark wie deine Männer-Arme. Und doch entstand ich nur aus der kleinen Eichel. Niemand pflegte mich, Niemand

lehrte mich das Wachsthum; die Seele in mir und das Gesetz haben mich zu dem gemacht, was ich nun bin. Vielleicht stampften mich die Hufe der Rosse, die ihre Reiter durch den Urwald trugen, in den weichen Boden ein. Da lag ich in kalter Erde über den Winter, und als im Lenze Alles zu keimen begann, da barst auch meine Hülle und ein kleines Pflänzchen entwuchs der Eichel, nahe an meiner Muttereiche. Mit mir zugleich, mit der Seele, die mich belebt, kam meine Dryade zur Welt; sie lebt fort mit mir durch die Jahrhunderte und nimmt zu an Weisheit und Erkenntniss, sie wird mit mir sterben, zugleich werden sich unsere Seelen zu Geistern entwickeln.

Meine Muttereiche wusste viel zu erzählen; erstens aus ihrer eigenen Geschichte, dann aus der ihrer Mutter und Urgrossmutter. Sie sprach von einer Zeit, in welcher die Menschen die Dryaden anbeteten — da gab es heilige Wälder und Bäume; sie beteten an die Seelen in der Natur statt den Schöpfer. Sie wohnten in Holzhäusern, die aus den Sümpfen ragten, es umgab sie dickes Schilf, und wilde Thiere lagerten in den Eichenwäldern. Diese Menschen lasen in den Sternen, sie verstanden die Stimme der Natur, und ihre Priesterinnen sprachen mit den Dryaden, Blumenelfen und Nixen der Sümpfe. Ihre Erzählungen haben sich bis auf den heutigen Tag bewahrt. —

Langsam kam, was Ihr Civilisation nennt — sie kam mit Schwert und Feuer, nicht mit Liebe; und die stolzen Eichen ächzten unter dem Beil der Menschen und die Dryaden flohen aus den Wäldern! Der Bru-

der mordete den Bruder! — Doch ich arbeitete mir mühsam meinen Weg fort durch all' diese Wirren und Stürme und stehe nun hier, die alte Eiche, es liegen der Eicheln viele um mich herum, sie sollen keimen und sich entwickeln, wie sich die Geister entwickeln in den Jahrtausenden. Die Zeit naht, wo man mich fällen wird, und wo dann meine Seele, mit der lieben Dryade, einer höhern Entwickelung zugeht; Mensch — du nennst es Tod!

Und da grollte der Donner, ein Blitzstrahl schoss durch die alte knorrige Eiche und traf des Jünglings Haupt. Ich sah seinen Geist mit der Dryaden-Elfe durch die Wolken wandern. —

## XIV.

Ich bringe Gebete herauf, sprach dieser Sonnenstrahl, ach, so viele, viele Gebete! Dreie habe ich mir besonders gemerkt.

Das erste ist von einem kleinen Mädchen, sie betete im Bettchen knieend; sie sprach aber nicht wie ein Kind, nein! sie betete wie Jemand, der schon viel gelitten, viele Kämpfe und Zweifel gehabt — heiss und leidenschaftlich, innig; sie sprach: „Dank, mein Gott! für den wiedergewonnenen Glauben. Gib mir Kraft, ihn zu bewahren, bis an's Ende aller Tage!“ — Und dann betete sie für ihre Eltern, und ich sah es, wie in früheren Tagen ihr Herz sich oft zusammen gezogen hatte, von bitterem Unglauben Anderer angesteckt, wie es da gezittert, geweint und

zuletzt nicht mehr beten konnte! Worte des Unglaubens hatten mälig eine Höhlung in ihr Herzchen gebrochen, wie die langsamen Regentropfen auch den Stein durchbohren. — Doch, da war eines Tags ein heller Sonnenschein gekommen, ein Geist von Gott gesandt, der Geist der Liebe, der Alles erfüllt, Alles wieder gut macht; und seit dem Tage war das arme Kindchen zu neuem, starken Glauben, zu neuer frischen Liebe zu Gott erwacht, dass es wieder beten konnte! Solch' ein Gebet muss ich doch zu Gott emportragen! —

Viele Gebete von Sterbenden nahm ich mit. Wenn aber Lebende verzweiflungsvoll um den Tod beten, da wende ich mich ab — solches Gebet lass' ich auf Erden! Einen Mann sah ich im Tannenwalde, zwischen den Farrenkräutern und Waldblümlein stand er, am Baum gelehnt; er blickte schmerzerfüllt in den Sonnenstrahl, der durch das dunkle Tannengrün schien. Die eine Hand auf die Büchse gelehnt, zogen ihm die Gedanken durch den Kopf. Ich sah es, wie sein Herz blutete, wie es in seiner Brust tobte, zuckte, und wie er sich dachte: „Diese eine Kugel brächte Befreiung aus dem elenden Leben der Sehnsucht — des Kampfes!“ Er war ein edler Mann — und doch dachte er an Selbstmord, denn er litt Seelenschmerzen, die oft ärger sind als aller Körperschmerz! Ein jeder von uns Sonnenstrahlen hat einen guten kleinen Elf in sich, den lassen wir oft sprechen, flüstern zu den Menschenherzen; nun liess ich meinen Sonnenelf zu dem Manne lispeln: „Muth, Muth! sei stark!“ Und das kleine Ding streichelte ihm Stirn

und Wange, es tanzte um ihn herum, bis er die Himmelssprache in seinem Herzen fühlte und verstand, und ein kurzes Gebet zum Vater droben sprach. Es war ein Gebet um Kraft, das den Vorsatz, dieses Leben muthig zu ertragen, in sich barg! Die Sonne ging langsam unter, und er schritt heimwärts; — sein Gebet aber trug ich zu Gott empor.

Das dritte Gebet kam vom Sterbelager eines Vaters — sein Weib und seine Kinder umstanden es; blass und abgezehrt lag er da, der früher so starke Mann. Er sprach zu den Kindern: „Haltet zusammen, liebet Euch, ehret Eure Mutter!“ Er sprach's mit letzter Kraft und verschied. Dies Gebet, ich liess es bei den Kindern. An ihnen ist es, es zu erfüllen.

Wo still ein Mensch in seiner Kammer betet, da schleicht sich ein Sonnenstrahl hinein und bringt das Wort zum Himmels-Vater!

## XV.

Ach! heute war's hübsch, lachte der Sonnenstrahl. Es ist das Osterfest auf Erden!

So putzig und nett sah sie aus, die Kleine! Sie hatte ein neues Kleidchen an und neue Stiefelchen; sie stand da ganz stolz vor dem Hausthor, liess sich bewundern und sah sich die Leute an. Sie stellte sich vor den Kettenhund und sprach: „Alter Nero, ich hab' ein neues Kleidchen an! kennst mich wohl nicht? bin ich nicht schön?“ Und Nero streckte und dehnte sich und wedelte mit dem Schwanze.

„Ei, freilich bist du nett," wollte er sagen — doch konnt' er's nicht herausbringen, deshalb bellte er laut. Im schneeweissen Schürzchen hielt sie buntbemalte Oster-Eier, sie hüpfte und tanzte herum und tauchte die Fuszspitzen wohl bisweilen in die Pfütze drüben am Weg! „Wenn's die Mutter nur nicht sieht!" dachte sie dabei. Es war ein vergnügtes Kind fürwahr!

Ich schien zu gleicher Zeit in des Nachbars Haus, da sass im Hof ein kleines Mädchen; da sie aber kein neues, sondern nur ein altes, geflicktes Kleidchen an hatte, ging sie nicht hinaus; sie liebte auch nicht die bewegte, laute Strasse, sass lieber still, allein. Sie hatte auch keine Ostereier, weder Vater noch Mutter; sie blickte einsam und ernst hinauf in die Sonnenstrahlen: „Mutter und Vater sind dort oben, sagen sie mir — und ich bin hier allein!" so sprach sie.

„Gott ist dein Vater," flüsterte ihr mein Elf zu, „die Welt deine Mutter; bist nicht verlassen!" —

Das arme Kind verstand die Elfensprache und wiederholte: „Gott ist mein Vater, die Welt meine Mutter! Wie bin ich doch so reich!" Und da fühlte sie es nicht, wie klein und schwach sie war! Sie fühlte es nicht, dass sie barfuss da sass im geflickten Kleidchen, nein! sie fühlte sich nicht allein. — Sie wurde stark und gross, ward eine berühmte Künstlerin; Gott ihr Vater, die Welt ihre Mutter, hatten ihr geholfen. —

Und was wurde aus dem andern netten Kind fragt Ihr? — Ja, nun eine reiche Bäckersfrau, bei welcher dann die hohe Künstlerin Kuchen backen liess.

Seht, so geht's in dieser Welt; was gross anfängt, wird oft klein, und was klein beginnt, endigt oft im Purpurglanz. Man muss nur der stillen Sonnenelfen Sprache verstehen lernen! —

## XVI.

Es sprach dieser Sonnenstrahl ernst und klar: Die Menschen glauben, sie wären allein mit ihren Gedanken, und sie wissen nicht, dass sie von unsichtbaren Wesen umgeben sind, die in ihren Gedanken lesen können. Gar Mancher denkt so Manches in den klaren Sonnenschein hinein und glaubt, es käme nimmer an das Tageslicht! Die Sonnenelfen aber und die Geister, welche die Menschen dicht umgeben, sie lauschen ihnen ihre Gedanken ab, und so kommen der Menschen Gedanken endlich einmal allé an den Tag!

Ich habe heute in den Gedanken von Menschen gelesen. Es ist oft recht traurig und schaurig, dann wieder herrlich und labend, der Leute Gedanken zu wissen. Da liest man, oder vielmehr man sieht die Gedanken, wie sie in den Köpfen der Kreuz und Quere gehen — jetzt edel und gut, dann verbrecherisch und bös. Ich verstecke mich oft hinter die Wolken, wenn es mir zu arg wird.

Ich sah einen Mann, der dachte sich einen Racheplan aus; ach! da war es trüb und dunkel im Kopf und Herzen. Er dachte sich's haarklein aus, wie er es anstellen wollte; er brütete über seine Ab-

scheulichkeit in den Sonnenstrahl hinein, und ich musste Alles lesen. Als er eben daran war, seine Schandthat zu begehen, stürzte ober ihm die Zimmerdecke ein, und sein Kopf, der so viele böse Gedanken gefasst hatte, lag zerschmettert da! Wie nun sein Geist erwachte, fand er alle seine bösen, schwarzen Gedanken getreu in meinem Sonnenstrahl abgedrückt. In grossen Buchstaben leuchteten sie ihm schrecklich entgegen, und er zitterte und bebte! Ja, die Gedanken der Menschen prägen sich nicht nur im eigenen Hirn, sondern auch in den Sonnenstrahlen ab — und das musste nun dieser böse Mann erfahren.

Ich sah noch einen andern Mann, der dachte an Werke der Barmherzigkeit und Liebe, an Wohlthaten, die er spenden wollte, und seine Gedanken waren lauter gute Worte. Da ereilte auch ihn ein rascher Tod, und siehe, als er ein Geist war, sah er alle seine guten Gedanken in herrlichen Bildern erfüllt! Und ein Engel sprach zu ihm: „Was du gedacht, war schon halbe Handlung; das Wollen ist halbe That.“ Und der gute Mann war selig und glücklich.

Menschen! denkt nicht unbedacht in's Sonnenlicht hinein; denn wahrlich, die Gedanken sind Früchte des Geistes und das Bild des Gedachten erwartet Euch im Geisterreich: Alles wird klar wie's Sonnenlicht! —

## XVII.

Es war im Herbst. Die Erde hatte ihr buntscheckiges Kleid angethan; das Laub war grün, roth, gelb gemischt, die Sonne ging schon früher unter, und wir hatten nur wenig Stunden zu scheinen; die Menschen sagten: „Wie schade, dass die Tage kürzer werden!“ — Es ist die Zeit der Jagd auf Erden; da wird das edle Wild erlegt und gehetzt, da wird gemordet im Thierreiche, zu Fuss und hoch zu Ross. Und wenn die Sonne dazu scheint, so lieben das die Jäger. Es ist ein eigenthümlich Bild, dies Jagen in Wäldern, Berg und Thal! Ich machte heut' solch' ein wildes Treiben mit; da ging's über Hecken und Gräben auf den flinken Rossen daher hinter dem Fuchs. Doch, was war das? Hier ist der kühnste Reiter gestürzt, Alle umstehen ihn. „Er ist todt!“ sagen sie. So inmitten toller Lust und Freude, das Wild verfolgend, gestürzt und todt! Und ich sah dem zu! Ja, ich begleitete die Tragbahre, auf welcher der bleiche, stille Jüngling lag, bis zum Schlosse, bis in die Stube, ich sah es, wie seine Mutter von tiefem Weh ergriffen, besinnungslos auf die kalte Leiche sank!

Ich blickte aber auch hinein in ein Kämmerlein; da sass ein schönes blondes Kind, ein frisches Mädchen, in vollster Jugendblüthe; sie hatte heute Früh den kühnen Jäger hinaus reiten sehen, ja, der junge Herr hatte ihr eine der letzten Rosenknospen, vom Frost etwas geknickt, noch zugeworfen! und

sie hatte gesagt: „Waidmannsheil!“ und er hatte lieb und süss gelächelt! Die kleine Rose lag warm auf ihrem Busen, sie hatte sie so vielmals geküsst. —

Armes Kind! dacht' ich mir, ich weiss es schon, wie kalt er dort liegt — ich sah ihn stürzen, fallen, ich nahm seinen letzten Seufzer auf! Armes Kind! küsse nur die kleine Rose! —

## XVIII.

Nebel, Nebel, Nebel! Und die Lagunenstadt lag mitten im Nebel drin. Das Meer und der Himmel schienen in Eins zusammen geschmolzen! Da lagen die schwarzen Gondeln an der Riva und am Canal-grande, die stolzen stattlichen Schiffe ankerten im Hafen und man konnte sie fast nicht sehen, so stark war der Nebel! Es war feucht und kalt, die Gondeliers und Fischerleute, die Jungen in ihren Lappen, das kleine lahme Bettelkind, der alte Mann mit der Guitarre, die kleinen weissen Händchen am Arm des braunen Mannes, sie froren Alle — der Nebel lag so schwer auf Lunge und Brust! Die Sonne schien wie ein Mond am Himmel, so blass und schwach durch den Nebel. Ich wollte aber scheinen gerade an dem Tag — und deshalb brach ich mir Bahn. Ich schien am Marcus-Platz, Alles war öd und leer, verlassen — kein Mensch zu sehen! Doch ich schien was ich konnte, und lockte noch andere Sonnenstrahlen heraus. Seht, nun fing es an sich zu regen, das Leben in Venedig. Die Gondoliers, Fischer, Jungen

und Hündchen sonnten sich, der alte Mann sang und spielte die Guitarre, und das kleine Mädchen bettelte im kläglichsten Tone, denn da krochen sie allmälig heraus aus den alten Palazzi, die Leute von allen Ländern; der Marcus Platz war bald belebt, es wurden alle Sprachen gesprochen — wie zu Babels Zeiten. Ich hatte aber nur geschienen, weil ich ein Brautpaar sehen wollte, welches heute in der Lagunenstadt getraut werden sollte. Die Leutchen waren aber nicht gar jung, aber auch nicht alt; ich kannte sie schon lange, aus alten Zeiten, sie waren meine guten Freunde! Ich hatte es gesehen, wie sie Jahre hindurch diese Stunde ersehnt, wie sie tapfer und treu das Leben mit seinen Prüfungen ertragen uud wie ihre Liebe niemals gewanket. Und nun endlich sollten sie sich angehören! Es war ein langer frostiger Nebel jahrelang über ihnen gelegen, und jetzt endlich brach die helle Sonne an, die den Abend ihres Lebens erwärmen sollte! Sie setzten sich in eine schwarze Gondel, die sich auf den grünen Wellen schaukelte, und plätschernd fuhren sie zur Kirche Maria della Salute. Ich schien hell durch die grossen Kirchenfenster und brachte Segen vom Gottesreich, als das laute „Jawort“ ertönte.

## XIX.

Seit mehreren Tagen beschien ich einen kleinen Rosmarinstrauch, der im Fenster eines Dachstübchens stand. — Ein junges Mädchen stellte ihn

alle Morgen, sobald die Sonne schien, in das Fenster und begoss es sorgsam alle Abend. Im Dachstübchen war Alles nett nnd rein, aber sehr ärmlich! Das junge Mädchen sass am Fenster und arbeitete an feinen Spitzen; es hatte nicht Zeit, die Sonnenstrahlen zu betrachten, es arbeitete fort und fort, den ganzen Tag, ohne aufzublicken. Neben ihm war die blinde Mutter, die strickte einen groben Wollstrumpf. Sie sprachen oft vom Bruder, der auf hoher See Matrose war, und gar mancher tiefer Seufzer, manch' inniges Gebet wurde ihm nachgesandt.

Der Winter war hart — wie es eben in Holland ist! — und die arme blinde Mutter fror, die Finger des Mädchens wurden bei der Arbeit steif, und der Rosmarinstrauch sehnte sich auch gewaltig nach dem Frühjahr! Draussen heulte der Sturm über Land und See, ich hatte manche Tage gar nicht scheinen können, denn dichter Nebel und Schneewolken lagen über Holland.

Als ich nun wieder kam und schien, stand der Rosmarinstrauch erfroren, dürr, traurig an kalter Fensterscheibe! Die starren Eisblumen wollten mir den Einblick in das Dachstübchen verbieten, aber ich schien doch durch, und hauchte warm auf die Fensterscheiben, so dass die Eisblumen zerschmolzen. Ach! da lag das arme Mädchen hustend und fiebernd im Bett und neben ihm die blinde Mutter. Es war bitter kalt in der Stube, und heute hatten sie den letzten Groschen ausgegeben, und morgen! — „Ja morgen!“ seufzte die blinde Mutter, „haben wir kein Brod!“ Und das arme Mädchen wollte aufste-

hen und arbeiten; sie fiel aber matt und müd auf das harte Lager zurück. „Morgen," dachte sie, „bin ich vielleicht gestorben! Aber die Mutter!" —

Seht, dieser Gedanke hielt sie aufrecht; nein, sie wollte nicht sterben und die Mutter allein lassen Und da sassen sie still neben einander, die blinde Mutter und die kranke Tochter, sie murrten nicht; denn das Elend bringt-die Ergebung der Verzweiflung! Da klopfte es! Ein Stich ging durch des Mädchens Herz: „Das ist der Hausherr," dachte sie, „er will uns auf die Gasse setzen! —

„Herein!" rief sie matt. Der Briefbote war's.

„Ein Brief aus America" sprach er und ging fort.

Ein Lichtstrahl flog durch die Seele des Mädchens und der Mutter. „Vom Bruder! Vom Sohn!" riefen sie Beide. „Wir sind gerettet, Mutter!" weinte das Mädchen, vor Freude und Dank erschüttert! „Jetzt haben wir Holz und Brod, denn er schickt uns Geld!" —

Die runzlichten, mageren Hände der alten blinden Mutter falteten sich zum Gebet: „Gott, segne meinen Sohn!" sprach sie warm, und Thränen rollten ihr von den Wangen herab. Und diesen Segen der Mutter, das Dankgebet der Schwester, ich bringe sie dem guten Sohn, ich lege sie nieder vor dem Throne Gottes, denn er hatte Beider Leben gerettet!

Ich denke, sie haben sich einst gar fröhlich wiedergesehen und umarmt, und da war's recht hübsch warm und heiter im Dachstübchen; der liebe Gott da droben und die hellen Sonnenstrahlen hatten ihre Freude daran!

## XX.

Ich habe heute zwei Männer besonders beobachtet; der eine war ein Gelehrter und sass in seinem Laboratorium. Er zergliederte soeben ein Insect und besah sich die einzelnen Theile mit dem Microscop. Da standen Fiolen mit chemischen Präparaten, Menschen- und Affenschädel, Thiergerippe und allerhand solches Zeug, aus welchem dieser Gelehrte den absoluten Tod erklärte und jedes geistige und seelische Fortleben negirte. Er grübelte über diesen Insectenleib — und vergass darüber seinen eigenen Geist . . Er schrieb Bücher über die Fortpflanzung und das Leben der Thiere, er wollte recht vernünftig sein und konnte doch den Geist nicht tödten. Er hielt ganze Vorträge über die Wirbel, über das Gehirn, über Affen und Menschen und über die Unmöglichkeit eines geistigen Fortlebens. Und die Menschen klatschten ihm Beifall zu, die Studenten riefen: „Hoch lebe er!“ Sie gingen aus der Vorlesung heraus, um das Leben so recht zu geniessen — da es doch so kurz dauere und dann gar nichts käme. Der arme Tropf aber, der nichts besass, als einen leeren Beutel und einen hungrigen Magen, der ging hin zum nächsten Baum und erhängte sich. So verbreitete sich das Gift, welches dieser Gelehrte in der Welt ausstreute, und es erzeugte manches Laster und Zügellosigkeit. — Nun kam die Sterbestunde zu diesem Mann; er sollte es jetzt erfahren, ob er zu nichts werde, ob sein Geist aufhören würde zu leben und zu empfinden. Ach!

wie schwer und bang trennte er sich doch vom geliebten Körper! Der Geist löste sich langsam und mühsam, von jedem Gliede, von jedem Nerv; und als dann der Geist den kalten, todten Körper vor sich sah und sich doch lebend fühlte, stand er zerschmettert und vernichtet da. Ja, das war die Arbeit des Maulwurfs, der in der Erde gewühlt und Schaden gemacht — ach, wie war er elend und blind im Lichte des Geisterreichs! Und erst, als er den Kebsschaden sah, den seine Schriften auf Erden gemacht! Wie manche zarte Blüthe war geknickt, wie manches Leben vernichtet worden! Er kam sich vor, wie ein tausendfacher Mörder! Er wollte zurück zur Erde, seine Schriften alle vernichten und ausrufen: „Ich lebe noch, ich lebe noch, es gibt keinen Tod!“ Aber es ging nicht — er musste das Uebel, was er angestellt, zu seiner Pein selbst sehen! —

Zur selben Zeit sah ich in die Stube eines Dichters; er sass am Schreibtisch, die Gedanken kamen mit dem Sonnenstrahl zu ihm hinein, sein gläubiger Geist zog die Wesen aus dem Geissterreich an, und sie flüsterten ihm zu die herrlichsten Dichtungen, die edelsten Empfindungen. Da schrieb er von „ewiger Liebe,“ von „hingebender Treue,“ und seine Schriften rührten der Menschen Herzen, denn sie sprachen von Gott, Geist und Natur, sie erquickten manch' trübe Menschenbrust, sie labten manch' wundes Herz, sie waren Wegweiser zu Gott. Und viele Menschen, wenn sie es lasen, wurden besser und fingen ein neues Leben an. Und dieser Mensch kam auch zu sterben. Es war gar herrlich anzusehen,

wie sein Geist triumphirend heimzog in das wohlbekannte Land, und wie ihm der Segen der Menschen folgte und ihn alte Freunde dort erwarteten im schönen Geisterreich! Er war nicht blind! Er hatte im Licht gearbeitet und nun fand er es schöner als sein herrlichstes Gedicht! — —

## XXI.

Dieses Sonnenstrahls Sprache klang harmonisch und mild: „Ich habe heute Blumenknospen geküsst, sie sind unter meinem Hauche voll und herrlich aufgeblüht. Die Rosen und die Lilien alle, sie blickten mit ihren Knospen heute früh thaubedeckt zur Sonne auf; es waren die letzten Thränen ihrer Kindheit. Ich habe sie alle fortgeküsst und getrocknet, und die Abendsonne fand sie herrlich blühend, mit erschlossenen Blättern und Kelchen! Sie erwarteten, wie die Lotosblume in dem Liede —: „träumend die Nacht!“

Auch die Menschenkinder gleichen den Knospen; ich habe heute Eine gesehen, weiss und zart, wie die Knospe einer Rosacea. Träumend wandelte sie des Morgens zwischen den Blumen, und auch ihr standen Thränen in den Augen und auch ihr wurden sie fortgeküsst; aber nicht durch mich, sondern durch einen Jüngling, der ihr Bräutigam war, und heute war ihr Hochzeitstag. Die Liebe machte sie erblühen, unter diesem Hauche wurde sie die schönste Rose. Und der Tag war vergangen, die Trauung war vorü-

ber, und Alles erwartete träumend die Nacht! Schade ist es um jede Knospe, um jede Blume, schade um jeden Tag, der niedergeht über so eine Blüthe. —

## XXII.

Der Sonnenstrahl sprach heiter: „Ihr erzählet immer nur über Menschen, Begräbnisse, Hochzeiten u. d. g.! Ich will Euch einmal die Geschichte eines Hündchens erzählen. Seht, die Hunde sind der Menschen beste Freunde und Begleiter; und wenn so ein Hündlein seine Lebensgeschichte schreiben könnte, da käme oft viel Interessantes heraus.

Ich schien heute einem Hunde gerade auf die Nasenspitze. Es war ein schwarz und weiss gefleckter Spitz, er sass wachsam, wie gewöhnlich, auf dem Schiffsdeck, in der Nähe des Steuers, auf einem Knäuel von Tauen. Das Schiff lag im Hafen vor Anker, es war recht heiss; die Waaren wurden abgeladen, und der Spitz sah aufmerksam zu. Er dachte über sein Leben nach; er hatte nun bald sein sechstes Jahr erreicht und viel erlebt! Er erinnerte sich genau an seine Geburt im Stall, an seine zärtliche weisse Spitzmama und an die vier andern kleinen Geschwister. Zuerst sah er gar nichts von der grossen Welt, denn er war blind geboren; aber er hörte die Menschen reden. Eine Stimme sprach: „Diesen werfen wir ins Wasser, denn er hat schwarze Flecken!“ —

Ach! das war gerade e r! Er erschrack gar

sehr, denn er liebte die warme Muttermilch und wollte gar nicht in das Wasser; deshalb jammerte er gar kläglich, als ihn die derbe Hand packte, und als sie gar zur Thür hinaus gingen, da fror ihn erbärmlich und er schrie noch jämmerlicher. Es kam eine Frau des Weg's, und die frug den Mann:

„Wo trägt ihr denn das arme Hündchen hin?“

„Ich will es ersäufen!“ sprach der Mann, „es hat schwarze Flecken und wir haben noch vier andere Schreihalse so im Stall!“

„Ach,“ sprach die Frau, „das arme Ding, gebt es mir doch, ich will es aufziehen!“

Und so kam es, dass der kleine Spitz von dieser guten Frau aufgezogen wurde; sie wohnte in einer Hütte am Meerestrand und hatte sechs Kinder, ihr Mann war Matrose und jetzt auf hoher See. Das Hündchen hiess: Fidelio, denn treu, fidel, das war es. Es fing die Ratten und Mäuse, bellte die Leute an, und sah gar grimmig drein, wenn ein Fremder sich dem Hause näherte. Und wegen dieser seiner guten Eigenschaften nahm ihn der Matrose mit auf's Schiff, und Fidelio war nun ein gereister Mann! Er war in China und Indien gewesen und soeben kamen sie von New York zurück. Auf den Reisen war er seinem Herrn ein rechter Trost, und wusste es, ihn zu erheitern. Wenn der Matrose das Hündchen ansah, fiel ihm seine Heimath ein; sein Weib und seine Kinder hatten ja das Hündchen gestreichelt und geliebt, und wenn er seiner Frau Name nannte, so sprang Fidelio auf, drehte den Kopf von rechts nach links, spitzte die Ohren und sah seinen Herrn an,

als wollte er sagen: „Ich weiss es schon, wen du meinst!“ — Und so sprachen sie zusammen und verstanden sich.

Heute aber wusste es der kluge Spitz, dass sie im heimathlichen Hafen waren; er wusste es, dass nun des Matrosen Weib und Kinder bald kommen würden! Deshalb sass er so klug da und wedelte mit dem Schwanze und freute sich, dass die Waaren abgeladen wurden. —

## XXIII.

Als ich heute Morgen mit der Sonne aufging, sah ich eine frohe Kinderschaar im Felde spazieren. Das Heu war eben abgemäht worden und da suchten sie nach Vogelnestern. „Da ist ein Vögelchen!“ sprach ein kleines, blondgelocktes Mädchen, „das gehört mir!“ — Das arme Vögelchen aber war ganz nackt und hatte gar keine Federn, nur einen grossen gelben Schnabel, den es immer aufsperrte. — „Du armes Thierchen!“ sprach das Kind, „ich will dich aufziehen und deine Mutter sein, und du wirst ganz zahm werden und mir auf der Schulter sitzen.“ So kam die kleine, arme nackte Lerche in die Stube des Kindes, es holte eine runde Schachtel, that Baumwolle hinein und sprach: „So, das ist dein Nest“ — und das Vögelchen sass d'rinnen. Nun nahm das Mädchen einen Federkiel, that hartgekochtes Eigelb darauf, und fütterte den Vogel. —

„Piep, Piep,“ sprach sie, „thue deinen Schna-

bel auf, mein süsses Kind!“ Doch — da rief es zur „Stunde“ das kleine Mädchen musste lernen gehen; Ach! wie ging es heute doch so schlecht! Draussen war so schöner Sonnenschein und der kleine Vogel war so still! Nichts konnte das kleine Mädchen heute auswendig hersagen; alle Regeln der Gramatik hatte sie vergessen, sie wusste gar nicht mehr, wie die römischen Kaiser nacheinander kamen, und in ihrem Dictando standen 14 orthografische Fehler! —

„Ich nehme dir den Vogel weg,“ sprach die Erzieherin, „denn du bist zerstreut!“

„Ach, bitte, nein!“ bat flehentlich das Kind.“ „Morgen soll es besser gehen! Ich bin heute noch nicht an meine Mutterpflichten gewöhnt.“ Die Stunden waren aus, rasch ging sie zum Vögelchen. Doch was war das? Da lag es am Rücken, sein Bauch war dick angeschwollen, es lag da so eiskalt und todt! das arme Ding! — Das kleine Mädchen weinte und schluchzte: „Mein Kind ist gestorben! während der Stunde ist es verhungert.“ —

„Im Gegentheil, du hast es überfüttert! Es war eine so derbe Kost nicht gewöhnt,“ sprach die Mutter.

„Nun wollen wir das arme Thierchen schön begraben,“ meinte der Bruder des Mädchens, und sie thaten Blumenblätter in die Schachtel, und da lag denn die kleine Lerche ruhig in der Muttererde. Und als die Sonne niedergehen wollte, da pflanzte das Mädchen noch ein Röslein auf das kleine Grab! Sie seufzte wohl dabei; sie hatte sich's so schön gedacht, das liebe Thierchen aufzuziehen, und nun war Alles

vorbei! Draussen aber im Felde kreiste die beraubte Lerchenmutter, ängstlich zwitschernd, um ein leeres Nest. —

## XXIV.

Der Sonnenstrahl sprach lispelnd wie Glockenton: Ich sag Euch etwas über das Sterben in der Natur! Ich sah eine schlanke, weisse Lilie den Kopf hängen in den heissen Sonnenstrahlen! Tagelang kein Regentropfen! Die Erde ist dürr, und es gibt nichts als Staub — Staub! Kein kühlendes Lüftchen, nur heisse, sengende Sonnenstrahlen! Die weisse Lilie wurde gelb, der Staub der Fäden war dahin, die Blätter hingen schlaff herab — und sie seufzt um ein Atom von kühler Luft, um einen Kuss des Zephirs, um eine Thräne Thau! Heiss und trocken kommt der Abend, ein schwüler Samum weht den ecklichen, weissen Staub der Strasse der schlanken Lilie in den Kelch; die Nacht ist heiss. Müd und matt geht die Lilie einem dürren, versengenden Tag entgegen — ihre holde Blumenseele ist betrübt! Sie sehnt sich in das Blumen-Elfenreich! —

Da kommt endlich ein Gewitter, ein erfrischender Regen, die kühlen Lüfte küssen sich, der Zephir kost die müden Pflanzen — aber welk und todt bleibt die Lilie! Blatt für Blatt fällt langsam ab, die Seele ist dem Blumenkelch entflogen! Zu spät, zu spät kommen des Zephirs Küsse, des Regens Thränen — nichts kann mehr die Entflohene in's Leben zurückrufen! Ihr seht nur den kahlen Stiel der Blume,

die gelben Blätter — die müde Seele ist im Blumen-Elfenreich!

Und ein armes Vögelchen sitzt am Aste, im harten frostigen Winter. Nichts als Schnee und wieder Schnee! Auf der Erde liegt er klafterhoch, kein Gräschen, kein Krümchen Erde ist zu sehen. Das Vögelchen sitzt am Ast und friert gar sehr! Das Köpfchen in den Flügeln versteckt, die Beinchen zitternd, so sitzt es da! Ach! es denkt an den verflossenen Sommer, an seine Kameraden, die über die See gezogen, an sein krankes Weibchen, das nicht mitgekonnt, und welches er nicht verlassen wollte, und das nun die letzte Nacht erfror — die Schulkinder haben es davongetragen! Und das einsame Vögelchen zwitschert und bittet: „O! nur ein Sonnenstrahl, nur ein Atom von Wärme! Nur ein Krümchen Brod, ihr Menschen!“ Und da fliegt es mit letzter Kraft an das Fenster einer Hütte, will mit dem Schnäbelchen anpochen. Ach! zu hart das Leben ist; sein Herz klopft noch einmal auf, und da liegt es todt am Schnee! — Ein blauäugiges Mädchen aber sieht das erfrorene Vögelchen da liegen am Schnee. „Es ist vielleicht nur scheintodt!“ sagte sie, hält es zwischen den Händen, und haucht es an. — Zu spät, o Kind, zu spät! Dies Herz hat ausgelitten! Euer Fenster war versperrt, kein Krümchen Brod lag vor der Thüre, die Sonne wollte nicht scheinen, es fiel nur fort und fort der Schnee, da ist des armen Vögelchens Herz vor Kälte, Leid und Weh geborsten! Es singt nun herrliche Lieder im Thierseelenreich, im ewigen Frühling einer besseren Sphäre, zwischen herr-

lich blühenden, duftenden Blumen. Und das sah ich Alles! —

Ich sah auch ein Mädchen, deren Herz von tiefer Sehnsucht sich verzehrte, ich sah's in ihren Augen, wenn sie zu mir aufblickte! Sie flehten und baten voll Verzweiflung: „Ach! nur ein Wort von ihm! Ein Blick von seinen Augen! Ein Kuss von seinen Lippen!“ Stumm, todtstumm blieb Alles. Kein Gruss, keine Kunde — und das Leben, es wollte fort! — und das arme Kind verzehrt sich in namenlosem Sehnen; dies ist ärger als Sonnenbrand und Hitze, ärger als Frost und Schnee! Und ich gedachte der Lilie, die gestorben in der Dürre und im Staub, ich gedachte des Vögelchens, dessen Herz geborsten in der unerbittlichen Kälte — und ich hörte des Mädchens Klage: „Sagt, Sonnenstrahlen! wie lang wird mich die Sehnsucht denn so quälen? Wie lang wandle ich noch so verzweiflungsvoll auf dieser kalten, öden Erde? Gibt es kein Elfenreich für mich, und wird mich der Traumkönig nicht mild umschliessen? Ach, meine Seele ist müde, mein Herz ist schwer!“

Falle, o tröstender Thau! oh! wehe, süsser Zephir. Thut Euch auf, Pforten der Barmherzigkeit! Lasst allen Schnee zerrinen, ehe es zu spät, — denn ich gedenke der verschmachtenden Lilie, des erfrorenen Vögleins, hätte ich ein Herz, es möchte schier brechen!

Und das Licht des Sonnenstrahls verdüsterte sich — er rauschte empor zu Gott! Wird er wohl den Trost zur rechten Stunde noch bringen?

## XXV.

Ich komme von hoher Alpe, ich schien auf die zuckerweissen Schneespitzen der Gletscher und Berge, dass Alles rosa erglänzte! Ich schien dorthin, wo an steilen Felswänden die Gemsen ruhen, wo kein Baum mehr wächst, sondern nur Krummholz, Strauchwerk, und wo das schöne Edelweiss sein Sternenhaupt zur Sonne emporsteckt. In einer Felsspalte vor mir, da wuchs so ein Edelweiss; das Blümchen, wie aus Eis gebildet, hatte einen weichen Pelz an und freute sich des Sonnenblickes! Kein Wanderer war noch dorthin gekommen, das Blümlein war gesichert auf hoher Felsburg gegen jeden Raub. Ich begrüsste es jeden Morgen und küsste es alle Abend. —

Da kam ein kühner Jäger, er war der Gemse nachgestiegen, hatte Fels auf Fels erklommen, nun stand die kahle, steile Wand da vor ihm, und sein Auge fiel auf das Edelweiss in der Felsspalte — da erinnerte er sich, dass ihm seine Lieb' heut' morgen gesagt: „Bring mir mit ein Edelweiss!“ Ja, dieses und kein Anderes soll sie haben, denkt er sich. Und nun begann das gefahrvolle Klettern auf steiler Felswand! Unter ihm gähnte der Abgrund — er wusste es — 's war um ihn geschehen, wenn er ausglitt; da, da, nun streckte er die Hand schon aus, bald ist das Edelweiss erreicht, doch der Stein, auf welchen sich sein Fuss gestützt, er lässt nach — er bröckelt sich ab und fällt in den Abgrund! Der kühne Jäger, durch die Büchse gehindert, fühlte sich

hinabgleiten, fallen, ein Schwindel will ihm schon den Kopf verwirren — da nimmt er alle Willenskraft zusammen, er hält sich an, an ein kleines Strauchwerk, das da wuchert! — Schwinge dich hinauf, ehe die Wurzel abgerissen, kühner Mann! Bring den theuern Preis der Geliebten! — Ja, nun hat er das Edelweiss. Er verbirgt es in der Brust und beginnt den gefahrvollen, mühsamen Weg hinab! Seht, heute Morgen hat sie gesagt: „Bring mir ein Edelweiss!“ und ihm hätt' es beinah' das Leben gekostet. —

## XXVI.

Ihr habt gewiss schon viel vom Teufel gehört; nun ich will Euch eine Geschichte von ihm erzählen, die er im hellen Sonnenschein eines Tags angestellt.

Die Teufel sind Geister, die sich vom Weg der Tugend entfernten, und nun auf Erden herumgehen, die Menschen zum Bösen zu versuchen. So ein Teufel begab sich eines Tags auf die Erde. „Sei nur hübsch artig mit den Damen,“ sprach des Teufels Grossmutter, „sei zierlich und manierlich!“ —

Ich, der Sonnenstrahl, sah nun den schwarzen Kerl sich einem Pallaste nähern, denn Reichthum, Geld und Glanz zogen ihn besonders an! Er ging sachte die Treppe hinauf, geradaus in das Boudoir der Hausfrau. Ach! da war ihm wohl, auf dem weichen, dicken Teppich. Schwere Damastvorhänge hingen an den Fensternischen, die Sitzplätze waren nieder und elastisch, die Stube stand voller chinesi-

scher und japanesischer Kleinigkeiten. — Der Teufel warf sich gleich der Länge nach hin, auf einen der türkischen Divans — und sann nach.

Da kam eine hohe, schlanke Frau herein, das lange Sammetkleid wallte ihr graziös um die Hüften, um ihren Hals hing eine kostbare Perlenschnur, feine Spitzen umschlossen ihr den Hals und die Handgelenke; aber auf ihrem blassen Antlitz standen Spuren von Thränen und sie seufzte tief auf. —

„Nicht glücklich?“ lispelte der Teufel; „bist du nicht glücklich, du herrliche Göttin?“ Und die Frau fühlte in ihrem Innersten diese Sprache; sie seufzte abermals und sprach für sich, indem sie, all' die schönen Sachen im Gemach betrachtend, geringschätzig mit den Achseln zuckte: „Nein, nicht glücklich! Getäuscht, gefesselt, gebunden, unglücklich inmitten dieses Prunkes!“ — Sie schluchzte heftig: „All diesen Firlefanz wollt' ich dem Teufel schenken, wenn ich nur glücklich wäre.“ —

„Oho!“ schmunzelte der Teufel ganz befriedigt, „so, so, also all' die Sachen gehören mir, wenn dein Wunsch erreicht wird — gut, nun lass' sehen, was du eigentlich willst!“ Da blickte der Teufel so scharf auf die Frau, dass ihr ordentlich heiss dabei war, und sie kühlte die Stirne in Eau de Cologne und meinte, sie sei sehr angegriffen. So — nun wusste er ihre Gedanken und den Grund ihres Unglücks, er wollte hinaus und sehen, wie er ihren Wunsch erfüllen könne; er dachte sich: „Nicht nur dein Pallast, aber auch deine Seele, schöne Frau, müsse mein werden.“ Als er eben hinaus wollte, stolperte er auf der Treppe

über den Hausherrn — der sah den Teufel nicht und rannte an seine Hörner an, so dass er die Treppe hinunter flog und nun dalag auf dem Marmor-Pflaster der Flur!

„Hol' der Teufel den Teppich und all dies Flitterwerk in dem Haus! Ich wollt', es wäre Alles beim Teufel!“ So wetterte der Mann, denn Alles that ihm weh vom Sturze.

„Oh!“ sprach der Teufel zu sich selbst, „nun gehört ja das ganze Haus mir!“ und er eilte fort. Der Mann hatte sich aber beim Sturz den Kopf hart verletzt, und als der Teufel Abends noch vor dem Sonnenuntergang zurück kam in den Pallast, da lag der Verwundete fiebernd und phantasierend im Bett, die hohe schlanke Frau machte ihm Eisumschläge, und der Hausarzt schüttelte bedenklich, weise den Kopf, als ob er Alles wüsste, was nun kommen würde! ...

„Er muss sterben,“ dachte sich der Teufel, „muss sterben, dann — dann ist sie frei; ich will sie dann mitsammt dem Pallast völlig in meinen Besitz nehmen!“

Und so kam es, dass der Mann am andern Morgen todt war.

„Bist Du jetzt glücklich?“ frug der Teufel die Frau im Schmeichelton.

Aber sie konnte nicht antworten. Das Weh hatte ihre Brust mit einem eisernen Panzer umgeben. Beim Verlust fühlte sie es, wie theuer er ihr gewesen. Blass, stumm, steinern sass sie da, in ihrer Seele ging ein grosser Kampf vor. Den Morgen vorher hatten sie sich grollend getrennt, es wurden harte Worte gewechselt, er ging aus, stürzte und

wurde besinnungslos in's Bett gebracht, und sie war die ganze Nacht bei ihm gesessen; aber er sprach kein Wort! Der Groll des Todten lag schwer auf ihr. Sie hörte nicht des Teufels Schmeichelworte — sie kniete nieder und betete! Das war nun dem Teufel sehr unangenehm. Voll Zorn sagte er: „Und wenn ich deine Seele nicht haben kann, so will ich all' dein Gold, den Pallast, die schönen Sachen haben.“ Deshalb begab er sich auf die Börse, dort fand er den Banquier der betrübten Frau und mit dessen Hülfe brachte er sie um ihr ganzes Vermögen.

Sie war nun arm — alle ihre früheren Freunde verliessen sie — und sie ging in die Welt hinaus, um sich ihr Brod zu verdienen.

„An einem Tag des Uebermuthes verwünschte ich all mein Gold,“ sprach sie; „ich habe nun Alles verloren — nur meine Seele nicht!“ Und so zog sie tapfer aus in die kalte Welt. —

Der Teufel aber machte sich breit in dem Pallast. Er liess sich's wohl sein und gut schmecken! Nur, wenn die Sonnenstrahlen hereinschienen — das liebte er nicht, denn dann sah er die hohe Frau, deren Seele er nicht unterjochen und beugen konnte, und das verdarb ihm allen Appetit und allen Humor. . . .

Es diene Euch dies zur Warnung, dass Ihr nicht in den Tag hinein sagt: „Hol' dich der Teufel,“ oder: „zum Teufel!“ und dergleichen, denn der schwarze Schurke ist gleich bereit, alle Streiche auszuführen. — — —

## XXVII.

Ich erzähle Euch vom alten Griechenland, so sprach dieser Sonnenstrahl.

Die Vestalin sass in ihrem Tempel; eine Jungfrau, den Göttern geweiht, ertheilte sie den Menschen des Orakels Antwort, brachte sie den Kranken Heilung, den Trauernden Trost. Im weissen Gewande sass sie auf ihrem Dreifuss, den magischen Stab in der Hand, horchte sie der Götter Sprache, und schrieb sie nieder auf des Tempels Marmorboden des Orakels Spruch. Es strömten die Menschen wehklagend zum Tempel der Vestalin, dem Kinde der Götter. — Ich, der Sonnensstrahl, beschien ihr Antlitz und hüllte die sehr weisse Gestalt ein in meinen goldigen Schein. Ein Jüngling — edel, gross, schön und stark — trat in den Tempel; er erbebte, als er die holde Jungfrau erblickte — und als sie ihn mit süsser Stimme frug:

„Jüngling, was ist Dein Begehr an die Götter?“

da verstummte er, wandte sich ab und ging. —

Und sie sah ihn gehen. Und als die Thür des Tempels sich hinter ihm schloss, da zitterte ihr Herz in süss menschlicher, in schmerzvoller Weise! Gesund, kräftig, blühend war er davongegangen, und nach einem Jahr — seht, da klopfte er wieder an des Tempels Thür — stand vor ihr ein Jüngling, blass, abgehärmt, ein Kind des Todes! Und als seine Fieberaugen sie erblickten, als seine dürren Hände sich wie bittend oder anbetend zu ihr emporstreckten, da frug sie

abermals bebend, blass: „Jüngling! sprich, was ist dein Begehr an die Götter?“

„Dich sehen und dann sterben!“ sprach er. Und er warf sich zu ihren Füssen und küsste den Saum ihres schneeweissen Gewandes! —

Ein Schauer vor Wonne und Schmerz durchzuckte sie. „Unglücklicher!“ rief sie, „du hast es gewagt, die Jungfrau, die den Göttern geweiht ist, zu lieben? Oh Wehe! Wehe! Du bist des Todes!“

„Und ist denn der Tod so schrecklich?“ frug er, sie voll Entzücken betrachtend; „der Tod durch dich — du Hohe, Reine, der Tod der Sehnsucht nach deinem Bilde? Ja, du Gottgeweihte! Ich lieb' dich — ich lieb' dich unsäglich!“

Und es ging ein Schauer durch den Tempel. Es grollen die Götter ob des menschlichen Frevels, und vor der Vestalin liegt der kalte, todte Jüngling!

Doch sie richtet sich mächtig empor: —

„Ich hab' Euch gedient, Ihr Götter, ich hab' Euch gegeben mein junges Blut und Leben, und Ihr — was gebt ihr mir? Dieser Jüngling, er gab mir sein Herzblut, seine Liebe, sein Leben — und Ihr, Ihr habt ihn gemordet! Fluch Euch, Ihr Götter Griechenlands, Fluch dir, du Tempel des Schauers, des Todes! Fluch mir selbst — denn ich habe das Liebste nun verloren!“ Und als sie so gesprochen, fiel sie auf des Jünglings Leichnam und bedeckte ihn mit Küssen. —

Am andern Tag — ich schien hell und klar — da stand sie auf dem Scheiterhaufen; der Tempel war geschändet worden durch sie, weil sie geliebt, weil

sie das Wort der Liebe ausgesprochen! Heiter, lächelnd trat sie in das Flammenmeer, und als die rothen, lüsternen Zungen des Feuers ihren schönen Körper leckten, da rief sie: „Ist denn der Tod so schrecklich? der Tod durch dich, schöner Jüngling? Ja, im Hades finden wir uns wieder!“

Heut noch bescheine ich die Trümmer dieses Tempels — die Götter Griechenlands, sie sind gefallen, gestürzt von dem Gott, der durch seinen Sohn zu Magdalenen sprach: „Ihr wird viel vergeben, denn sie hat viel geliebt!“ — — —

## XXVIII.

Seht, da steht die junge Mutter, vor ihr das Kind, das kleine Wesen, es richtet sich auf, es hält sich fest an den Falten des Kleides seiner Mutter, und zu ihrem Entzücken macht es nun allein, ohne Stütze, einige Schritte. „O, seht, mein Junge geht allein!“ ruft die junge Mutter voll Freude aus. „Seht nur, wie fest und sicher er die Füsschen aufsetzt — er geht!“ Wer hat es nicht gesehen, das Entzücken der jungen Mutter, wenn ihr Kind die ersten selbstständigen Schritte gemacht! Und der kleine Junge wächst heran und wird zum Mann, die kindliche Unselbstständigkeit, Hilflosigkeit ist verloren, er lernt Frauenliebe kennen und wird selbst Vater — doch nimmer findet er im Leben ein Gefühl, das dem der treuen Mutterliebe nahe käme. Alles wird ersetzt auf dieser Erde — nur die Mutter nicht; eine zweite

Mutter gibt es nicht. Und nun sah ich den Sohn, wie er die Mutter im Alter stützt und sie bewacht; sie führte ihn, als er auf Erden zu wandeln begann — er stüzt nun ihre letzten Schritte, er bewacht die letzten Tage ihres Lebens. —

Und ich sah noch ein kleines Mädchen — die Welt schien ihr so gross, so weit; und sie war gar so klein und verlassen. Niemand verstand sie. Sie musste all' ihre Gedanken einsperren in ihren kleinen Kopf, und das presste ihr oft das Herz zusammen!

So sass sie da und sann nach.

Und sie gedachte der Mutter, die man in den Sarg gelegt, und sie besann sich auf das bleiche Gesicht im Kerzenschein, und wie die Hand so eisig kalt war, als sie dieselbe küsste, und jetzt „ist sie im Himmel," sagen sie. — „So weit!" seufzt das kleine Mädchen, und zwei grosse, dicke Thränen rollen ihr die Wangen herab. Und sie faltet die Händchen und betet für die Mutter. Und der Mutter Geist stand da bei dem Kinde und küsste sie auf die Stirn. Und die Kleine wurde gross, und wenn sie hinausging in die Welt und in Gesellschaft, und wenn andere Mädchen von ihren Müttern bewundert, behütet wurden — stand sie allein da und gedachte ihrer todten Mutter; des Abends, wenn sie dann müde nachhause kam, da faltete sie wie ehedem die Hände und betete zu der Mutter Geist; diese aber stand da" — immer, alle Tage — und küsste die reine Stirne ihres Kindes; und das Kind wusste es wohl und fühlte sich nicht verlassen.

## XXIX.

Es war einmal ein recht armer Junge, er war erst 12 Jahre alt und musste schon arbeiten um sein täglich Brod. Als er nun so da sass in der Werkstatt und emsig arbeitete, fiel ein heller Sonnenstrahl gerade auf das Haupt des armen Jungen. Sein Ohr that sich auf, und seinen Sinnen eröffnete sich ein herrliches neues Reich! Er hörte der Elfen Sprache! Ja, inmitten seiner schweren Arbeit — denn müssig durfte er nicht sitzen — klangen himmlische Worte durch seinen Kopf, und in seinem Herzen wurde es so weich — so warm! Der arme Junge horchte und horchte, was er nur konnte, und es erschloss sich ihm ein neues Leben, ein ganzes Feenreich, die Gedanken gingen in seinem Kopf hin und her, und er schaute auf zum Sonnenstrahl und sprach: „Ja wohl, ich will ein berühmter Mann werden! Ich will Alles niederschreiben, was ich höre und empfinde, und des armen Jungen Name soll den Dänen Ruhm und Ehre bringen.“ —

Und der blasse Mond hat mir's des Morgens, als die Sonne aufging, erzählt, wie der arme Junge des Nachts da sass und die Gedanken, die ihm bei Tag durch den Kopf gegangen, alle niederschrieb. Und er fühlte die Kraft in sich, ein Schriftsteller zu werden. Ich betrachtete ihn, als er seine ersten Schriften zum Verleger brachte, und sah es, wie dieser den armen Jungen schnöde abwies. Aber endlich fand sich doch Einer; es war ein guter, edler Mann, der las und schüttelte den Kopf und frug: „Das hast

du geschrieben? Du, kleiner Junge, du?“ Und der arme Hans Christian sprach muthig: „Ja!“

Seht, so kam es, dass seine Schriften verlegt wurden, da kamen bald andere nach; Mährchen, Gedichte, Erzählungen; sie hatten alle ihren Ursprung aus dem Sonnenelfenreich. Der arme Junge lernte ihre Sprache zwischen Armuth und Arbeit verstehen und konnte nun seine Schätze niederschreiben. Und sein Name wurde bekannt, nicht nur im lieben Dänemark, sondern in der ganzen Welt, wo es gute, liebe Kinder gibt.

Hans Christian Andersen hat gelebt, geliebt und gedichtet und ist gestorben; — jetzt schreibt er Euch aus demselben, herrlichen Sonnenelfenreich, von welchem er auf Erden geträumt. —

## XXX.

Ich habe von Anbeginn an geschienen und scheine heute noch, sprach dieser Sonnenstrahl. Ich habe die Erde beschienen, wie sie aus dem All geboren wurde, ich habe die Lebenskeime in ihr geweckt, ich habe Wässer und Sümpfe getrocknet, und sah Bäume, Pflanzen und Thiere entstehen. Ich habe beschienen der Erde Paradies, das herrliche Indien, habe Buddha gesehen und gehört, ich war in den indischen Tempeln und lauschte den Priestern zu, wie sie Brahma Siva, Wishnu anriefen. Ich war im alten Egypten und habe die Pyramiden gesehen, wie man sie Jahrhunderte erbaute. Ich sah in die tiefsten Geheimnisse der Priesterkasten und hörte sie Osiris und Isis anrufen. Ich blickte in die griechischen Tempel und

Orakel und küsste der weissagenden Jungfrau die Stirne. Ich habe die römischen Helden in den Kampf ziehen sehen. Ich habe geschienen an dem Tage, als der Erlöser am Kreuze starb — die Sonne wurde damals verfinstert, die Erde erbebte — ich höre noch sein letztes Wort: „Es ist vollbracht!“ —

Ich beschien die Völkerschlachten, die sterbenden Märtyrer, die Kreuzzüge, die grossen Männer und auch die kleinen, die edlen Frauen und auch die bösen. Die Tugend und das Laster. Ich komme immer aus derselben Sonne vom Anfange an, und ich finde auch die Welt stets dieselbe. Es sind dieselben Kämpfe, dieselben Siege, dieselben Tugenden, dieselben Laster. Wie die Bilder der Ereignisse im Laufe der Millionen Jahre an mir vorüber ziehen, finde ich die Menschen stets dieselben. Der Tag ist heute eben so lang, wie er es vor Millionen Jahren war, ich gehe eben so auf und unter — und dies bleibt ewig so.

Was soll ich Euch also erzählen? Von der ewigen Gleichheit? Seht, von Anbeginn an haben die Menschen zum grossen Geiste gerufen. Der Indier nennt ihn Brahma, der Egypter Osiris. Sie haben ihn angebetet unter allerhand Formen und Götzen, sie haben gefochten, und sind gestorben für ihren Gott, und seht, es ist immer der Selbe, Eine, grosse Geist alles Lebens. —

Und der Sonnenstrahl verstummte! — Es lag eine grosse Milde und Ruhe um ihn; und ein Engelchen flüsterte mir zu: Das ist der Sonnenstrahl der ewigen Liebe, welcher die armen Menschenherzen tröstet!

# Schlusswort.

Und nun, meine lieben Menschenkinder, habe ich mich ausgeplaudert.

Ich hab's treu nach dem Erlebten erzählt, und hoffe, dass Ihr des ewigen Mütterleins gedenken wollet.

Gedenket der Zeit, die nie rastet, nie geboren ward und niemals stirbt! Der Zeit, die Eins ist mit Gott, dem Schöpfer! —

In tempore movemus.

# INHALT.


| | Seite. |
|---|---|
| Widmung. | 3 |
| Vorwort. | 5 |
| Vom Himmel zur Erde. | 7 |
| Erzählung eines Fingers. | 9 |
| Was mir ein Schuh erzählt. | 13 |
| Ein Seidenschnürchen spricht. | 18 |
| Der Wiederschein eines Spiegels. | 25 |
| Eine Geschichte, die glatt abläuft. | 28 |
| Am Nil. | 34 |
| Das Märchen vom verlorenen Weib. | 39 |
| Spaziergang. | 45 |
| Blumensprache. | 48 |
| Liebchen, du bist todt! | 59 |
| Treu bis zum Tode. | 63 |
| Am Erker. | 67 |
| Des Stromes Gesänge. | 69 |
| Alte Frauen. | 82 |
| Eine Seele sucht die andere. | 85 |
| Wald-Romanze. | 91 |
| Erzählungen der Lüfte. | 95 |
| Sie. | 104 |
| Er. | 106 |
| Goldkäfer. | 108 |
| Das Geheimniss. | 113 |
| Elfenkind. | 116 |
| Im Wagen. | 119 |
| Der Abend. | 124 |
| Der Tag. | 131 |

Seite.

Gebrochener Zauber. . . . . 134
Lebensgeschichte eines büssenden Engels. . . . . 139
Auf der Höhe. . . . . 161
Vereint. . . . . 163
Was ich vom Monde, der durch Fensterscheiben schien, vernommen. . . . . 165
Das Paradies. . . . . 174
Der böse Zauberer. . . . . 177
Das Rauschen eines Baumes. . . . . 186
„Quack-Quack," der Laubfrosch. . . . . 189
Vom Knaben, der den Mond haschen will. . . . . 191
Das schöne Hexelein. . . . . 194
Die Veilchen. . . . . 199
Das arme alte Bettelweib. . . . . 204
Warum musste der Vater seinen einzigen Sohn verlieren? 207
Sieben Thränen. . . . . 109
Drei Teppiche. . . . . 213
Die Tanne. . . . . 221
Eine Liebesgeschichte aus dem Walde. . . . . 224
Der Adept des geheimen Geistes. . . . . 226
Erzählungen der Sonnenstrahlen. . . . . 243
Schlusswort. . . . . 300